Frankfurter Bilder

von

Eduard Beurmann.

Mainz,
Druck und Verlag von F. Kupferberg.

1838.

Ex
Bibliotheca Regia
Berolinensi.

Der Eilwagen.

Es war am 11. März des Jahres 1832, als ich, von Lübeck kommend, mit dem Eilwagen in das Friedberger Thor zu Frankfurt einfuhr. Den Weg bis dahin: über Hamburg, die Lüneburger Heide, Hannover, Kassel u. s. w. hätte ich — wäre er mir nicht schon so bekannt gewesen — als eine terra incognita hinter mir zurücklassen müssen; denn der Eilwagen gestattet keine Zeit zu näheren Betrachtungen; und le peuple sauvage des Heidschnucken in der Lüneburger Heide, Georg Harrys und die Waterlosäule in Hannover — auf welcher die Namen der am 18. Juni 1815 den Tod für's Vaterland Gestorbenen eingegraben, und unter deren Piedestal ein Verzeichniß sämmtlicher Hofschauspieler gelegt ist, die also das Erhabene neben dem Lächerlichen (variatio delectat!) bietet — der große Christoph und der Küfermeister Herbold in Kassel, Jordan, die Ständeversammlung und die neuantike Löwenburg mit dem steinernen

Grabmonumente des steinernen Churfürsten, der die Hessen das Lied lehrte: «Amerika ist nicht weit von hier!» mit einem Worte, alles Kurz- und Langweilige einer Reise von beinahe siebzig deutschen Meilen wurde mir durch den raschen Flug des Eilwagens entzogen. Nicht einmal das bemooste Haupt der Göttinger Bibliothek, an welcher ich Nachts zwölf Uhr vorüber fuhr, einer Bibliothek, in welcher die Gelehrsamkeit von ganz Europa aufgeschichtet liegt, vermochte das Viergespann des Eilwagens in einen ehrenfesteren Schritt zu setzen; und kaum war es mir vergönnt, einen Blick zu dem Kaker des Concilienhauses hinaufzuwerfen, dem berühmten Hôtel de Brybach, in dessen freundlicher Umgebung ich manche Stunde zugebracht, und zu dessen Füßen der Promotionssaal befindlich, wo man für dreißig Friedrichsd'or zu einem viro praenobilissimo atque doctissimo, zu einem Doctori utriusque juris, medicinae, aut philosophiae gemacht wird, nachdem man zuvor einen feierlichen Eid geschworen, daß man auf keiner anderen Universität sich noch einmal um das Doktordiplom bewerben, d. h. mit anderen Worten: noch einmal dreißig Friedrichsd'or zahlen wolle.

Es war gewiſſermaßen ein Zauberſchlag, der mich vom Norden nach dem Süden verſetzte. Heute war ich in dem alten Lübeck, dem ſchwerfälligen alten Haupte der ſeligen Hanſa, und über fünf Tage im Schoppenlande, unweit des Rheins, in der alten Kaiſerwahlſtadt Frankfurt, die in der letzteren Zeit durch das «Pfefferröſel» der Frau Birch-Pfeifer von Neuem berühmt geworden iſt, die Göthe geboren, und in welcher Bratwürſte gemacht werden, die eine eben ſo große Celebrität, wie dieſer, erlangt haben. Die Frankfurter Bratwürſte haben ſich das Weltbürgerrecht erworben, und kein Wolfgang Menzel kann es ihnen ſtreitig machen. Werden einmal die Frankfurter einen Platz ausfindig gemacht haben, wo ſie ihrem großen Landsmanne ein Denkmal ſetzen können, ſo rathe ich ihnen, ein Dutzend geräucherter Bratwürſte unter das Piedeſtal deſſelben zu legen, vorausgeſetzt nämlich, daß Herr Franz Gruner nicht mehr Intendant der Frankfurter Nationalbühne iſt; denn dieſer würde ſofort ein Vorrecht vor jenen zu haben behaupten und die Waterloſäule citiren.

Welche plötzliche Veränderung, als ich im Rahmhofe zu Frankfurt aus dem Eilwagen ſtieg; die Zeit, die ich in ihm verſchlafen und verträumt,

lag, wie eine lange Nacht, zwiſchen Lübeck und Frankfurt. Es war ein ſchöner Sommernachtstraum; denn meine Frau, meine liebe, kleine Thereſe, erwartete mich in Frankfurt, hinter der «ſchlimmen Mauer,» die mir ſeitdem wie die beſte Mauer der Welt erſchienen, und merkwürdiger, als die große chineſiſche. Beim Erwachen aus meinem Traum war ich in Süd-Deutſchland. Süd-Deutſchland! Frühlingswort! Weinrebenwort! Heiteres, luſtiges Wort! Romantiſch-poetiſches Wort! Lebenswort! Man kann ſich keinen Begriff davon machen, wie mächtig das Wort: Süd-Deutſchland auf das Herz einwirkt, wenn man Abends im Norden ſchlafen gegangen, und Morgens im Süden zum Liebeleben erwacht. Es war ein kalter Märzmorgen, als ſolches mit mir der Fall war, aber ich war im Suden, wo die Dichtung am Rheine lebt, in Frankfurt, dem Grundſteine von Deutſchlands Einheit, wo die Manen der alten deutſchen Kaiſer im Römer wohnen; in Frankfurt, deſſen Bartholomäuskirche ihren Thurm wie einen Zeigefinger der Einheit Deutſchlands zum Himmel hebt. Ich war in Frankfurt, wo der Schoppen Rheinwein ſechzehn Kreuzer koſtet, wo man den Wein aus Bierglaſern trinkt, wo die «ſchlimme

Mauer» ist, und ich vergaß den kalten Märzmorgen und gedachte des Frühlings in Süd-Deutschland, und in meiner Seele wurde es Frühling.

Diese plötzliche, jähe Uebersiedelung aus dem Phlegma des Nordens in den heiteren Weinhumor des Südens verdankte ich lediglich dem Eilwagen.

Chausseen, Eilwagen, Eisenbahnen, Dampfwagen — unsere Zeit treibt zur Eile. Alles soll im Fluge zum Ziele eilen: Revolutionen, Kaiserreiche, Restaurationen, Reformationen. Seit den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts bis zu den dreißiger Jahren des unsrigen ist der Zeitgeist selbst — ich will nicht sagen ein Dampfwagen — aber doch wenigstens ein Eilwagen geworden. Wie hätte sich dieser Zeitgeist mit dem Schneckengang der gewöhnlichen Postklepper vertragen können. Also Eilwagen sind dem Zeitgeiste angemessen. Da die größten Weltbegebenheiten, die seit Jahrhunderten die Welt erschüttert, in den letzten Decennien ventre à terre über die Erde galopirt sind, und die Menschheit in ihrer wilden Galopade mit sich fortgerissen haben, so würde es unbillig gewesen seyn, die Reisenden allein dem schläfrigen Postzuge früherer Zeit zu überlassen.

Aber ob es politisch rathsam war, diese Eilwagen in unser bedächtiges Deutschland einzuführen, das ist eine andere Frage. Ich will hier gar nicht von flüchtigen Schuldnern und der Schmälerung des Verdienstes der Hauderer sprechen, sondern nur von den Umtriebemachern und Revolutionairs. Früherhin brauchten solche Leute einen Tag von Frankfurt nach Gießen; und Postwege und Postwagen waren ganz dazu geeignet, sie zu den demüthigsten Gedanken zu stimmen und mürber zu machen, als hätten sie einen ganzen Tag im Kartätschenfeuer gekämpft. Mochten sie noch so liberal gedacht haben beim Einsteigen in den Postwagen; beim Aussteigen war das Princip der Duldung sicherlich in ihrer Seele befestigt, und sie waren wie das Lamm am Kreuze: alle revolutionaire Gedanken waren ihnen durch den schlechten Weg und den noch schlechteren Wagen aus Leib und Seele heraus geschüttelt. Ganz anders ist das heut zu Tage. Wer als Revolutionair in den Eilwagen steigt, der kommt auch als Revolutionair wieder aus dem Eilwagen heraus. Einestheils geht die Fahrt so rasch, daß man kaum auf andere Gedanken kommen kann, anderntheils fährt man so bequem, daß die Ueppigkeit nothwendigerweise noch mehr

Raum gewinnen muß. Im Schlafe kann ein franzöſiſcher Revolutionair von Paris nach Frankfurt fahren, ohne Umſtände kann er ſich in Pantoffeln und Schlafrock in die Diligence ſetzen und unter dem Schafspelze die Fahne der Verſchwörung über den Rhein tragen.

Außerdem war die frühere Langſamkeit der Poſtanſtalten der Würde der deutſchen Bundesſtaaten auch angemeſſener. Man mußte doch wenigſtens einen Tag gebrauchen, um den kleinſten Bundesſtaat zu durchfahren, und ſogar das Reich von Heinrich Reuß dem ſechzigſten gewann dabei an Ausdehnung. Jetzt aber kann man, wenn man am Sonnabend Morgen Hannover verlaſſen hat und am Montag Morgen in Frankfurt eingetroffen iſt, behaupten: man habe ein Königreich, ein Churfürſtenthum und eine freie Stadt geſehen. Welch' ein winziger Zeitraum, und ein Königreich, ein Churfürſtenthum und eine freie Stadt. Es iſt entſetzlich!

Das ſind zwei weſentliche Nachtheile der Eilwagen-Einrichtung in politiſcher Hinſicht. Aus Dankbarkeit jedoch will ich auch hier einen politiſchen Vortheil anführen, der jene beiden in meinen Augen bei weitem überwiegt. Die Eilwagen-Einrichtung einet den Norden und Süden

des deutschen Reichs; im Fluge kann man von den Küsten des baltischen Meeres und den Dünen der Nordsee zu den weinumkränzten Rheinufern gelangen. Man hört allenthalben die deutsche Sprache: wo einst Wittekind herrschte und die Irmensäule stand, und wo Karl der Große seinen Thron baute, in Aachen, jenseits des Rheinstroms. Die Scheidewand, welche Königreiche und Fürstenthümer in Deutschland gezogen, fällt zusammen, und Gedanken von Deutschlands Einheit erblühen in der Seele des deutschen Reisenden.

Frankfurts erster Anblick und Eindruck.

Rechts der Taunus; vor mir Frankfurt, jenseits des Mains, über Darmstadt hinaus, die Bergstraße, die sich in Nebelwolken verlor: solches waren die ersten deutlichen Umrisse, die wir von der alten Kaiserwahlstadt und der neuen Bundesstadt entgegen traten, als ich von der Friedberger Warte die Chaussee herabfuhr. Frankfurt kehrt dem von Kassel kommenden Reisenden die moderne Rückseite zu, sein altes, ehrwürdiges Antlitz im Maine spiegelnd, der ruhig und harmlos zu seinen Füßen vorüberfließt, der einzige lebende Zeuge der ehemaligen Hoheit und Majestät der welt-

berühmten Wahlstadt. Sie schaut den aus Norddeutschland kommenden Reisenden mit Lenzesaugen an; die düstere, ernste Seite, die ich mit ihrem Römer, ihrem Saalhof, ihrer Bartholomäuskirche, ihrem Sachsenhausen einem lebendigen Epos des deutschen Kaiserreichs vergleichen möchte, war mir entzogen.

Die Stadt bietet von der Friedberger Warte aus den Anblick einer bedeutenden, reichthumbegabten; großartig wirkt dieser Anblick nicht. Nur der Thurm der Bartholomäuskirche (der Dom) deutet auf frühere glorreiche Zeiten hin, und wenn man etwas Phantasie besitzt, so kann man sich den Heiligenschein des deutschen Reichs ihn umstrahlend denken.

Indeß Frankfurt mit seiner Umgegend ist die Schwelle des Taunusgebürges, die Vorhalle des Rheingau's, der Verkünder der romantischen Bergstraße, die man von hier deutlich gewahrt, und noch immer das Herz Deutschlands. Solches mag denn zur Genüge meine Behauptung rechtfertigen, daß es dem Reisenden wie mit Lenzesblicken zuwinke. Einst ging von hier aus das Leben, der Frühling des deutschen Reichs aus; und auch zur Zeit noch soll von hieraus das Leben Deutschlands ausgehen; denn Frank-

furt ist die Bundesstadt der deutschen Staaten. Der poetische Frühling muß hier emporblühen. Dann aber ist Frankfurt die Pforte zum Süden, von wo aus der Frühling der Natur auswandert, sich nach Osten, Westen und Norden in kurzer Zeit verbreitend.

Welchen treffenderen Namen kann man der deutschen Stadt geben, die so viel Frühlingsartiges in sich vereint, als den der «Frühlingsjungfrau,» «Lenzgeschmückten.» Ich war ziemlich in poetisch-lyrische und poetisch-politische Gedanken versunken, als die Stimme der Stadt, die ich bis dahin schweigsam vor mir liegend erblickt hatte, am Friedberger Thore zu meinen Ohren drang. Das Geräusch einer großen Stadt, so lange Einem dieselbe nicht bekannt ist, kömmt mir stets wie Kindergeschrei vor, man kann ihm eben keine bestimmte Deutung geben, und es hat jedenfalls etwas Störendes für den sinnigen Beobachter, etwas Disharmonisches und Charakterloses. Mich weckte es aus meinen Träumen; und meine Blicke auf ein links am Wege, nahe dem Friedberger Thore stehendes Denkmal richtend, fragte ich den mir zur Seite sitzenden Konducteur: was es mit demselben zu bedeuten habe. «Es ist das Monument der gefallenen Hessen» antwortete er mir.

Das Monument

vor dem Friedberger Thor zu Frankfurt.

Eine Thräne freudig-wehmüthiger Rührung war das Zeichen, daß ich die Antwort verſtanden. Es hat mich ſelten etwas ſo mächtig ergriffen, wie Treue bis in den Tod und das lebendige horaziſche:

»Dulce et decorum est, pro patria mori!«

Schon am Nachmittag deſſelben Tages zog es mich zu der Stätte, wo Prinz Carl von Heſſen-Philippsthal und ſeine Getreuen den Tod im franzöſiſchen Kartätſchenfeuer fanden.

Das Monument, welches ihnen Friedrich Wilhelm von Preußen weihte, iſt ſo poetiſch ſchön und edel erdacht, wie es trefflich ausgeführt iſt. Ein einfacher, koloſſaler viergeſchnittener Denkſtein, nach Art eines länglichen Würfels, erhebt ſich auf einem künſtlichen Felsblock an der Stelle, wo die Edlen fielen. Auf demſelben liegen koloſſal ausgehauen, Helm, Keule und Widderfell, die Zeichen tapferer Kämpen. Rings um den großen Stein ſind viele ſpitz zugeſchnittene, ſich ihm anklammernde kleine Steinblöcke gereihet. So viel Brave, wie hier den Heldentod ſtarben, ſo viel Steine gewahrt das Auge.

Wie jene, dichtgeschaart um ihren Führer, das Heldenauge schlossen, so dicht ranken sich diese um den Hauptstein. Einfache Inschriften bewahren der Nachwelt die Namen der gefallenen Helden, den Jahrestag ihres Todes und den Namen dessen, der ihnen dieses Andenken der Liebe und Anerkennung weihte. Wie Flammenschrift glänzen die Worte: « Hier starben den Tod der Helden: Prinz Carl von Hessen-Philippsthal, Obrist; von Donop, Major u. s. w. » zu dem Herzen eines jeden braven Deutschen. Bekanntlich fanden jene ihren Tod bei der Befreiung Frankfurts von den Franzosen im Jahre 1792.

Ich habe selten ein Heldendenkmal gesehen, das mit so viel Einfachheit so viel Poesie vereint. Dieser Stein spricht eindringlicher zu dem Herzen, als es das gelungenste Epos könnte.

Vom Rahmhof, wo die Eilpost Halt machte, begab ich mich zu dem Gasthof: « Der Weidenhof. »

Die Frankfurter Gasthöfe.

Sie bilden einen erheblichen Artikel unter den Celebritäten Frankfurts, und haben einen eben so großen Ruf erlangt, wie die Frankfurter

Bratwürste. Im Norden gelten sie für die Hochschule der Gastwirthschaft, und der «Lindenhof» in Bremen, das «Hôtel du Nord» in Lübeck sind nach ihnen gestaltet; nur daß dort die Preise nach einer besonderen Taxe gestellt sind, der Rheinwein bei weitem theurer ist, und auch am Ende der ächte Gastwirthsgeist der Frankfurter Gastwirthe fehlt.

Frankfurt gleicht, während der Sommermonate, einem Taubenschlage. Ein ewiges Hin und Her kreuzt sich auf den Straßen, und die Gasthöfe: «Weißer Schwan,» «Weidenbusch,» «römischer Kaiser,» «Hôtel de Russie,» «englischer Hof,» «pariser Hof,» «goldenes Roß» (das sich — beiläufig gesagt — jetzt «Cheval d'or» schreibt), «Landsberg» u. s. w. gleichen kleinen Staaten, die fürwahr einen eben so umsichtigen Regenten erfordern, als das Land von Heinrich Reuß dem sechzigsten.

So umfangreich jene Gasthöfe sind, so haben sie doch, in den rechten Zugmonaten, vom Juni bis zum September, nicht Platz genug, die Fremden zu beherbergen, und Nachbarhäuser müssen hier aushelfen. Demungeachtet findet hier die prompteste und beste Bedienung statt, und das will viel sagen, da es sich dabei um die

Befriedigung von Magen und Körper handelt, die bekanntlich die größten Despoten unter Allen sind.

Wenn man an eine Frankfurter Gasttafel tritt, so möchte man glauben, es sey hier nicht für gewöhnliche Menschen Sorge getragen, sondern für eine eigene Vielfresser-Nation: das Rindfleisch reiht sich an die Suppe, die Beilage an das Rindfleisch, das Ragout in allen Arten an die Beilage, die Buddings an das Ragout, die Fische an die Buddings, die Braten an die Fische, und so fort bis zu den chevaux legers, dem Desert.

Eine ganze Armee marschiert hier auf, oder wird vielmehr auf den Tisch geworfen; denn in einer Stunde, von 1—2 Uhr, muß Alles abgethan seyn. Es ist eine wahre Höllenarbeit, sich hier durch Alles durchzufressen, und man ist, nach verrichteter Mahlzeit, so müde, als habe man einen Augiasstall vollgemistet. Deshalb haben denn auch die Aerzte in Frankfurt vollauf zu thun, und die Köche werden hier besser honorirt als die Schriftsteller, sintemal nicht blos in den Gasthöfen, sondern auch bei den diplomatischen und nicht diplomatischen Diners in den Privathäusern gegessen und getrunken wird comme

il faut. Die Eß- und Trinkluſt überwindet hier Alles; und wenn auch kein Jude, gleich den Schauſpielern, Eintritt in das Kaſino erhält, ſo ißt man dennoch bei jenem ohne Rückhalt. An der Tafel ſitzen Chriſt und Jude in brüderlicher Eintracht neben einander, nur bei der Verdauung, auf dem Kirchhofe, findet eine Scheidung ſtatt.

Ein Uhr Mittags erſchallt in allen Gaſthöfen die Hora zum Eſſen, und wer um ein Uhr Mittags mit hungrigem Magen über die Zeil gehen muß, in deſſen Bruſt müſſen nothwendigerweiſe die wehmüthigſten Empfindungen wach werden. Die Glocke tönt ſo ſüß und einſchmeichelnd, in wahren Feierklängen, wie ein Sabbathgeläute, verkündend, daß die Schlemmer ihr Leibesheil beſorgen. Es iſt ein wahres Glück, daß in der Nähe der großen Gaſthöfe keine Armen wohnen. Die müßten um ein Uhr Mittags eine wahre Tortur bei dem Geläute und dem Eßgeruch, der ſich über die ganze Straße verbreitet, ausſtehen. Bei dem Glockenſignal, das wie ein Kanonenſchuß zur Schlacht ruft, ſtürzen die Kämpen von Nah und Fern an die wohlgeordnete Tafel, in langer Schlachtreihe ſich ausdehnend, die Schoppen- und Bouteillen-Batterien vor Augen. Der Magen mähet unerbittlich Alles darnieder, und

ſo viel neue Truppenmaſſen von den Kellnern ihm auch entgegen geführt werden, er achtet ihrer nicht; mit eiſerner Tapferkeit ſtürzt er ſich auf die feindlichen Reihen. Die Adjutanten fliegen in Haſt der Tafel entlang, die Befehle des Blutigen überbringend, Meſſer und Gabel klirren, und der Bauch — der ewige Götze des Menſchen — bläht ſich in ſtolzem Siegerruhm.

Zu der Zeit, als ich zum erſten Male an der Gaſttafel des «Weidenhofes» ſpeiſete, ſprach man noch von den Polen; ſie waren im März des Jahres 1832 die Mode des Tafelgeſprächs. Die blutige Freiheitstragödie, die ſie aufgeführt, diente damals, wenn der Mund Zeit hatte zu etwas Anderem, als zum Eſſen, zur Unterhaltung. Jetzt, da ich dieſes ſchreibe, ſind ſie aus der Mode gekommen, und man ſpricht nun wiederum, wenn gerade keine blutigen Auftritte vor der Haupt- und Konſtablerwache vorgefallen, von dem Theater, und in dieſer Zeit vorzugsweiſe von Dobler, dem erſten Baſſiſten, der nach Stuttgart durchgegangen. Das Tiſchgeſpräch in den Frankfurter Gaſthöfen iſt demnach daſſelbe, wie in allen übrigen Deutſchlands: Krieg, Freiheit, Revolution, Kortesbons, Theater. Es iſt auch hier alles dieſes Nebenſache; Eſſen und

Trinken ist die Losung, und dabei beschaut man sich die Schlachtfelder und die Gräber, den Kampf der drei Tage und die Juliushelden, in behaglicher Ruhe und mit vollem, kauenden Munde. Nur ein Verlust in Kortesbons verleidet Manchem die Mahlzeit, und er trinkt eine Flasche Nierensteiner weniger, da ihm solch' Leid an Herz und Nieren geht.

Was die verschiedenen Gasthöfe Frankfurts betrifft, so ist der «weiße Schwan» sicherlich der besuchteste. Nahe dem Theaterplatze entfaltet er seine Schwingen. Dieser «Schwan» ist der größte seines Gleichen — das kann ich kühn behaupten — und sogar größer als der Wallfisch, der den Propheten Jonas beherbergte. In seinem Bauche können hunderte von Menschen und Vieh ein Unterkommen finden. Man ißt daselbst, nach dem Urtheile Sachverständiger, vortrefflich, und der zeitige Oberkellner ist der Latour d'Auvergne aller Kellner in Deutschland. Mit einem Feldherrnblick überschaut er die Tafel, mit der feinsten Taktik ordnet er ihre Reihen, mit ungeheuerer Schnelle leitet er das Geschütz (die Speisen). Unermüdlich und rastlos ist sein Wirken, und die Disciplin, die unter seinen Untergebenen herrscht, ist musterhaft. Ein zweiter

Vatel waltet er mit eiſerner Gerechtigkeit in ſeinem Reiche, und hat ſich ein Unterkellner ein Vergehen zu Schulden kommen laſſen, vielleicht gar einen Gaſt mit Suppe oder Saucé überſchüttet, er wird mit unerbittlicher Strenge von der table d'hôte verbannt; acht Tage lang wenigſtens darf er an keinem Haupttreffen Theil nehmen. Die Grundſätze der Ehre befeſtigen das Regiment des Mächtigen; er befiehlt mit Blicken und Handdeuten. Der Name des Braven iſt Volk, und ſeine jährliche Einnahme ſoll bedeutender ſeyn, als die eines Schwarzburg-Sondershäuſiſchen Hofrathes.

Dem «weißen Schwanen» gegenüber befindet ſich nicht etwa der «ſchwarze Mohr,» ſondern der «Weidenbuſch.» Fürwahr! die Frankfurter Gaſthöfe haben, außer dem «römiſchen Kaiſer,» der zu den Antiquitäten gehört, und dem «Hôtel de Russie,» deſſen zeitiger Gaſtwirth Sarg heißt, und der deshalb das Gute hat, daß er neben Eſſen und Trinken das «memento mori» bietet, ziemlich beſcheidene Namen. «Ein Weidenbuſch,» nicht einmal «Weidenbaum,» und doch ein erſter Gaſthof in Frankfurt a. M. Ich muß dieſem «Weidenbuſch» wiederum den Beinamen der «Große» geben. Er giebt unzäh-

ligen Gästen Schutz, und unter seinen Zweigen finden sogar die Abendunterhaltungen des «Museums» Statt. Ein «Weidenbusch» und ein «Museum.» Ja wenn das Museum nur kein «Weidenbusch» ist. Auf diesen Umstand werde ich später zurückkommen; ein Museum, und noch dazu ein Museum, in welchem einst Jean Paul Vorträge hielt, verdient besonders besprochen zu werden.

Ich könnte nun noch den «Weidenhof,» den «römischen Kaiser,» dessen steinernes Konterfei vor dem Gasthofe desselben Namens unter einem Schutzdache steht, damit ihm kein Sturm und Regen Etwas anhabe, und dessen Wirth das Muster eines galanten, gefälligen Wirths ist, den «englischen Hof» u. s. w. besprechen, indeß ich habe mich schon zu lange bei der Frankfurter Gastwirthschaft aufgehalten. Die Gasthöfe gleichen sich ziemlich einander, sowohl was Essen und Trinken, als die geistige Langeweile betrifft. Somit mag Vorstehendes dem Weisen genügen.

Frankfurt im Innern.

Zu erfahren, wie es im Herzen einer Stadt aussieht, ich meine nicht, in dem moralischen

(das läßt sich nicht so in den ersten Tagen erproben), sondern in dem physischen, ist sicherlich das erste Untersuchungsgeschäft des Reisenden.

Im Inner bietet Frankfurt einen vielfarbenen Anblick, es hat von Allem Etwas aufzuweisen. Sieht man die schnurgerade Zeil mit ihren oft prachtvollen, den Roßmarkt mit seinen freundlich-modernen Gebäuden, so fühlt man sich an eine der größeren deutschen Residenzstädte erinnert; der Liebfrauenberg, die neue Kräm, der Römerberg, Markt, die Fahrgasse und der Mainquai gewähren den Anblick eines belebten Handelsplatzes; und die neue Mainzergasse so wie der Wall gleichen den Straßen jener kleinen Residenzen, deren man in Deutschland so viele besitzt.

Das Innere Frankfurts ist dreigeschnitten: alt-ehrwürdig, erhaben-modern und säuberlich-modern. Alt-ehrwürdig nenne ich den größten Theil der Altstadt. Die Häuser daselbst, so schwarz eingeräuchert sie sind, so finster sie auf die Gasse herniederschauen, so gebückten Hauptes sie sich zu einander neigen, daß kaum ein Sonnenstrahl zwischen ihre Reihen fallen kann, gleichen mir alten Greisgestalten, die viel mitge-

macht, die uns aus längst verflossenen Zeiten berichten können, aus glorreichen Zeiten des deutschen Reichs. Die dem Römer-, Samstagberg und Markt sich anschließenden Gassen treten uns also entgegen, sie bilden den ältesten Theil des alten Frankfurts. Der Römer, die Häuser Limburg und Frauenstein, das steinerne Haus, der Saalhof, die Bartholomäuskirche ragen als die Häuptlinge unter jenen Gebäuden hervor, und blicken düster, und Nachts sogar unheimlich, zu Einem herab. Sie sind aus einer Zeit, die längst im Grabe ruht, zu uns herübergeschritten; wie der ewige Jude blicken sie auf die lebende Zeit herab, und scheinen sich nicht hineinfinden zu können. Solchergestalt ist das Innere des alten Frankfurts. Am Samstagberg, wo einst Günther von Schwarzburg als Kaiser die Huldigungen der Frankfurter empfing, sitzen jetzt nur noch Gemüse-Verkäuferinnen; der Brunnen, der bei der Kaiserwahl den Wein sprudeln ließ, treibt jetzt reines Wasser; selbst bei dem Jubelfeste der ständigen Bürger-Präsentation ließ er keinen Wein springen, sondern nur etwas mehr Wasser, als gewöhnlich. Es stieg in ziemlich hohem Bogen empor, und bespritzte die Vorübergehenden. Die beiden Ochsenköpfe vor dem

Häuschen, wo der Ochse bei der Kaiserwahl gebraten wurde, schauen freilich noch einen Tag, wie alle, aus den Fenstern jenes Häuschens, aber es wird kein Ochse mehr gebraten, kein Kaiser mehr gekrönt. Der Markt, über welchen der Kaiser vor Zeiten zum Dome schritt, riecht jetzt nur noch nach Fleisch und Gemüse, und das Grabmal Günthers ist verwittert, wie das römische Kaiserreich. Franz I war der letzte römische Kaiser; im Kaisersaale des Römers, wo die Gemälde jener Mächtigen an den Wänden prangen, die einst, der Eine mehr, der Andere weniger, das Schicksal des deutschen Reichs in Händen hielten, ist Franciscus primus, Franciscus ultimus; und weil nach ihm kein Platz mehr war für ein neues Gemälde, so hat man auch keinen neuen Kaiser mehr gewählt. Es scheint beinahe so heraus zu kommen, wenn man den Führer, der Einem die Merkwürdigkeiten des Römers zeigt, von dem Erlöschen der deutschen Kaiserswürde sprechen hört. So ein Mann hat oft mehr Verstand als man denken sollte.

Die Häuser Limburg und Frauenstein trifft man nur noch im Staatskalender der freien Stadt Frankfurt an; und auch am Samstagberg

werden keine Turniere mehr gehalten, es sey denn, daß zwei Sachsenhäuserinnen dort eine Lanze miteinander brechen.

Das Deutsch-Herrenhaus in Sachsenhausen dient jetzt den Oesterreichern zur Kaserne, die Deutsch-Herren ruhen im Grabe, und das Gelübde der Keuschheit und Nüchternheit ist längst aus der Mode gekommen. Es ist Alles anders, vieles besser, vieles schlechter geworden im alten Frankfurt, aber seine Häuser und seine Gebäude heiße ich die alt-ehrwürdigen, und so schief und winkeligt der Römerberg auch ist, so holprigt sein Steinpflaster, er mahnt an eine gediegene Zeit, die mindestens eben so gerade, wenn auch für Manche nicht so bequem war, wie die unsrige.

Das erhaben-moderne Frankfurt heiße ich die Zeil, den Roßmarkt, das Thurn- und Taxische Palais. In dem Letzteren vereint sich Deutschland, unter Oesterreichs Vorsitz, und die Eschenheimerstraße ist die Hauptstraße in ganz Deutschland; denn das Thurn- und Taxische, das Bundespalais, liegt in ihrer Mitte. Wer Klübers «Bundesrecht der deutschen Staaten» lesen will, kann sich in Betreff der neuesten Geschichte des Thurn- und Taxischen Palais unterrichten;

ſie liegt außer dem Bereiche meiner Feder, die nur Frankfurter Bilder entwerfen ſoll.

Die Zeil iſt eine ſchöne, vornehme Straße; mit ariſtokratiſchem Antlitz; die Häuſer derſelben gleichen größtentheils den alten Patriciern einer freien Reichsſtadt, oder vielmehr einer erhabensteifen Reihe von Diplomaten. Ceremonios ſtehen ſie einander gegenüber, en chapeau bas und en escarpins. Die kleineren Häuſer ſchauen demüthig zu den größeren empor, wie die Geſandten kleinerer Staaten zu denen der größeren. Die größeren Häuſer lächeln ſtolz zu den kleineren hernieder und ſcheinen ſich von dieſen den Hof machen zu laſſen. Uebrigens iſt hier Alles modern und — wie geſagt — auch vornehm. Nur vom «römiſchen Kaiſer» abwärts wird's demüthiger und bürgerlicher. Hier ſteht die Konſtablerwache mit ihren hölzernen Käfigen, die den eiſernen am Thurm der Lambertuskirche in Münſter ähneln, in welchen die Gebeine der Wiedertäufer, von Wind und Wetter gebleicht, klappern. Man will jetzt keine Wiedertäufer mehr.

Das ſäuberlich-moderne Frankfurt iſt ſo eigentlich am Wall zu finden. Die Häuſer daſelbſt gleichen Leuten, die ſich aus den Geſchäften zurückgezogen und von ihren Intereſſen leben.

Freundlich-prosaisch-bürgerlich sehen sie mit ihren Gärten umher. Sie scheinen ihr Morgenpfeifchen zu rauchen und sich die Zeitungen vorzulesen. Das Leben von fern betrachtend, und dessen Stürmen entzogen, waltet eine eigene Ruhe auf ihren Mienen. Sie sind harmlos, wie die Geldmenschen, die, so lange der St. Simonismus nicht um sich greift, nichts zu befürchten haben.

Das ist so ziemlich ein Bild von dem innern Frankfurt, wie es mir vorschwebt. Ein Stadttheil fehlt in diesem Bilde, und den weiß ich eigentlich unter keine Rubrick zu bringen; es ist die Judengasse. Diese Gasse ist eine wahrhaft tragische Gasse, mit Leiden und Thränen gedüngt, den Thränen des greisen Knechtes Israel. Diese Gasse ist eine weltberühmte Gasse; denn das Haus Rothschild wurde hier gebauet, und der Adel der Juden wurde hier mit Geld begründet. O Ihr Kammerknechte des heiligen römischen Reichs, wer hätte es nur vor ein paar Jahrhunderten geglaubt, daß Ihr auch Freiherrn und Barone werden, und diplomatische Dinées veranstalten könntet. Es ist wahr, Napoleon hat viel vollbracht und sich aus einem unbedeutenden korsikanischen Edelmann zum Welt-

Imperator emporgeſchwungen. Aber Rothſchild hat mehr vollbracht, weit mehr, er hat ſich aus einem Juden zum Welt-Imperator emporgeſchwungen.

Es gab einmal eine Zeit, wo der römiſche Kaiſer aus eigener Machtvollkommenheit allen Chriſten die Schuldforderungen, welche Juden an ſie hatten, erlaſſen konnte. Die Zeit iſt nun vorüber, und ſo wird Rothſchild wohl Rothſchild und Welt-Imperator bleiben. Er wird der bleiben, von dem man ſagt: «Einſt hatten die Juden viele Könige, jetzt haben die Könige einen Juden.» Weltberühmte Judengaſſe in Frankfurt a. M., du ſiehſt finſter und rothhaarig aus, wie der Zodik in Spindlers «Jude,» du biſt ſchmutzig wie eine italiäniſche Herberge, du riechſt nach Knoblauch, und die in dir wohnen, ſcheinen eingeſargt zu ſeyn in's Grab, obſchon deine Thorflügel nicht mehr Abends geſperrt werden und ſich der Judenpaare mehr als vierzehn in jedem Jahre verheirathen dürfen; aber du biſt ein groſſes Monument der Macht des Geldes. Mit dem einen Fuße ſtehſt du im Mittelalter, mit dem andern in der neueſten Zeit, doch Rothſchild wird dir die Hand bieten, und dich nach ſich ziehen auf die Zeit. Was Moſes-Mendelſohn

mit aller Weisheit nicht vollbracht, worüber Gabriel Rieſer ſich in ſeiner Zeitſchrift: «der Jude» die Hände lahm ſchreibt, das wird Rothſchild mit der goldenen Hand vollbringen. Die Weisheit iſt an dir zu Schanden geworden, aber die goldene Kette, mit welcher Rothſchild ſich an die Furſten und die Fürſten an ſich gekettet, wird dich in die Höhe ziehen.

In der Judengaſſe zu Frankfurt a. M. ſteht ein einfaches Haus. Hier wohnt die alte betagte fromme Mutter der Rothſchild. Sie will dort an der Stelle ihre Augen ſchließen, wo der Jehovah ihres Volks ihr Haus geſegnet, und wo die Gnade des Höchſten ihrem Eheherrn früher gnädig war, als die Gnade der Herren der Welt ihren Söhnen, die zuvor Manchem jener ein goldener Schild werden mußten. Man hat ſie dafur zu gnädigen Herren gemacht, und ſie ſind in alle Welt gegangen und haben alle Welt auf ihre Schultern geladen und ſich manchen Orden pour le mérite erworben. Aber die Mutter der Rothſchild will in der Judengaſſe ſterben. — Man könnte eine Ballade auf das Haus Rothſchild dichten.

Das Haus mit der Lyra.

Am Hirſchgraben in Frankfurt a. M. befindet ſich, die Straße abwärts, zur rechten Hand ein ehrſam-bürgerliches Haus. Es iſt das dritte in der Häuſerreihe, und in der gewöhnlichen proſaiſchen Form gehalten, die nicht gothiſch, nicht modern, ſondern ächt-frankfurtiſch iſt. Auch das bauchigte Eiſengitter vor den Parterrefenſtern fehlt hier nicht. Das Haus trägt das Gepräge eines wohlhabenden Bürgers einer freien Reichsſtadt, dem ſein Frankfurt die Welt iſt. Indeß über der Hausthür iſt ein Steinwappen befindlich, in deſſen Feldern, bei näherer Anſchauung, eine Lyra bemerklich iſt. Ich pilgerte, kurz nach meiner Ankunft in Frankfurt, zu dem Hauſe, denn der Dichter Göthe wurde hier geboren, er, dem die Welt zwar nicht zu enge war, denn er hat ſich nie über die Welt verſtiegen und iſt ſogar in den Weltverhältniſſen untergegangen; aber dem ſie doch auch nicht zu weit war, der ſie nach allen Richtungen hin durchſtreifte.

Ich halte nicht viel auf die nothwendigen todten Denkmäler großer Männer, als da ſind ihre Geburtshäuſer, ihre Wiegen, ihre Windeln. Nur ihre Grabſtätten ziehen mich einigermaßen

an; denn sie deuten einestheils an, daß die, deren Gebeine sie umschließen, mit allen gemeinen Erdenkindern ein Loos haben, und deshalb, was ihren menschlichen Theil betrifft, nicht über jene gestellt werden sollen, daß man ihre Unsterblichkeit ihren Werken überlassen und dieselbe nicht an Mausoleen und Steinsäulen knüpfen soll; anderntheils bieten solche Grabstätten häufig ein deutliches Bild der letzten äußern Lebensmomente jener. Die waren nun bei Göthe sehr wohl beschaffen; darum ruht er auch als Geheimerath von Göthe in der Fürstengruft zu Weimar. Lessing ruht auf dem Braunschweizer Kirchhofe, aber man weiß seine Ruhestätte daselbst nicht, weil er sich mit den Fürsten wenig befaßt. Klopstock schläft in Ottensen in der Mutter Erde weichem Schooß, und nicht im ausgemauerten Grabe, mit Marmorskulptur verziert, aber er schläft neben seiner treuen Lebensgefährtin, seiner Meta, und auf dem Grabsteine steht:

„Saat, von Gott gesä't, am Tage der Garben zu reifen,"

und die deutsche Nation spricht es nach:

„Saat, von Gott gesä't, am Tage der Garben zu reifen."

Wenn ich indeß zu den Gräbern aller deutschen Dichter pilgern möchte, zu Göthe's Grab möchte ich nicht pilgern; er gehört im Tode den Geheimenräthen an. Was haben seine letzten Werke, insonderheit sein: «Aus meinem Leben,» wo er Doctor Schoppenhauer und den Sänger Ehlers, den Hans und Peter, mit wohlgefälliger Protektionsmiene belächelt, mit dem Dichter Göthe zu schaffen, was hat der Dichter Göthe mit dem Geheimenrathe von Göthe zu schaffen, der so viel geschrieben, und doch so wenig.

Es ist entsetzlich, was ein berühmter Mann vermag. Da wollte mir einmal Jemand zwei nichtssagende Göthe'sche Briefe, die von Kunstgeschäften, von dem Handel über zwei Gemälde sprechen, für meinen «Almanach der deutschen Bühne» aufhängen. Ich sollte sie lithographiren lassen und das Facsimile der Handschrift Göthe's in den «Almanach» aufnehmen. Der Mann, der mir die Briefe übergab, hielt sie wie ein Heiligthum, und hätte ich sie drucken lassen, ich hätte eben nichts Anderes gethan, als die Verleger der Göthe'schen Werke, welchen der Herr Geheimerath selbst dergleichen Dinge einhändigte, welchen er selbst sein Votum zum

Druck derselben gab. Wie konnte ich meinem Kunstenthusiasten mit den Briefen das verübeln, was man dem großen Dichter — ungeachtet er ein großer Dichter, und eher Dichter, als Geheimerath war — nicht verübelt hat.

Indeß zieht es mich auch nicht zu Göthe's Grabe, zu Göthe's Geburtshaus zog es mich.

Hier lag das Bluthenleben des Dichters vor mir, und die Lyra glänzte mir entgegen, der große Stern des Falkenordens auf der Brust des Duodezministers fehlte hier. Engelsköpfe, in der Gestalt des Klärchen und Gretchen, schauten aus den Fenstern des Hauses am Hirschgraben — denn es war spät Abends, als ich hieher wallfahrtete, um mich in meinen Träumen von der Welt nicht gestört zu sehen — und Götz und Egmont hielten Wacht vor der Hausthür, und schützten die Lyra des deutschen Dichters. Am Grabe des Geheimenraths würde ich Rückblicke thun müssen, hier würde ich dem marmorglatten Diplomaten näher stehen, dem aristokratischen Tassodichter, der seine Lyra, statt an den Himmel, an das Haus Sachsen-Weimar gehangen, und dem Fürsten zu Gefallen, welchen er aus Dankbarkeit feiern will, seinem Sängerhelden manche Unbilligkeit aufbürdet, den Alphons

von Ferrara dagegen von allen Unbillthaten gegen Taſſo rein wäſcht, die die Geſchichte jenem aufbürdet. Drum hinweg von ſeinem Grabe.

Ich möchte übrigens nicht behaupten, die Verhältniſſe des Geburtsortes Göthe's hätten nicht auf Göthe, als Dichter und Menſchen, eingewirkt. Er gehörte einer jener ſteif-ariſtokratiſchen Familien an, aus welcher Mitglieder im Regimente ſaßen. Sein Großvater mütterlicher Seite war Schultheiß, und die Geburt Göthe's, die ſchwer von Statten ging, hatte den Erfolg, daß man von der Zeit an einen Accoucheur in Frankfurt anſtellte, weil Göthe der Enkel des Schultheißen war. Mit welcher — ich möchte ſagen kleinlichen — Eitelkeit erzählt das Alles und noch weit mehr, was den Familiendünkel des Knaben und auch — des Dichters an's Licht ſtellte (denn jener erlebte es, dieſer berichtet es, zwar ſcherzenden Tones, aber doch alſo, daß man daraus entnehmen kann, er gefalle ſich noch darin), unſer Göthe in ſeinem: «Aus meinem Leben.» Geht er nicht ſo weit, zu bekennen, wie er als Knabe mit Wohlgefallen den Vorwurf eines Geſpielen entgegen genommen: ſein Vater ſey eigentlich nicht der Sohn des Gaſtgebers Göthe zum «Weidenhof,» ſon-

dern vornehmeren Blutes, obwohl zwischen Rindfleisch und Meerrettig gewachsen. Die Gemälde aller Potentaten wurden gemustert, um eine Aehnlichkeit zwischen ihnen und seinem Vater herauszufinden. Dieser Eitelkeitsteufel konnte nicht besser genährt werden, als durch die kleinlich-aristokratischen Verhältnisse einer freien Reichsstadt, in welcher der Dichter seine ersten Lebensjahre zubrachte. Der Genius trug den Frankfurter Schultheiß-Nepoten zwar über Frankfurt hinaus, auf den Helikon, wo er den Menschen, in Gestalt des Faust's schuf, und den Schalkteufel Mephisto, welchen Seydelmann so vortrefflich darstellt, einen Faust und Mephisto, von denen man noch sprechen wird, wenn die Berge wanken, die Gräber sich öffnen und der ewige Schultheiß dort oben das Schöffengericht hält. Indeß Göthe blieb auch auf dem Helikon der Enkel des Frankfurter Schultheißen, Joh. Wolfgang Textor, der in der Geburt jenes das Motiv zur Anstellung eines Accoucheurs in der freien Stadt Frankfurt sah, welche, ohne diese Geburt, wahrscheinlich noch viele Jahre, einen Solchen entbehrt hätte; nur ging bei ihm der Frankfurter Bürger-Aristokratismus am Ende in den unterthänigen Fürsten-Aristokratismus über. Die

ängſtlichen, pedantiſchen Verhältniſſe, in welche die Jugendjahre des großen Dichters gezwängt waren, mochten viel dazu beitragen, ſeinen Genius zu der höchſten regelrechten Wirkſamkeit zu führen, in welcher er uns entgegen tritt, ihm die ruhige Beſonnenheit hinzuzufügen, die bei Göthe's Welt- und Menſchenanſchauung vorwaltet; aber ſie hingen ſich ſicherlich dem heiligſten des Dichters an, jenem hehren Gefühle, das ihn dem Himmel näher bringt, jenem hehren Gefühle, das ein Ausfluß aus dem Gefühle deſſen iſt, der die Welt regiert und erhält, der Liebe, der Welt und Menſchen umfaſſenden Liebe, welche das Gepräge der Schiller'ſchen Muſe iſt. Es waltet eine Kälte bei ihm vor, die nur zweimal in ſeinen Dichtungen der Sonne jener Liebe gewichen iſt, einer Sonne, die hier allein ohne Flecken erſcheint, ich meine im «Egmont» und «Götz.» Hier hat Göthe ſich in das Herz des deutſchen Volks gedichtet, hier iſt er deutſcher Dichter geworden, hier hat er die himmliſche Weihe dazu angewendet, den Himmel auf die Erde zu tragen, die ſchönſten Blüthen deſſelben hat er hier mit dem Thau der Poeſie getränkt: die Freiheit, das Recht, die Wahrheit.

An Göthe's Geburtsstätte lag das Leben des Dichters vor mir, ich stand seiner Größe näher, als seiner Schwäche. Hier hatte der kräftige Baum Wurzel gefaßt, von hier aus hatte er sich über die Welt verbreitet und über die Menschheit. Die Wirkungen des kalten Blüthezerstörenden Hauches der Lebensverhältnisse empfand ich hier nicht, die Raupe des Egoismus, die an dem Baume später genagt, erblickte ich nicht, die Goldfrucht des Baumes glänzte mir unversehrt entgegen. Sanft und friedlich schaust du aus, kleines Haus am Hirschgraben, stillbescheiden stehst du da, aber die Lyra glänzt an deiner Brust, die Lyra, mit welcher, der in dir geboren, die Welt besungen.

Es war im März 1832, als ich zuerst zum Geburtshause Göthe's wallfahrtete. Er schied bald darauf von dem Schauplatze seines Wirkens, und man hing den Orden des weißen Falken an seinem Sarge auf. Die Lyra glänzte an der Stelle seines Lebens; und um dieser Lyra willen mag Deutschland den Geheimenrath von Göthe vergessen, vergessen was er geschrieben.

Frankfurt hat ihm bekanntlich seine Ehrfurcht dadurch erwiesen, daß es ihm das Ehrenbürgerrecht ertheilte. Weil aber in Frankfurt vor dem

Geſetze alle Bürger gleich ſind, und die Ehre nicht von den Bürgerſteuern dispenſirt, ſo verlangte man auch von dem Geheimenrathe von Göthe dieſelben. Solches aber nahm der Dichter Göthe übel, und ſchickte kurz und gut das Ehrendiplom zurück.

Ich meine, er ſtarb als Weltbürger.

Das Intelligenz-Blatt.

« Ein ungeheurer Sprung, ein wahrer Salto-Mortale! » wird die Kritik ausrufen, « von Göthe's Lyra zum Intelligenz-Blatte, zu den Ediktal-Ladungen und den Göttinger Würſten, zu den Vergantungen und den Bremer Bricken, zu den holländiſchen Häringen, den Proklamationen und Todesfällen in Frankfurt und Sachſenhauſen. »

Ja, lieber Leſer! es iſt nicht anders. Ich bin im «Weidenhofe» und das Intelligenz-Blatt liegt vor mir, das Blatt, welches die Frankfurter beſcheidentlich das « Blättchen » nennen, das Blatt, welches in kleinem Quartformat an jedem Dienſtage und Freitage erſcheint, und in beliebigen Beilagen, oft Heftweiſe; denn der Frankfurter Aepfelwein wird darin ausgeboten, die

Häringe, Bricken und Auſtern werden darin empfohlen, die Heirathen werden darin von Amtswegen proklamirt, die Sterbefälle werden darin verkündet, die Bücher werden darin verboten, kurz Alles, was das öffentliche Leben der freien Stadt Frankfurt nur im entfernteſten berührt, wird darin zu Markt getragen, Alles sine titulo. Nur wenn ein Doctor juris, vel medicinae in den Stand der heiligen Ehe tritt, oder mit Tode abgeht, ſo wird er hier salvo titulo befördert, d. h. zu deutſch, mit Erhaltung und Rettung des Titels. Mancher, der im Leben alle Titel verloren hat, erhält ſie durch das Intelligenz-Blatt nach ſeinem Tode wieder; mit dem Doctorhut geſchmückt tritt er in das Himmelreich.

Ich bin Doctor utriusque juris, und aus ſchuldiger Höflichkeit einestheils, weil ich, wenn ich in Frankfurt ſterben ſollte, durch das Intelligenz-Blatt zu den salvo titulo Geſtorbenen gezählt werde; anderntheils aber, weil das Intelligenz-Blatt mir die erſten ergötzlichen Stunden in Frankfurt verſchafft hat, ſetze ich in meinen Bildern das S. T. Intelligenz-Blatt ſogleich nach dem Hauſe mit der Lyra.

Ein ſolches Intelligenz-Blatt iſt gar nicht ſo unbedeutend, wie man insgemein glaubt. Die

Stadt ist hier gewissermaßen auf dem Papier abgeschrieben, ihr Charakter tritt Einem hier in deutlicher Frakturschrift vor die Augen. Die öffentlichen Bekanntmachungen, im klassischen Gerichtsstyle, stehen neben dem hunderterlei Geklatsche des Privat- und öffentlichen Lebens; denn das Intelligenz-Blatt liefert aus allen Zweigen desselben Etwas. Die Gebornen stehen neben den Gestorbenen; die ehelich aufgebotenen Jungfern neben den ehelich aufgebotenen Nichtjungfern; die Krähwinkelei neben großartigem Bürgersinn; kurz das Treiben einer Stadt steht hier in seinem wüsten Gewirre, wie es gemeiniglich im Leben statt findet, auf dem Papiere. Das Intelligenz-Blatt ist ein gedruckter Marktplatz des praktischen Lebens, selbst die Revolutionairs werden hier in sorgfältigem Steckbrief-Signalement, wenn sie längst in Frankreich, oder der Schweiz gegen alle Steckbriefe und Ediktal-Citationen gesichert sind, beschrieben; das Bürgermilitair wird hier — aus übergroßer Disciplin — von seinen Chefs an die Exerciertage erinnert; Töchter über vier und zwanzig Jahre werden hier von ihren Vätern, unter bescheidener Anpreisung ihrer moralischen und Vermögens-Fakultäten, an Freier ausgeboten; auf die Volksfeste und

Scheibenschießen wird hier von den Gastwirthen aufmerksam gemacht; Börne's Briefe werden hier, im Auftrag des Senats, von der Stadtkanzlei verboten, um dann um so mehr gelesen zu werden.

Das Frankfurter «Blättchen» bietet des Interessanten und Mannichfaltigen viel, und ist dabei ohne alle Farbe. Despotismus, Liberalismus, Servilismus, Aristokratismus und Absolutismus stehen hier friedlich neben einander, und keiner tritt dem Andern in den Weg.

Ist es nicht schreiender Despotismus, wenn man liest: «Lebendig gerupfte Bauernfedern, mit Flaumen, sind zu haben bei C. Stein in der Neugasse gegen dem Rebstock über?» — Daß man den Bauern oft bei lebendigem Leibe die Federn rupft, ist eine bekannte Sache, aber sie zu verkaufen, war bis jetzt unerhört.

Ist es nicht ein Ultra-Liberalismus, wenn es heißt: «Ein Mensch, von Profession ein Schneider u. s. w.»? Alles will jetzt Mensch seyn, sogar ein Schneider.

Nur ein Pröbchen des unterthänigsten Servilismus, ein Anerbieten zur Leibeigenschaft: «Sollte jemand Willens seyn, ein wohlerzogenes und nicht unerfahrenes Mädchen von achtzehn

Jahren zu sich zu nehmen, um es ganz nach seinem Willen, für ein solides Geschäft zu bestimmen, so sagt Ausgeber dieses, wo.»

Auch der Aristokratismus tritt auf: «Eine Säugamme von guter Familie sucht das erste Kind zu schenken.» Am Ende nimmt eine Säugamme sogar den Adel in Anspruch.

Der strengste Absolutismus spricht aus Folgendem: «Ich warne hierdurch jedermann, weder an Fremde, an die Meinigen, noch mir selbst etwas zu borgen; denn ich hafte für nichts. J. M. Retzler.»

Das Intelligenz-Blatt ist jedoch nicht allein ohne Farbe, es ist auch geistreich. Man höre! «Eine Speise-Wirthschafts-Gerechtigkeit, mit welcher auch alle geistreiche Getränke schenken zu dürfen verbunden, ist zu vermiethen.»

Das Intelligenz-Blatt huldigt den schönen Künsten: «Neugebauer von Mainz, Vater und Sohn, Frieseurs und Kunstarbeiter in Menschenhaaren u. s. w.»

Das Intelligenz-Blatt ist poetisch. Es spricht in einer Todesanzeige: «Der erste Theil der Frauenwürde ist verloren gegangen.»

Das Intelligenz-Blatt beschäftigt sich mit chemischen Untersuchungen. Es sagt: «Ein chemisch geprüfter junger Mann.»

Das Intelligenz-Blatt bietet Belehrung für die Erziehung der Jugend, wenn es verkündet: «Eine gebildete Frau wird zu Kindern gesucht, die schon welche mit Wasser und Milch erzogen hat.» Eine höchst wohlfeile Erziehungsmethode, ein Mittel, jeden revolutionairen Geist zu unterdrücken! Wasser und Milch für die deutsche Jugend! Du goldenes, aufgeklärtes Intelligenz-Blatt!

Das Intelligenz-Blatt stellt rührende Beispiele menschlicher Dankbarkeit auf. «Danksagung: Unter den vielen Zuschauern, die sich bei Gelegenheit des gestern Abend den 16. hujus in meinem Keller ausgebrochenen Feuers vor meinem Hause versammelten, waren viele, die durch Rath mich unterstützen wollten, wofür ich Ihnen herzlich danke. Erfreuend und gefühlerhebend muß es aber für den Mann seyn, wenn er bei solcher Gelegenheit unter seinen Mitbürgern Menschenfreunde findet, die durch Handlung und That unterstützen und durch thätige Mithülfe den besten Rath geben. Auch ich fand dieser Edlen viele, die mit eigener Hand Mist, das einzige Löschungsmittel für diese Gelegenheit, beitrugen. Meine Feder ist zu schwach, um Ihnen die Gefuhle meines Danks ausdrücken

zu können, aber in meinem Innern werden ſtets die Namen dieſer Edeln mit unauslöſchlichen Zügen aufbewahrt bleiben. Auguſt Klingenſpor.» Welche unendliche Dankbarkeit! Hätte es in Herrn Klingenſpors Macht geſtanden, den Edlen wäre für den Miſt die Frankfurter Bürgerkrone geworden. Nie hab' ich für ſo viel Miſt ſo viel Dankbarkeit geſehen; nie ſo viel Miſt in ſo viel Dankbarkeit; nie ſo viel Dankbarkeit in ſo viel Miſt.

Das Intelligenz-Blatt iſt auch ironiſch. Spaziergang durch Krähwinkel, von dem quiescirenden Kommiſſions-Aſſeſſor Sperling, mit einem Titelkupfer, brochirt 24 kr. Glücklicherweiſe findet man die handelnden Perſonen dieſes Krähwinkels in jeder großen und kleinen Stadt, darum die Wahrheiten in dieſem Büchlein — Geldeswerth ſind. Zu haben bei Bernh. Körner, Neuenkräm.» Ein Anderer hätte hier unglücklicherweiſe geſagt; das Intelligenz-Blatt aber iſt ironiſch, und ſagt glücklicherweiſe.

Das Intelligenz-Blatt beſpricht die merkwürdigſten Erfindungen und deren Für und Wider. «Ich widerſpreche hiermit dem ausgeſtreuten Gerüchte, als hätte ich ruſſiſche Lichter

und Talg zum Verkauf, ſondern meine gegoſſenen Lichter ſind vom Fett der hieſigen Metzger, welche hell brennen und nicht ablaufen, das Pfund zu 26 kr., wie auch centnerweis zu dem billigſten Preis. Bettenhäuſer, Gelnhäuſergaſſe.» — Die Metzger ſind bekanntlich in neuerer Zeit in Frankfurt in einen höchſt revolutionairen Ruf gekommen, und ihr Fett kann meiner Meinung nach ſehr leicht der Revolution ein Licht anzünden. Man ſollte dergleichen Lichter verbieten; die ruſſiſchen verdienen den Vorzug.

Das Intelligenz-Blatt iſt ein gedrucktes Panorama Frankfurts, und gewährt dabei den Vortheil, daß man der Stadt ins Herz ſieht. Man ſtudiere es nur mit Muſe, und man wird aus ihm in den erſten Tagen mehr über Frankfurt erfahren, als wenn man ſich Wochen lang in ſeinen Straßen und Kaffeehäuſern umhertreibt.

Weshalb ſich das Blatt Intelligenz-Blatt nennt, wird nach Vorſtehendem einem Jeden ziemlich einleuchten. Jede Spalte dieſer Zeitſchrift iſt Intelligenz, die Zeitſchrift ſelbſt iſt ein Spiegel des menſchlichen Lebens, wie es ſich unter Häringen und Dankbarkeit, unter Aepfelwein und Liebe, unter Limburger Käſe und geiſtiger Bildung, unter Gichtaffent und Literatur,

unter Menſchen und Schneidern, unter S. T. Doctoren und der Philoſophie Doctoren, die keine S. T. Doctoren ſind, unter Unſterblichkeit und Jungfern, unter Frauenwürde und unverbeſſerlicher Glanzwichſe, unter Mädchen, die ihr Fach verſtehen und gerichtlichen Bekanntmachungen, unter elaſtiſchen Metall-Schreibfedern und Journaliſten umhertreibt.

Weshalb man aber das Intelligenz-Blatt Blättchen heißt, iſt mir noch bis auf dieſen Augenblick ein Räthſel. Iſt denn das Leben ſo erbärmlich, daß man es in ein Blättchen wickeln kann? Iſt ein Blättchen für die Intelligenz groß genug? Karoline Pichler, geb. v. Greiner, hat über die Frauenwürde Bände voll geſchrieben, ſoll ſie ſich in Frankfurt mit einem Blättchen begnügen? «Der erſte Theil der Frauenwürde iſt verloren gegangen,» heißt es in der von mir angeführten Todesanzeige. Wenn es nun dem Einſender jenes Artikels gefallen hätte, dieſen erſten Theil der Frauenwürde ausführlicher zu beſchreiben, wenn Amalia Schoppe die Feder dazu geliehen, wie hätte ein Blättchen dazu ausreichen können!

Will man das Intelligenz-Blatt nicht Intelligenz-Werk nennen, ſo nenne man es wenig-

ſtens nicht Blättchen. Das iſt zu viel Hohn gegen die Intelligenz, zu viel Verachtung gegen die Literatur, zu viel Bosheit gegen die Frauenwürde. Es iſt nicht lauter Limburger Käſe, der in dem Intelligenz-Blatt beſprochen wird, auch die Dankbarkeit weint hier ihre Thränen, die lebendig gerupften Bauernfedern mahnen hier zu Rache, und unſer Jahrhundert jubelt hier der Aufklärung entgegen, und ruft frohlockend aus: «Ein Menſch, ein Schneider von Profeſſion!» So etwas darf man nur in Frankfurt drucken laſſen, aber ein Blättchen iſt für dieſe ungeheuere Humanität zu klein. Geben die Metzger darum ihr Fleiſch und Blut, ihr Fett ſogar her, daß man ſolche That, die die Nachwelt einſt anſtaunen und gebührend würdigen wird, in einem Blättchen verkünde? Wer wird jetzt noch ruſſiſche Lichte brennen wollen? «Metzger-Fett-Lichte!» wird Deutſchland ausrufen, «nichts als Metzger-Fett-Lichte!» Rußland aber wird den Krieg erklären. Frankfurter! blickt auf Karl Klingenſpor, ſeine Feder iſt zu ſchwach, die Gefühle ſeines Danks auszudrücken, die Namen der Edlen, die mit eigener Hand Miſt herbeitrugen, ſind mit unauslöſchlichen Zügen in ſeinem Herzen verzeichnet, blickt auf Karl Klingenſpor

und heißt das Intelligenz-Blatt, ſeiner Dankbarkeit zu Lieb', nicht mehr Blättchen!

Der Römer.

Bevor ich noch den Gaſthof zum «Weidenhof» mit einem beſcheidenen Logis im Hauſe des Herrn Kramm, auf dem Römerberg, vertauſcht, trieb es mich — kaum nachdem ich das Intelligenz-Blatt geleſen — zu dem deutſchberühmten Römer. Man ſieht wohl ein, daß ich, bei der Beſchauung der Frankfurter Kurioſitäten, kein Syſtem beobachtet habe. Ich laſſe gern die Bilder einer fremden Stadt, wie die einer laterna magica vor meinen Blicken vorüberziehen, bunt durcheinander. Sie erhalten dadurch eine poetiſchere Tinte und Leben. Flüchtig, wie ſolche Bilder ſind, geben ſie dem Nachdenken am Schreibepulte um ſo mehr Raum, und wenn man ſie niederſchreibt, bemerkt man in ihnen mehr Farbe als Dinte; eben weil ſie mehr der Phantaſie, als der handwerksmäßigen Beobachtung eines Kurioſitäten-Jägers ihr Entſtehen verdanken. Ich habe Bilder verſprochen, und wenn ſich da nach dem Intelligenz-Blatte der Römer präſentirt, ſo iſt das nichts Anderes, als

wenn Karl der Große sich nach dem Pasteten-bäcker-Jungen Menzikoff in einem Guckkasten zeigt, oder Rotteck's Geschichte der Deutschen neben Herrn Pfeilschifter's Werk für den Adel liegt. Eins nimmt dem Andern den Werth nicht, und der Römer wird auch neben dem Intelligenz-Blatte, der Römer bleiben, so wie Herr Pfeil-schifter, neben Rotteck, Herr Pfeilschifter bleiben wird.

Der Römer — ich machte mich auf ein stol-zes, auf ein römisch-stolzes Gebäude gefaßt, das mit Adlerblicken zu dem Vorübergehenden herniederschaut; auf ein Kaiserhaus, in dessen Antlitz sich das romanum imperium spiegelt, dessen Haupt in die uralte berühmte Kaiserzeit des großen Karls hinüberreicht; über Staaten und Throne hinweg, geschmückt mit dem Diadem der Kaiserwürde des deutschen Reichs.

Ich hatte mich darauf gefreut, wie die Phan-tasie mir einen zerbrochenen Scepter und eine zersplitterte Krone am Fuße des Römers zeigen, und wie die Bilder der deutschen Kaiser an den Wänden des Kaisersaals im Römer sich regen und Leben empfahen und nach den Kron-Fetzen und Scepter-Fragmenten die Hand ausstrecken, Krone und Scepter wieder herstellen und sie

Einem reichen würden, der ihrer Aller Feuergeist in sich eint, von Karl dem Großen an bis auf den letzten Franz, Einem, der noch soll geboren werden; Das wär' ein schöner Traum gewesen, und die Träume können nicht verboten werden; denn die Träume kommen aus dem Blute; deutsche Träume aber kommen aus deutschem Blute, und deutsches Blut kann auch nicht verboten werden.

Indeß der Römer sieht gar bescheiden aus, und von Außen hat er nichts Adlerartiges. Man sieht es ihm an, er hat dem deutschen Reiche nicht die Würde gegeben, sondern das deutsche Reich gab sie ihm. Zerbrochene Scepter, zersplitterte Kronen lagen nicht auf dem Römerberg, ich blickte nur auf aufgeschichtete Kohlköpfe in der Nähe des Römers; die ganze Herrlichkeit, die mit dem berühmten Gebäude in irgend eine Verbindung zu bringen war, waren und blieben die beiden bekannten Ochsenköpfe. Statt in erhabene Gedanken zu versinken, schwebte mir die Idee eines vor den Kopf geschlagenen Ochsen vor. Was hat ein solcher Gedanke mit dem deutschen Königthum, dem römischen Kaiserreich zu thun? 1806, als Napoleon die letzte Spur deutscher Einheit verwischte, war das deutsche Reich

weder ein Adler, noch ein Ochse. Ein Ochse hat doch Kraft, wenn er sich auch in's Joch spannen läßt. 1806 war das deutsche Reich das Lamm am Kreuze, und wie ihm Napoleon den Streich auf die eine Backe versetzte, da hielt es bekanntlich ächtchristlich die andere hin, und der Korsikaner wurde Protektor des Rheinbundes. Auf welche Weise das deutsche Reich zu dieser Lammesgeduld gebracht wurde, darüber berichtet die Geschichte der Kaiser, die, statt in die Fußstapfen des Habsburgers zu treten und den dritten Stand zu begünstigen, Herrn Pfeilschifter in die Hände arbeiteten, und es möglich machten, daß Jemand noch in diesem Jahrhundert ein Werk über den Adel schreiben kann.

Es liegt am Tage, daß es mit meiner Freude auf den gehofften Traum Nichts war. Kohlköpfe und Ochsenköpfe sind keine Kaiserköpfe, und erregen wahrhaftig keine Kaiserträume. Ein Formmensch könnte hier von der Aehnlichkeit eines Kohlkopfs mit dem Reichsapfel vielleicht Manches sprechen, aber für mich, der ich nun einmal eine erhabene Phantasie in der Nähe des Römers verlangte, blieben die Kohlköpfe nur Kohlköpfe. Uebrigens konnte es immer der Fall seyn, daß die Sachsenhäuser Gemüse-Verkäufe-

rinnen ſie höher im Preiſe anſchlagen mochten, als Napoleon den Reichsapfel im Preiſe anſchlug. »Das iſt das Loos des Schönen auf der Erde.«

Der Römer, der einzige Römer, der, nach der Niederlage des Varus, in Deutſchland zu Ehren gekommen iſt, gleicht von Außen und bei geſchloſſenen Thüren ſo ziemlich einem mächtigen Waarenſpeicher; er iſt ohne Bauſtyl, und eine Uhr am mittleren Giebel iſt der einzige Zierrath, welchen er nach Außen hin aufzuweiſen hat. Woher das Gebäude den Namen: der Römer erhalten, darüber ſtreiten die Antiquitätenkundigen. Die Einen behaupten, es verdanke ihn lombardiſchen Kaufleuten, die hier im Mittelalter ihre Waaren niedergelegt; man habe das Gebäude, ihretwegen, mit einem italiäniſchen Namen belegt, gleichwie man die Namen: Nürnberger- und Augsburger-Hof von Nürnbergiſchen und Augsburgiſchen Kaufleuten hergeleitet. Andere behaupten, die Benennung Römer rühre von einer längſt ausgeſtorbenen Familie gleichen Namens her, die einen Theil des Römergebäudes bewohnt und denſelben im Jahre 1405 an den Rath verkauft habe. Dagegen wird dargethan, daß dieſe, von Köln nach Frankfurt gewanderte Familie ihren Namen von dem Gebäude erhalten.

Noch Andere, und dieſen möchte ich aus poetiſch-hiſtoriſcher Ueberzeugung beiſtimmen, erklären den Römer für die Kaiſerpfalz Karls des Großen, deren die Jahrbuchſchreiber gedenken. Der Sohn Pipins habe Namen geliebt, die an die Weltbezwingerin erinnern. In Aachen habe er ſich einen Lateran erbaut, und die Stadt ſelbſt Neurom genannt. Das dem Römer angränzende Haus heiße: Frauenſtein (genitium), und ſo haben die Franken den Gebäudestheil genannt, der den Frauen zur abgeſonderten Wohnung angewieſen. Der untere und älteſte Theil des Römers ſey nach lombardiſcher Art erbaut, die Karl auch ſonſt eingeführt habe. Hier ſeyen Höfe und Hallen mit mächtigen Pfeilern, dem Hofgeſinde zum Schutze gegen Sonne und Regen.

Kirchner, der ſich um die Frankfurter Geſchichte ſehr verdient gemacht, ſtellt vorſtehende drei Behauptungen neben einander, in ſeinen «Anſichten von Frankfurt a. M.» auf, und verweiſet die, welche Näheres über dieſen Punkt wiſſen wollen, auf Olenſchläger's «Erläuterung der goldenen Bulle.» Zu meinen «Bildern» paßt das Bild der Kaiſerpfalz Karls des Großen mir vor allen Andern. Ich halte es feſt; und wenn die Leſer Etwas von Träumen

halten, und Träume Beweiſe liefern, ſo will ich ihnen einen Traum erzählen, der im Kaiſerſaale des Römers an meinem geiſtigen Auge vorüberzog und mir wenigſtens die Ueberzeugung auferlegte, daß der Römer die Pfalz des großen Karls geweſen ſey. Ich beſuchte nämlich mit mehren Fremden das Gebäude, und gewahrte, in Gedanken, bei Anſchauung des Bildniſſes von Rudolph, dem Habsburger, verſunken, nicht, daß unſer Führer mit den Uebrigen bereits den Saal verlaſſen. Die Thür ſchloß ſich, und der Riegel wurde vorgeſchoben. Ich befand mich allein im Saale der Kaiſer und mußte die Nacht unter den Geſalbten des Herrn zubringen. Mit meinem Traum auf dem Römerberg war es Nichts geweſen; aber im Kaiſerſaal, nachdem die Nacht im ſchwarzen, ſterngeſtickten Gewande herabgeſtiegen, zur Zeit, da die Todten lebendig werden und auch Kaiſer-Gräber ſich öffnen, träumte ich einen ſeltſamen Traum.

Wer Kunde davon erhalten will, mag das Kapitel, gleich nach dem vorliegenden, leſen. Jetzt will ich die alte Kaiſerpfalz wachend durchwandern.

Der Römer iſt in ſeinem Innern ſo ungeregelt, wie es das deutſche Reich in der letzten

Zeit war. Zimmer, Säle, Vorplätze, Treppen durchkreuzen sich hier in verworrenem Knäuel; man irrt in dem Labyrinthe, ohne Führer, vergebens umher und kömmt so wenig zum Ende, wie die Processe vor Olims Zeiten beim Reichs-Kammergerichte seligen Andenkens. Zuerst betrat ich das Wahlzimmer, wo die Wähler, die Sieben, sich vereinten, den Kaiser zu küren.

Colomba hat die Decke mit Göttern, Genien und den churfürstlichen Wappen verziert. Leopold der Zweite ist hier in Lebensgröße, im Krönungsanzuge, abgebildet. Er gehört den deutschen Kaisern an, die eine Perrücke bei der Krönung trugen. Bekanntlich wurde die Krone des deutschen Reichs schon weit früher die Perrücke des Hauses Oesterreich. Die Churfürsten wurden die Perrückenmacher, die dieselbe, nach dem jedesmaligen Absterben eines österreichisch-deutschen Kaisers, von Neuem aufstutzten, und sie einem Andern desselben Hauses aufsetzten, die Kaiserwahl war eine Scheinwahl. Jetzt dient das Wahlzimmer dem Senat der freien Stadt Frankfurt zum Versammlungsort. Die Schöffenbank, die zweite Bank und die Rathsherrenbank sind hier zu bemerken. Rechts von den Bürgermeistern, deren älterer Schöff und deren jüngerer

Senator iſt, befindet ſich die Bank der Schöffen, links die der Senatoren, vis-à-vis den Bürgermeiſtern iſt die Bank der Rathsherren. Die Letzteren werden aus den Zünften genommen.

Ein Witzbold half ſich einmal auf die an ihn gerichtete Frage: Wodurch ſich der Frankfurter Senat von dem Römiſchen unterſcheide? mit dem Einfall: «Im Senat Roms ſaßen Römer, und im Römer ſitzen die Frankfurter Senatoren.» Wer die Frage ernſter nähme, könnte antworten: Der Frankfurter Senat verhält ſich zu dem römiſchen, wie Frankfurt zu Rom; übrigens hat der Frankfurter Senat ſtets regen Patriotismus bekundet. Dieſen bewährte er, als Frankfurt die Hauptſtadt des Großherzogthums Frankfurt wurde, gegen einen Augereau; dieſen hat er in neueſter Zeit wiederum bewährt. Wo die Gewalt iſt, da iſt das Recht, und die Republik Rom hatte die Gewalt. Deshalb hatte ihr Senat ſtets das Recht in Händen. Frankfurt hat nicht die Gewalt; und deshalb hat der Frankfurter Senat, wo es ſich um äußere Verhältniſſe handelt, ſelten das Recht. Das ſollten alle diejenigen bedenken, die dem Frankfurter Senat in Allem Widerpart halten. Senatus populusque Romanus hieß es in Rom. Wenn einmal der populus Frau-

cosurtensis nicht nur an Gesinnung, sondern auch in materieller Hinsicht, an Ansehen und Macht, ein populus Romanus geworden ist, so mag man in Gottes Namen von dem Frankfurter Senat verlangen, daß er nicht nur römisch-republikanisch denkt, sondern auch also handelt; denn er wird dann die Mittel in den Händen haben, seinen Worten Nachdruck zu verschaffen. Es kömmt nur darauf an, daß die Opposition die Republik Rom in Frankfurt wieder herstellt. Eine Kleinigkeit! Von Außen her hat man verschiedentlich darauf hingewirkt. Doch die politischen Raisonnements passen sich zu «Bildern» nicht. Hier lassen sich höchstens politische Phantasieen anbringen, und zu Phantasieen ist der Frankfurter Senat nicht poetisch genug. Schon die beiden Rothröcke vor dem Senatszimmer, mit den Hellebarden in der Hand und den sauberen weißen Strümpfen über den langen Beinen, dem großen Stürmer auf dem Kopfe, sehen zu bürgerlich und prosaisch aus, und passen sich für ein Phantasiegemälde so wenig, wie die Bürgermeisterkutsche, die am Neujahrstage stets ihren Herrn wechselt.

Aus dem Wahlzimmer eilte ich in den Kaisersaal. Unsere Zeit ist an Hoheit und Majestät

ſo arm, daß man ſich wohl nach ihr ſehnen mag, auch wenn ſie nur an die Wand gemalt iſt. Konradin I aus Franken eröffnet die Kaiſerreihe. Die Mächtigen ſind in bräunlicher Farbe gehalten, ſie ſehen aus wie Mumien, das Blut ſcheint ihnen aus den Adern gewichen. Ausgedörrt ſtehen ſie da, ausgedörrt, wie das Reich, das ſie einſt beherrſchten; todtſtumm ſchauen ſie von den Wänden, wie die Xerxes'ſe im Fibelbuch. Sie trüben kein Waſſer mehr, und die Zeit, die nimmerſatte Hyäne, hat alle ihre Herrlichkeit verſchlungen. Aber aus den todten Gebilden, aus ihren ſtarren Augen, aus ihren wilden und freundlichen Mienen ſpricht den Deutſchen Etwas an, das über Grab und Tod erhaben, woran ſich die Zeit vergebens den Zahn zerbiſſen, ich meine: das deutſche Vaterland, das große, mächtige Land, das unter dem Scepter jener ein Reich war. Rudolph von Haosburg wurde um viele Jahrhunderte zu früh geboren. Er hätte auf dem deutſchen Thron ſitzen müſſen, als der Auguſtinermönch die neue Lehre predigte. Dann wär's vermuthlich Anders gekommen, und aus den Reichsfürſten wären keine Fürſten über das Reich geworden, und der dreißigjährige Krieg, der in ſeinen Folgen das

dreißiggetheilte Deutschland zu Wege brachte, wäre nicht gekämpft worden. Karl V, dieser spanisch-katholisch-deutsche Kaiser, war mir die leibhaftige peinliche Hals-Gerichtsordnung des römischen Reichs, ich konnte ihn nicht lange ansehen. Setzte er doch Deutschland auf's Spiel, um später, bei der Verfertigung von zwei Uhren, zu erfahren, daß Nichts auf Erden in gleichen Gang zu bringen sey. Großer Gott! warum wurde dieser Kaiser erst, nachdem er der Krone entsagt, ein Uhrmacher? Warum mußte Deutschland dazu dienen, ihn zum Uhrmacher heran zu bilden? Karl V brachte seine letzten Jahre bekanntlich in büßender Zurückgezogenheit zu, betend und seinen Leib kasteiend, in frommem, heuchlerischen Mönchswesen. Er starb am venerischen Aussatze, nachdem er in dem Hieronymitenkloster St. Juste in Estremadura kurz zuvor sein Leichenbegängniß bei lebendigem Leibe gefeiert hatte. Er war schon ein todter Kaiser bei lebendigem Leibe; ich konnte ihn nicht lange ansehen. Doch Viele heißen ihn den Großen, weil er alle Anlagen hatte, ein großer Kaiser zu werden, weil er, statt des Reiches Ruhm, nur den seinigen vor Augen hatte, weil er groß und kühn in Gefahren war, weil er gegen Hayradin Barbarossa und

die Seeräuber auszog, wie Karl X gegen Algier, und weil er der Regierung des Reichs, das ihm über den Kopf gewachsen, bei seinen Lebzeiten entsagte.

Ich wandte mich — wie gesagt — bald von dem spanisch-deutschen Kaiser ab, und suchte den ersten Herrscher sächsischen Stammes auf deutschem Throne, den kräftigen, bürgerlichen Heinrich den Vogelsteller. Den Namen erhielt er bekanntlich, weil ihn die Gesandten, welche ihm die deutsche Krone antrugen, am Vogelheerde trafen, und die Geschichtschreiber, die sonst mit dem «Großen» so häufig bei der Hand sind, haben es hier bei dem Spitznamen, der mich immer an den Papageno in der «Zauberflöte» erinnert, meistens bewenden lassen. Wenige heißen ihn den «Städteerbauer.» Es war im Jahre 919, als die erste Grundlage zu einem Bürgerverbande in den Städten gelegt wurde, und es sind neunhundert Jahre hinabgezogen, daß der Städteerbauer in der Kirche zu Quedlinburg schläft, aber sein Werk blüht fort; denn er legte den lebendigen Keim zu einer neuen Zeit, die über sein Grab emporwuchs, und die herrlichsten Früchte reifte. Die Ungarn schlug er bei Merseburg und befreite Deutschland von einem

grimmen Feinde; denn er war ein eben ſo tapfe-rer Kämpe, wie ein bürgerlicher Kaiſer. Das aber hätten auch Andere thun können. Weil er ein Einer des Reichs, ein wahrer Mehrer deſ-ſelben war, ein ächter Deutſcher; weil er den Bürgerſtand ſtiftete und Städte baute, die man jetzt mit der Mauth attaquirt, jetzt nach neun-hundert Jahren, weil er den Adel veredelte und die Tugend zum Adel trug, deshalb war er ein großer Herrſcher des deutſchen Reichs. Er ſchläft in der Kirche zu Quedlinburg und lebt im Herzen des deutſchen Volks. Es gibt Leute, deren Ge-beine längſt verwittert ſind, und auf deren Grab Jahrhunderte ihre Spuren geprägt haben, und dennoch beweint man ſie, als ſeyen ſie geſtern geſtorben. Mir traten die Thränen in die Augen, als ich Heinrich den Vogelſteller im Römerſaale zu Frankfurt ſah. Es hat ſeit ihm viele Kaiſer gegeben und viele Könige, die die Vogelſteller ihres Volks waren, und daſſelbe mit der Lock-ſpeiſe: Ruhm, Ehre, Kampf für Gott u. ſ. w. in die Falle lockten, aber ein Vogelſteller, wie Heinrich I, iſt unter ihnen wohl ſchwerlich zu finden.

Soll ich die Einzelnen unter den deutſchen Kaiſern alle aufzählen, die hier, wie im Wachs-

figuren-Kabinett, ſtehen, und im Leben Rühmliches oder Unrühmliches vollbrachten? Da ſtand Kaiſer Adolph von Naſſau, der ſein Erbländchen, auf Koſten der Kaiſerwürde, mit dem Erbe der beiden Söhne des Markgrafen Albrecht des Unartigen zu vergrößern ſuchte, und da er nicht ſo viel Geld in ſeinem Vermögen hatte, die Koſten des Kaiſer-Krönungsfeſtes zu beſtreiten, die Juden in Frankfurt mit einer Steuer belegte. Er war mir des Letzteren wegen merkwürdig. Jetzt belegen die Juden die Kaiſer mit Steuern. Adolph von Naſſau iſt durch die Frau Birch-Pfeifer und das Pfefferröſel ein berühmter Kaiſer geworden.

Auch Ludwig den Baier ſuchte mein Auge, den Gegenkaiſer von Friedrich von Oeſterreich, den Baierfürſten, der nie ein ſchlechtes Gedicht verfaßt, außer dem einen trefflichen, deutſchen Liede von der Treue, welches er und Friedrich von Oeſterreich, nach der Schlacht bei Mühldorf, ſich wechſelweiſe ſangen. Karl IV ſtand neben ihm, er, der die deutſche Bundesakte der Churfürſten in's Leben rief, die «goldene Bulle,» die die Kaiſerwahl unabänderlich in die Hände der Churfürſten legte und dadurch eine Akte für dieſe und nicht für das deutſche Volk wurde.

Rudolph von Habsburg, den Stifter der jetzigen österreichischen Regentenlinie, hatte ich mir unter den Kaisern an den Wänden zur letzten Anschauung und Betrachtung aufgespart. Würde der Alte wieder aufleben, das deutsche Reich könnte er sich an die Wand malen lassen, aber die österreichischen Erblande, die er durch Ottokar's von Böhmen Besiegung seinen Nachkommen als Reichslehn erwarb, sind noch realiter vorhanden, und als Franz II der deutschen Kaiserwürde entsagte, pflanzte er bekanntlich die Kaiserkrone in den österreichischen Staaten auf, und nannte sich Franz I von Oesterreich. Rudolph von Habsburg kann somit immer mit einigem Vergnügen auf seine Regierung zurückblicken; denn die Seinen sind unter den Nachkommen aller deutschen Kaiser am Besten weggekommen; und Franz I, der letzte deutsche Kaiser, schaut auch deshalb gar nicht unfreundlich im Kaisersaale umher. Ist er doch österreichischer Kaiser, und Metternich sein Minister. Hat doch sein Volk ihn lieber, als vielleicht Deutschland, wäre er deutscher Kaiser gewesen. «Der hat Rudolphs Redlichkeit nicht,» war lange Zeit ein Sprüchwort in Deutschland, nachdem der Habsburger zu Germersheim das Zeitliche gesez-

net; und den Geist dieses Sprüchworts scheint der Stifter des österreichischen Kaiserhauses auf den ersten österreichischen Kaiser desselben, Vater Franz I, vererbt zu haben. Dieses einfache Gemüth, diese väterliche Treue, diese kindliche Deutschheit, Vorzüge, die Franz I, gewiß auch von seinen Gegnern, zugesprochen werden, scheinen ein Vermächtniß des ersten Habsburgers zu seyn. Rudolph und Franz von Habsburg stehen im Kaisersaale so ziemlich einander gegenüber, doch zwischen ihnen liegen die Reformation, der dreißigjährige Krieg, Friedrich der Große, die französische Revolution, das Kaiserthum Frankreich, Napoleon und die Vendomesäule, der deutsche Befreiungskrieg, die Restauration, die deutsche Bundesakte, Karl X und sein Ministerium, die drei Juliustage und so vieles Andere, das Manches anders gestaltet hat; zwischen ihnen liegen zertrümmerte Kronen und zerbrochene Scepter, Kongresse und diplomatische Konferenzen, Leichen und Blutströme; Rudolph und Franz können nicht zu einander und sich die Hände bieten, die hohe Mauer des Zeitgeistes trennt sie; indeß der einfache, schlichte Geist des ersten Habsburgers, der Bürgersinn, ist auf den letzten Kaiser im Kaisersaale übergegangen.

Deutschland aber ist, obwohl groß genug für viele Staaten und Oberhäupter, zu klein für einen Rudolph von Habsburg geworden. Franz I that deshalb wohl, sich in seine kaiserliche Hofburg in Wien zurückzuziehen und sich im stillen Familienleben den Namen eines Vaters seines Volks zu erwerben.

Dem Habsburger Rudolph hätte ich, wär' ich der Maler gewesen, statt des kaiserlichen Scepters, ein Kreuz in die Hände gegeben; nicht deshalb, weil er, in Aachen die Belehnung der Reichsfürsten vornehmen wollend, kein Scepter unter den Kleinodien des Reichs vorfand, deshalb das Kreuz ergriff, und mit den Worten: «ein Zeichen, durch welches die Welt erlöset ist, mag doch wohl leichtlich die Stelle des Scepters vertreten,» die Belehnung vornahm, sondern weil er der eine Fürst war, der das Kreuz zum Scepter machte. Die Geschichte zeigt uns der Fürsten genug, die das Scepter zum Kreuz des Landes gemacht haben. O du bürgerlicher Kaiser, der du den dritten Stand, den ächten Nähr- und Wehrstand des Reichs, vor Augen hattest, ihn fördertest, ihn mächtig machtest, daß er das deutsche Reich schütze; der du der Aristokratie, dem Maulwurfsgeschlechte der Wahlmonarchie,

dem Rattenkönige mit den vielen Köpfen und Schwänzen den Weg verſperrteſt, der du mit mächtiger Hand Deutſchland hielteſt, daß es nicht in ſich zuſammenfalle, du großer Kaiſer! dem Schiller ſo ſchön geſungen, du haſt mir warm gemacht in dieſen kalten Fürſtentagen. Dein Antlitz im Römerſaale iſt gegen die Fenſter und den Balkon gerichtet, welchen der Kaiſer betrat, ſich dem Volke zu zeigen, aber es iſt nur ein gemaltes Antlitz; dein Geiſt hält Wacht im Dom zu Speier, wo deine Gebeine ruhen; er kann nicht hinaus in's Leben.

Wie ich ſchon oben bemerkt, ich blieb die Nacht über im Römerſaale, ich ganz allein mit meiner Phantaſie, ſogar ohne meine Feder. Es war eine fatale Lage, in welcher ich mich befand, anfangs ſogar eine langweilige; nicht einmal eine Flaſche Rheinwein konnte mir die Zeit vertreiben helfen, mit dem Schließen der Pforte erwachte ich aus der politiſchen Poeſie zur dürren, nackten Proſa, ohne Eſſen und Trinken. Es war erſt vier Uhr Abends und vor dem andern Morgen konnte ich nicht auf Befreiung aus meinem Gefängniſſe rechnen. Ein hungriger Magen verſcheucht die Dichtung, und ſo viel Mühe ich mir auch gab, den Alten an der Wand

eine poetiſche Lichtſeite abzugewinnen, immer ſchwebte die Speiſe- und Weinkarte des «Weidenhofs» und mein weiches Bett auf Nro. 52 dazwiſchen. Zu meiner großen Schande geſtehe ich es ein, ich dachte mehr an Beefſteak und Kartoffeln, als an das deutſche Reich, und hätte auf Otto den Großen ſogar, gegen eine Portion Fricandeaux, gern verzichtet. So viel auch im Kaiſerſaale gegeſſen und getrunken worden ſeyn mochte, mir grinzte der Hunger und der Durſt allenthalben entgegen; und ich habe oftmals ſpäterhin bedauert, daß man mich nicht am Abend vor dem Feſte der ſtändigen Bürger-Repräſentation im «Römer» eingeſchloſſen hat. Da waren die Tiſche ſchon Tags zuvor gedeckt und mit Paſteten, Torten und Konfituraufſätzen beſäet; ich wäre im Stande geweſen, der ſtändigen Bürger-Repräſentation vorzuarbeiten. Doch für dieſen Abend blieb ich allein, und mich demüthig zu den Füßen Ludwig's des Baiern lagernd und langweilige Gedichte mir recitirend, um deſto eher dem mohnumwundenen Traumgott anheim zu fallen, ſah' ich der Nacht entgegen.

Der Traum im Kaiſerſaale des Römers.

Die letzten Verſe eines Gedichts: «An mein Volk!» — ich weiß nicht von wem? — trugen mich bald in einen tiefen Schlaf. Bis um Mitternacht mochte ich, unter Ludwig's Schutze, in demſelben zugebracht haben, als plötzlich die große Pforte zum Kaiſerſaale, wie vom Sturmwind geſtoßen, angelweit aufſprang. Ich erwachte, um die Glocke der Bartholomäuskirche die zwölfte Stunde verkünden zu hören. Thüren und Kaiſerſaalspforten kann ein kundiger Novelliſt und Romanſchreiber bekanntlich nie und nimmermehr vor der zwölften Stunde aus Schloß und Riegel ſpringen laſſen, und auch ich brauche glücklicherweiſe in meinen Bildern hiervon keine Ausnahme zu machen, die Bartholomäusglocke verkündete die handwerksmäßige Geiſterſtunde.

Die Pforten zum Kaiſerſaal waren geöffnet, und ſtarren Auges harrte ich der Dinge, die da kommen würden. Plötzlich wurde es lichthell im großen, weiten Saale der Kaiſer, obwohl nicht eine Fackel angezündet war. Die Sterne am Himmel brännten in ungewöhnlichem Feuer und leuchteten wie tauſend und abermal tauſend Kaiſerkerzen hinein in die großen Bogenfenſter.

Die weiten Hallen des Römers wiederhallten von Tritten Herannahender, und bald darauf schritt ein langer Zug durch die weitgeöffnete Thür in den Saal. An der Spitze desselben erblickte ich eine mächtige Heldengestalt, welche ich augenblicklich für die des großen Karls erkannte. Wie die Geschichte ihn uns beschreibt, und wie die Sage ihn ausgestattet, in fast mährchenhafter Riesengestalt schritt er einher, im vollen Kaiserschmucke: ein Stück des heiligen Kreuzes auf seinem Haupte, die goldene Pilgertasche um seine Hüften, als komme er aus seinem Grabe in Aachen, doch ohne Krone und Scepter. Seine Söhne folgten ihm nicht. Er war der Einzige der Karolinger; hinter ihm schritt Konradin I. Diesem schlossen sich die sächsischen Kaiser an, in der Reihefolge, wie sie bei Lebzeiten auf dem deutschen Thron gesessen. Ihnen folgten die salischen; diesen die Hohenstaufen. Rudolph von Habsburg schritt hinter ihnen. Mit einem Worte, alle deutschen Kaiser, von Karl dem Großen an, mit Ausnahme der übrigen Karolinger, traten ein in den Kaisersaal und reiheten sich an den Wänden entlang, Jeder die Stelle an seinem Bildnisse einnehmend, Jeder ohne Krone und Scepter. Leopold II schloß

den Zug; Franz II war nicht unter den Kaiſern; er ſchlief vermuthlich in ſeinem warmen Bette in der Hofburg in Wien. Nachdem die Mächtigen ſich eine Weile angeſchaut, ſchritt Karl der Große mit einem tiefen Seufzer, daß der Saal ſchier erbebte, in die Mitte dieſes, und die Kaiſer reiheten ſich um ihn im Kreiſe. Der Sohn Pipins nahm unter dem Mantel ein Pergament hervor und zeigte es den Kaiſern, mit einer Donnerſtimme fragend: «wo iſt mein Reich? Hier in meiner Kaiſerpfalz der alten Francone-furt frage ich Euch, Geſalbte des Herrn, wo iſt mein Reich?» Das Pergament, welches Karl in Händen hielt, war mir wohl bekannt, es war der weſtphäliſche Friedenstraktat. Die Kaiſer Alle waren anfangs todtſtumm ob der Frage des einen Herrſchers, der über Frankreich und Deutſchland einen Scepter hielt; doch plötzlich verlangte man unter verworrenem Geſchrei, Karl der Große möge ſeine Enkel aus dem Grabe heraufbeſchwören; und Otto der Große, der am erſten ein Recht dazu hatte, weil er die Herr-ſchaft in Italien wieder hergeſtellt, hielt dem Karolinger den Vertrag von Verdun vor, der Frankreich und Deutſchland für alle Zeiten von einander trennte und das fränkiſche Reich theilte.

Da thaute es, wie Thränen, aus dem blitzenden Auge des Gewaltigen, und er verbarg den westphälischen Friedenstraktat unter seinem Kaisermantel. Was später die deutschen Fürsten mit Deutschland gethan, das hatten Karls des Großen Enkel vor über tausend Jahren mit dem Reiche ihres Großvaters gethan; denn ihr Vater Ludewig der Fromme war allzufromm für einen Herrscher. Er trug das Evangelienbuch, welches man dem großen Karl mit in die Gruft gegeben hatte, einzig und allein im Leben, das Schwert seines Vaters trug er nicht, und es lag unbenutzt, bis Napoleon es sich aneignete. Ich weiß wohl, weshalb Karl der Große weinte. Er hätte dem Volke die Krone anvertrauen sollen, die er dem frommen Ludewig übergab, dann vielleicht wäre sein Reich ein Reich geblieben; denn als die Großen des Reichs und das Volk, nach dem Tode Ludwigs des Kindes, die deutsche Krone durch freie Wahl übertrugen, da waren schon zu viele große Große, und das deutsche Königreich, auf welches es Karl abgesehen, ruhte auf zu vielen Stützen, die, wie es ihnen gerade gefiel, aus Stützen die Keulen des Reichs wurden.

Man kann sich leicht vorstellen, daß die Verhandlungen der Kaiser noch eine geraume Zeit

fortdauerten, daß aber am Ende Alles darauf hinaus lief, auch Kaiser seyen Menschen; die Größten unter ihnen haben sich und die Ihrigen nie über das Kaiserreich vergessen, und es sey schon viel, wenn der umgekehrte Fall nicht eingetreten. Was die Geschichte uns von Deutschlands Herrschern berichtet, Gutes und Böses, Alles kam hier im Römersaal zur Sprache, und der Eine warf dem Andern den Verfall des deutschen Reichs vor, ohne daß er bei allem Lobenswerthen, was er vollbracht, sich selbst von dem ihm deshalb gemachten Vorwurf frei sprechen konnte. Es kam mir vor, als wenn Schauspieler sich über den Verfall der Kunst streiten. Keiner will Schuld daran seyn, und am Ende ist doch der Egoismus Aller die Hauptursache davon. Karl der Große aber konnte sich gar nicht darein finden, daß das heilige Kreuz und die christliche Lehre, die er mit so viel Blut überthaut und mit den Leichnamen Unzähliger gedüngt, den Egoismus nicht ausgerottet habe. Es sey ja noch Alles, wie vor tausend Jahren, und am Ende noch schlimmer; denn nachdem mit dem Christenthum die Intelligenz Raum gewonnen, sey der fromme Glaube desselben ganz und gar geschwunden; ein Börne und Heine seyen jetzt

die Heiligen im Kalender, und die schreien, weil am Ende doch der Egoismus auf Erden nicht auszurotten, so solle sich ihn ein Jeder so gut zu Nutze machen, als er könne. Indem man nun noch im vollen Streite begriffen war, und sich in Aufzählung von Mitteln zur Herstellung des deutschen Reichs erschöpfte, die insgesammt nicht ausreichen mochten, betrat ein höchst elegant gekleideter Israelit, mit vielen Orden angethan, den Kaisersaal. Karl IV, der in der Geschichte wegen der Judenverfolgung bekannt ist, entsetzte sich dermaßen über diesen Frevel, daß er den ungebetenen Gast sofort aus dem Saal treiben wollte. Allein dieser zeigte auf seine Orden und stellte sich unter den Schutz der Gesetze, betheuernd, daß er von allen Herrschern Europa's als Freiherr anerkannt sey, daß er Geld prägen lasse, daß man ohne ihn nicht wohl Krieg führen, noch Frieden schließen könne. Alle Ehre sey ihm angethan von allen Fürsten, und selbst der Moslim huldige seinem Gelde. Nur in das Frankfurter Kasino habe er keinen Zutritt, und er bitte deshalb Karl den Großen, sich für ihn bei den Vorstehern desselben zu verwenden. Da erbebten alle Kaiser, und wurden noch bleicher, als der Tod, und Karl der Große sprach weh-

müthig: «Jude, Du haſt viel vollbracht, es iſt billig, daß ich mich Deiner annehme. Du ſollſt Zutritt in das Kaſino erhalten!» Bei dieſen Worten ſchritt er aus der Thür, und die Kaiſer folgten ihm; die Sterne erloſchen am Himmel. Nur der Jude blieb im Saale und dankte Moſes und den Propheten, daß, das Maaß ſeiner Ehre zu füllen, ſogar Karl der Große aus ſeinem Grabe in Aachen erſtanden, um ihn in das Kaſino einzuführen. Wie auch er den Saal verlaſſen, tönte die erſte Morgenſtunde, und ich rieb mir die Augen. Ich hatte geglaubt, zu wachen. Es war Alles ein Traum geweſen.

Als ich endlich meiner Haft entkam, ſpät am Morgen, wollte ich natürlich meine Wanderungen durch den alterthümlichen Römer nicht fortſetzen. Das Merkwürdigſte deſſelben hatte mein Auge geſehen; ich war ſchachmatt und die Sehnſucht nach Ruhe lenkte meine eilenden Schritte zum «Weidenhof,» wo Göthe's Großvater Gaſtgeber geweſen.

Bockenheim, Herr Resch, der Taunus und der Rothschild'sche Garten.

Mein erster Ausflug, nachdem ich Nro. 52 des «Weidenhofs» mit einem Zimmerchen im Hause des Herrn K—, auf dem Römerberg, vertauscht hatte, war nach Bockenheim, oder vielmehr zu dem Hause des Gastwirths Resch, vor Bockenheim. Dasselbe steht noch auf Frankfurter Gebiet, und Herr Resch ist ein eben so poetischer Gastwirth, wie Herr Marr im «König von England» zu Hamburg. Auch hat er mit diesem das Gute gemein, daß er, sobald es sich um von ihm verfaßte Poesieen handelt, den Wirth total vergißt, und im Enthusiasmus und dichterischer Begeisterung eine Flasche Wein über die andere Preis giebt, sogar wenn man die Dichtung nur mäßig lobt, und weniger als den Wein. Dabei ist Herr Resch ein sehr gefälliger und auch wißbegieriger Mann. Seine Wißbegierde soll ihm sogar bereits manche Unbill herbeigeführt haben. So habe ich mir unter Anderm folgende Geschichte von Herrn Resch erzählen lassen, die ihn wenigstens um ein gutes Abendessen und eine Flasche Champagner gebracht.

Ein nicht sehr anständig gekleideter Mann kommt eines Tags zum Gastwirth Resch, ihm das Anerbieten einer merkwürdigen, höchst interessanten Mittheilung machend, welche ihm jedoch nur gegen eine Flasche Champagner und ein gutes Abendessen feil sey. Resch wird gespannt, er will die Merkwürdigkeit gern erfahren, er geht auf den Vorschlag ein. Den Fremden hält er, wegen seiner unanständigen Kleidung, für ein Original-Genie. Der Letztere speis't mit Gemächlichkeit, und, nachdem das Mahl vollendet, begiebt er sich zu Resch, der ihn in erwartungsvoller Hast in einen Winkel des Zimmers führt, wo er dann im geheimnißvollen Gespräch Folgendes hört: «Erfahren Sie, mein Herr, daß ich erst kürzlich aus einer Tretmühle entlassen. Die rechte Seite in derselben ist die schlimmste. Sollten Sie einmal in eine Tretmühle kommen, so rathe ich Ihnen, die linke Seite zu halten Leben Sie wohl.» Herr Resch konnte natürlich kaum vor Erstaunen wieder zu sich kommen, als ihn der Unbekannte, nach dieser Eröffnung, ohne Weiteres verließ. Seinen Gästen aber sagte er, die ihm von demselben gemachte Entdeckung sey wirklich von der höchsten Wichtigkeit, er werde sie jedoch nur dann kund thun, wenn man ihn

auf ähnliche Weise honoriren wolle, wie er jenen. Da das nun nicht geschah, so blieb die Sache für's Erste noch ein Geheimniß. Späterhin, in einer poetischen Stunde, theilte er sie seinen Gästen mit. — Viele behaupten, vorstehende Geschichte sey nicht dem Gastwirth Resch in Bockenheim, sondern dem Gastwirth Marr in Hamburg passirt; allein eine genaue Untersuchung an Ort und Stelle hat mich von dem Gegentheile zur Genüge überführt. Herr Resch in Bockenheim ist der merkwürdige Mann, dem jener Unbekannte das Geheimniß mit der Tretmühle offenbarte. Weil Herr Resch der erste Frankfurter Bürger ist, wenn man aus dem Churhessischen über Bockenheim nach Frankfurt kömmt, und der letzte, wenn man von Frankfurt nach Bockenheim geht, weil er — wie gesagt — äußerst poetisch ist, und von Julius Weidner die Deklamation erlernt hat, weil er die « Kraniche des Ibikus » fast so gut wie Seydelmann vorträgt, weil man bei ihm trefflichen frischen Kuchen erhält, und, wenn man ein etwas geniales Gepräge an der Stirn trägt, auch von ihm verfaßte Gedichte zu hören bekömmt, weil sein Wein noch besser ist, als seine Dichtung, weil ich ihn unter allen Gastwirthen in der Umgegend

zuerſt beſuchte, deshalb habe ich dem Gaſtwirth Reſch einen Platz in meinen «Bildern» eingeräumt.

Von Frankfurt nach Bockenheim gehend erblickt man den Taunus, und zwar wie auf dem Throne ſitzend, geſchmückt mit dem königlichen Diadem, dem Feldberg. Schon Pomponius Mela und Tacitus berichten uns von dem waldbekränzten Gebürge, und die Fontes Matiaci, die ihm entſtrömen, floſſen ſchon zu Römerzeiten. Der Alte ſteht noch in ewig jugendlicher Schöne da. Ein junger blühender Greis, voll Kraft und Leben, ſchaut er auf Frankfurt hernieder, das er bauen, wachſen und gedeihen ſah, das er vielleicht einſt auch fallen ſehen wird. An ſeinem Fuße erbauete die Weltbezwingerin Roma feſte Lager zur Unterdrückung des deutſchen Volks. Deutſchland wurde frei, die Lager ſanken in Trümmer, und Roma ſtieg ihren Helden nach in's Grab; doch der Taunus ſteht noch auf dem alten Fleck, und wenn der Frühling naht, zieht er ſein Feierkleid an, und rüſtet ſich, tauſende von Gäſten zu empfangen, die ihm aus allen Landen zuſtrömen, um an ſeinen Quellen Heilung und Troſt zu empfahen. Wahrlich! Frankfurt liegt in einer geſegneten Au, und der Weg nach

Bockenheim und weiter bietet des Anziehenden genug, auch wenn man des Gastwirths Resch und der «süßen Jungfern» nicht einmal gedenken will.

Rechts an der Bockenheimer Chaussee liegt der Rothschild'sche Garten, in welchem der reiche Banquier die diplomatischen Dinés giebt. Die Mutter der Rothschild will, trotz des schönen Gartens, trotz des Taunus, trotz aller diplomatischen Herrlichkeiten, nicht aus der Judengasse heraus, obwohl Anselm von Rothschild sie gern in sein adelich' Haus nähme, in den schönen Garten, der vom Golde und der Natur so überprächtig aufgeputzt ist; denn Anselm von Rothschild ist ein guter, treuer Sohn, der da weiß, daß des Vaters Segen den Kindern Häuser baut und Gärten, daß aber der Mutter Fluch Häuser und Gärten niederreißen könne. Er ehrt seine Mutter, wie es sich geziemt, aber er kann sie doch nicht aus der Judengasse herausbringen, mit aller kindlichen Liebe nicht, mit aller Pracht nicht. Von dort ist ihr biederer schlichter Ehemann alltäglich ausgegangen in die reichen Handelshäuser Frankfurts, ein einfacher Wechsler, ein Schewa; dorthin ist er am Abend mit Geld und einem ruhigen, heiteren Gewissen zurückge-

kehrt; wenn ſie von dort ausziehen will, ſo ſoll es nur nach dem ſtillen, freundlichen Garten ſeyn, wo die Garben reifen für den großen Erndtetag. Anſelm von Rothſchild hat auch ein ruhiges Gewiſſen; denn was er von ſeinem Vater ererbt, das hat er ehrlich verwendet und vermehrt, und es wohnt Humanität in dem Herzen unter dem Ordenbeſternten Rocke; aber Anſelm von Rothſchild hat ſich — der Weltverhältniſſe wegen — aufputzen müſſen, und das blendet die Augen der Mutter. Sie fährt gern zu ihrem Sohn, aber lange kann ſie's denn doch nicht in dem Geflimmer aushalten, und ſoll ſie aus der Judengaſſe für immer, ſo ſoll es nur zu ihrem Eheherrn ſeyn.

Wie ſieht's aber im Innern von Rothſchild's Garten aus? Wunderſchön! Die Blumen glänzen im Goldgefunkel, und die Beeten ſind mit Kronthalern gedüngt, die Luſthäuſer ſind mit Rothſchild'ſchen Obligationen tapeziert; und wenn die Nacht mit ihrem Sternenkranze ſich herabläßt, ſo ſoll es hier im Garten ſo wunderſeltſam flimmern und glänzen, wie dort oben am Himmel. Ein prachtvoller ausländiſcher Blumenflor breitet ſich im Garten aus, und an jeder Blume blitzen Kremnitzer Dukaten ſtatt der

Blätter; aus den Blumenkelchen erglänzt es in goldenen Zahlen, um welchen Preis die theueren erstanden. Mit einem Wort, es ist hier Alles zauberisch-prachtvoll, aber es sieht mehr nach Gold, als nach einfacher Natur aus, mehr nach Rothschild, als nach Flora, mehr diplomatisch, als anmuthig, mehr aristokratisch-freundlich, als liberal-herzlich, mehr prosaisch, als poetisch. Ich weiß wohl, wir Dichter lügen gern, und wenn Herr von Rothschild, und die bei ihm essen, den Garten anders finden, als ich ihn beschrieben, so mögen sie sich damit trösten, es werde mir doch am Ende kein Mensch glauben, daß der umsichtige Rothschild die Kronthaler so in seinem Garten umherliegen lasse. Zudem war ich auch nüchtern, als ich den Garten besah, und hatte keinem Rothschild'schen Diné beigewohnt, keinen Rothschild'schen Champagner getrunken. Deshalb schienen mir auch die Blumen im Rothschild'schen Garten wie ballgeschmückte Frauenzimmer, die sich gegenseitig im Tanzsaal beschauen, belächeln und bekritteln, immer freundlichen Gesichts, jedoch nicht ohne Neid. Die Mode hat hier die lieblichen Kinder Flora's aus allen Welttheilen zusammengebracht, und sie scheinen mir mehr um die Gunst der Beschauen-

den zu buhlen, als Liebesworte zum Herzen zu flüstern; sie liebäugeln mit Herrn von Rothschild und seinen Gästen und er liebäugelt mit ihnen, wenn sie seinen Gästen gefallen; aber ob er sie liebt, und sie ihn? — Die Frage möchte ich nicht bejahen; denn sie kosten ihn viel Geld, er hat sie erkauft. Anselm von Rothschild kömmt mir in seinem Garten wie der Großherr im Serail vor. Ein reicher Mann kann nie wissen, ob er geliebt wird, weil Alles so gar freundlich gegen ihn ist; Alles verehrt sein Geld, Alles liebt sein Geld, Alles huldigt seinem Gelde, sogar Frauenzimmer und Blumen. So lange ein Reicher sein Geld in der Tasche behält, es nicht Alles aus dem Fenster wirft, kann er nie wissen, ob er geliebt wird. Um diesen Preis aber wird er die Probe nicht wagen mögen; denn die Liebe hat Rothschild nicht zu dem gemacht, der er ist, seiner schönen Augen wegen hat er keinen Orden erhalten. Das war meine Ansicht von dem Rothschild'schen Garten.

Dannecker's Ariadne.

« Haben Sie die Ariadne des Herrn v. Bethmann schon gesehen? » fragte mich ein Frankfurter. « « Ariadne? » » erwiederte ich

neugierig. «« Vielleicht eine Amour des Herrn v. Bethmann? »» Ich dachte an die schöne Marianne in Eimsbüttel bei Hamburg, zu der vor sechs Jahren alle Fremden wallfahrteten, ihr kerngesundes Fleisch bewunderten, ihre rothen Backen strichen, sich von ihren großen Hamburger Füßen treten ließen, und dabei viel Geld verzehrten. « Sie irren, Bester » — antwortete man mir — « die Dame ist von Stein, ein Werk Danneckers, von dem verstorbenen Staatsrath Moritz v. Bethmann für vieles Geld erstanden. » — «« Und die heißt man Bethmann's Ariadne? Hat denn Dannecker auch seinen Ruhm an den Herrn v. Bethmann verkauft, daß man seinem Werk nicht einmal seinen Namen läßt? »» — « Nun der Herr v. Bethmann hat ihr den Namen Danneckers Ariadne gelassen, es ist nur so façon de parler der Frankfurter, daß man die Bildsäule Bethmann's Ariadne heißt, sie ist denn doch sein Eigenthum. » — «« Ja wohl sie ist sein Eigenthum »» — erwiederte ich etwas gedehnt — «« Führen Sie mich hin. »» Auf dem Hinwege zu Bethmann's Garten, vor dem Friedberger Thore, wo die Geliebte des Theseus dem fremden Beschauer von dem gastfreundlichen Eigenthümer

in einem besonderen Gebäude bloßgestellt ist, hatte ich Zeit genug, Betrachtungen über das Thema: «Die Kunst geht nach Brod» anzustellen. Das Ding wird freilich immer so bleiben in der Welt, so lange das Geld bleibt und so lange die Künstler nicht reich werden. Man mag es auch hingehen lassen; wenn die Kunst dabei nur nicht selbst zum Brode, zum hausbackenen Brode wird, und das Brod zur Kunst. Das Letztere scheint aber der Fall zu seyn, wenn man von einer Bethmann'schen Ariadne spricht.

Dannecker's Ariadne. Wie lyrisch trunken im Blick, wie weich und zart am Körper, wie liebesehnend und liebematt, wie irdisch-himmlisch, wie menschlich-göttlich! Die Bildhauerkunst ist eine schöne Kunst, vielleicht die schönste; sie macht die Steine lieben und den kalten Marmor zum warmen Herzen. Herr v. Bethmann thut nicht Recht, daß er die Ariadne so bloßstellt. Die Zeiten des Pygmalion sind vorüber, die Götter beleben kein Steinbild mehr; und wenn nun ein Weiberfeind hieher käme, ein reicher, liebenswürdiger Weiberfeind, und in der Ariadne fände, was er vergebens bei allen Frankfurter Schönen gesucht, wenn er liebte, zum ersten Male in seinem Leben liebte, und

ein Steinbild liebte. Es wäre entſetzlich! entſetzlich für ihn und für die Frankfurterinnen; auch wenn Herr Scribe einen Operntext daraus machen könnte. Herr v. Bethmann kann mit ſeinem Gelde Danneckers Ariadne zu der ſeinigen machen; er kann das ſüße Leben der Stein-Ariadne kaufen; aber lebendig machen kann er es nicht. Ich habe nie ſo viel irdiſche Luſt und ſo viel himmliſche Seligkeit vereint geſehen, wie in dieſer Ariadne. Die Tochter des Minos iſt nicht mehr die Geliebte des Theſeus, ſondern ſchon die Bachus-Vermählte; aber Bachus hat ihre Krone bereits zum Himmel geworfen, daß ſie dort als Sternbild erglänze.

Es iſt ſo viel irdiſche Liebe über ſie hingehaucht, ſo viel irdiſche Anmuth, wie gerade Noth thut, die ſüßeſten Gefühle bei dem Beſchauer zu erregen; und ſo viel Himmelsglanz, dieſe Gefühle über die Erde hinweg zu den Sternen zu tragen. Die höchſte poetiſche Wolluſt ſpricht aus dieſer Ariadne; man fühlt ſich bei ihrem Anblick hin- und hergezogen: zum Himmel und zu der Erde, und wieder zum Himmel und zu der Erde. Die wahre Liebe iſt ja nur eine ſinnlich-faßliche Poeſie, ein Funke, der vom Himmel auf die Erde gefallen, der hier eine

Flamme entzündet, die zum Himmel auflodert, und zu der Erde wieder hernieder. Es wäre entsetzlich, wenn ein Frankfurter, statt Aepfelwein und baierisches Bier, Rüdesheimer und Johannisberger, ein Diné und Soupé, eine reiche Frankfurterin und ein schönes Reitpferd als die höchste irdische Glückseligkeit zu betrachten, Gegenliebe von Danneckers Ariadne verlangte. Ein wahrhaft tragisches Ereigniß wäre das, aber nicht unmöglich in dieser Zeit, wo man den Göttern selbst kaum etwas Apartes zugestehen will.

Ariadne ruht in liebgestillter Stellung, als sey Bachus eben von ihr geschieden, auf einem fortschreitenden Panther. Die Stirne ist mit Weinlaub umkränzt; die Haare sind mit Epheu und Weinranken durchflochten; die Grazie und Reinheit der Göttin sind über den Körper ergossen.

Die Frankfurter Begräbnissplätze.

Ihrer sind zwei; ein Begräbnißplatz für die Christen, ein anderer für die israelitische Gemeinde. Beide liegen neben einander, links von der nach Friedberg führenden Chaussee; beide

ſind im Frankfurtiſch-vornehmen Style und von einer hohen Mauer umgeben. Den Begräbnißplatz der Iſraeliten habe ich nur durch das Gitterthor beſchaut, zu dem der Chriſten bin ich manches Mal hinausgezogen. Das Leben wird Einem oft ſo ſchwer, ſo centnerſchwer, daß man es bisweilen gern auf eine Stunde an den Gräbern bei Seite legt. Die Todten ſind ſo gemüthlich und ſtill, und immer zu Hauſe. Sie laſſen ſich nie verläugnen, wenn man nach ihnen fragt, und man braucht ihnen nicht zu ſchmeicheln, nicht den Hut vor ihnen zu ziehen. Ohne Komplimente kann man ſich neben ſie ſetzen, neben alle, ſie ſeyen nun todte Bürgermeiſter, Staatsräthe, Miniſter, Schöffen oder Taglöhner. Der Arme, der nichts zu eſſen hat, kann hier wenigſtens in Frieden weinen, es treibt ihn Keiner fort, vor Vögten und Hunden hat er Ruhe, der Todtengräber ſtört ihn nicht; und er gedenkt der Zeit, die über den Gräbern liegt, und wie doch auch den Paſteten-Bäuchen und Champagner-Gurgeln ein Tag komme, wo ſie vor ihm nichts voraus haben. Das ſind alltägliche Gedanken, aber ſie tröſten. In der Republik der Todten herrſcht Freiheit und Gleichheit, und es drohet keine Revolution; die Reformation

geht hier langsam und sicher von Statten, die Reformation zur Mutter Erde. Die Fäulniß ist zwar unter der Erde die Reformatorin; allein ist sie es auch nicht oft über der Erde? Die Würmer sind die Diplomaten, die, ehe die Umwandlung gänzlich geschehen, noch Einiges für sich bei Seite zu bringen suchen. Was sind aber die Diplomaten über der Erde? O ich habe recht heitere Stunden auf dem Frankfurter Kirchhofe verlebt. Aber um das zu können, muß man auch das Leben ganz bei Seite setzen, man muß ein lebendiger Todter unter den todten Todten seyn. Solches wird Einem aber auf dem Frankfurter Kirchhofe sehr erschwert. Die Großen und Vornehmen haben ihre Paläste nicht mit hinaus tragen können, aber sie haben es nicht unterlassen können, sich dafür andere bauen zu lassen. Die darin wohnen, werden nun zwar einsehen, daß die Fäulniß hier so gut, wie allenthalben, den Eingang finde, wo sie einen Todten riecht, und daß die Würmer auch über Staatsräthe und Bürgermeister herfallen; aber die da oben umher wandeln, fühlen sich durch die Todtenpracht steif berührt, und es kann wohl kommen, daß ein Ruhesuchender, ein Stillweinender an dem Grab-Palais dieses oder jenes vornehmen

Todten unwillkürlich nach dem Hute greift, daß ihm die Thräne auf der Wange friert, daß Liebe und Versöhnung der Devotion weichen. Ich mag dieſe antiken Grabſtätten nicht, die auf dem Frankfurter Begräbnißplatz ſo häufig ſind; ich liebe die Blumen und die Cypreſſen; ich liebe die Kreuze von Holz, die einfachen, blüthumkränzten Grabhügel. Hier, wo die Natur zerſtört, ſoll auch die Natur nur verſchönen. Alle ſollen ſich an das Herz der einen Mutter legen, nackt und bloß, wie ſie ſie erſchaffen, nackt und bloß, wie ſie ihr die liebſten ſind.

Die Blumen auf den Kirchhöfen lispeln Liebeslaute und Verſöhnung; geſchmückt, wie ſie ſind, deuten ſie auf die Wiedergeburt hin, und die Unſterblichkeit duftet aus ihren Kelchen, wenn ſie im Frühling von Neuem ihr roſiges, ſilbergeſticktes Kleid anziehen, und bekunden, daß ſie aus dem Winterſchlafe erwacht. Wann die Morgenſonne aus dem grünen Taunusmeere hervorbricht, und ihre goldenen Strahlen über Leben und Gräber ſendet, und die Morgenthauperlen auf dem Grabteppich zittern, ſo erheben auch die Blüthen und Blumen ihr Haupt und lächeln dem Morgen entgegen. Wie ſie werden einſt, die unter ihren Füßen ruhen, dem Morgen entgegen-

lächeln, die getrennt waren, werden ſich wiederfinden, und die Morgenthauperlen der Freude werden in ihren Augen zittern. Die Liebe begräbt man nicht mit, wenn man wirklich liebt, die Liebe geht endlich mit Einem ſchlafen, und wird dereinſt mit Einem wach werden. Ach! es iſt ſo ſchön, wenn ſie unter Blumen ruht. Es muß ein herrlicher Tag ſeyn, wenn ſich ſo viel Liebe aus dem Grab entwindet, ſo viel unendliche Sehnſucht, wenn die Mutter nach dem Kinde die Hand ſtreckt und das Kind nach der Mutter, die Geliebte den Liebenden umfängt, wenn alle Liebe in ein Meer zuſammenfließt. Dann kann es doch nur Sterne und Blumen geben, nach welchen die Auferſtandenen blicken. Was ſollen darum prachtvolle Mauſoleen auf den Kirchhöfen?

Ich will hier keine einzelnen Grabmäler beſchreiben. Das würde trocken werden; denn dieſer Todtenpracht kann ich kein Leben abgewinnen, keine Farbe, wie ſolches für Bilder nothwendig iſt.

Der Frankfurter chriſtliche Begräbnißplatz iſt ein ſchöner, ſtattlicher; man betritt ihn durch ein gigantiſches Thor, von prächtigen Säulen getragen. Rings um ihn herum zieht ſich eine hohe Steinmauer, und dem Eingang gegenüber

befindet sich ein großer Säulengang, in welchem die Gräber der Vornehmen befindlich, die nicht unmittelbar in die Erde wollen, sondern es vorziehen, in steingemauerter Ruhestätte die Auferstehung zu erwarten.

Was mir an dem Begräbnißplatz am meisten gefällt, ist das treffliche Leichenhaus, links am Eingange. Jeder Frankfurter kann bieher die Leichen seiner Angehörigen bringen lassen, daß die Verwesung sie hier überziehe, bevor sie der Erde übergeben werden. Alle Vorkehrungen zur Rettung Scheintodter sind hier getroffen, und ein eigener Arzt ist bei dem Leichenhause angestellt. Leichenhäuser sind Ergebnisse einer Humanität, die das Schrecklichste verhindern will, und die Frankfurter mögen damit allen Städten Deutschlands ein Vorbild geben. Das Leben unter der Erde muß ein furchtbares seyn, auch wenn es nur Minuten dauert. Wie viel Scheintodte mögen schon, bei den nachlässigen Begräbnißanstalten in den meisten Städten, unter die Erde gebracht worden seyn? Man erfährt freilich oben selten etwas davon.

Die Stände.

Aus der Republik der Todten kann ich am beſten zu den Ständen übergehen. Der Sprung von den Letzteren zum Kirchhofe iſt ein salto mortale für alle, die ihn thun; ich will die Sache umkehren, und aus der Gleichheit in die Ungleichheit überſpringen, vom Tode zum Leben, aus dem Frieden zum Unfrieden, aus der Fäulniß des Grabes in die Fäulniß der Welt, von den Würmern unter der Erde zu den Würmern über der Erde. Die Todten beißen Keinen, aber wer unter die Lebenden tritt, dem wird der Kopf geſchoren, und man bellt ihn an, vom Taglöhner bis zum Bürgermeiſter, wenn er Einem von ihnen nicht den gehörigen Kratzbuckel erweiſet. Doch ich muß ins Leben zurück, unter die Stände, unter die Reichen, mit den ſteifglotzenden Geldaugen, unter die Adeligen mit den Laternenpfahl-Geſichtern und dem vornehmen Hohn, unter die «Borger», mit dem Frankforter Borgerſinn, unter die Liberalen, mit den Hambacher Hüten, unter die Ariſtokraten, mit der ewigen Revolutionsangſt auf dem Geſichte.

Frankfurt iſt eine ſchöne, reiche Stadt; es giebt in keiner Stadt ſo viel Geld, wie in Frank-

furt. Wer kein Geld hat, wird von den Reichen Lump genannt. Er ist weder zum Diné-Geben, noch zum Diné-Nehmen etwas nütz, er kann keinen Champagner für eigene Rechnung trinken, er kann keine Jagd-Parthieen mitmachen, nicht Aktionair des Stadt-Theaters werden, nicht über Essen und Trinken urtheilen; er kann höchstens Gedichte machen und sich mit der schönen Literatur beschäftigen. Uebrigens kann er ein ganz ehrlicher Mann seyn; nur kein Geld darf er haben. Erhält er heute Geld, wird er gar reich, so ist er durchaus kein Lump mehr; er braucht dann keine Gedichte zu schreiben, sondern kann in Papieren spekuliren und auch Dinés geben. Der Lumpe giebt es übrigens nicht viele in Frankfurt, weil in Frankfurt gar so viel Geld ist; eine eigene Klasse aus ihnen zu bilden, würde schwer halten, man kann sie daher so ziemlich außer Acht lassen.

Geld! ist in Frankfurt ein inhaltvolles Wort, im Alltagsleben giebt es hier, wie gemeiniglich allenthalben, den Ausschlag. Wer Geld hat, ist ein Mann von Charakter, man sagt von ihm: «er ist gut.» Ist er sehr reich, so heißt's auch wohl: «er ist schwer.» Weiß er sich Ansehen durch sein Geld zu verschaffen, so sagt

man mit gewichtiger Miene: «er iſt ein bedeutender Mann, eine ganze Million ſchwer.» Iſt er dabei einfältig, ſo ſetzt man höchſtens hinterher: «Verſtand hat er nicht viel, aber er hat denn doch eine Stimme bei Allem, und giebt häufig Dinés; man ißt und trinkt nirgends köſtlicher, als bei ihm.» Ladet er nun gar Künſtler und Gelehrte zum Eſſen ein, ſo heißt man ihn «einen Mäcen der Wiſſenſchaften, einen geiſtreichen Mann.» Alſo dreht ſich in Frankfurt ſehr viel um das Geld, ich will nicht ſagen: Alles. Die reichen Banquiers und Kaufleute ſind gewichtige Leute, ſie ſind bei Allem betheiligt, ſelbſt bei der Kunſt und Literatur, die man mit ihrem Gelde fördern muß. Viele von ihnen haben bei Angelegenheiten der letzteren Art mit allem Recht eine Stimme, weil ſie, außer Geld im Beutel, auch ein Herz im Leibe haben, und einen Sinn für das Schöne in dieſem Herzen. Andere müſſen ſich allein mit dem Sitz begnügen, wie z. B. bei Theaterangelegenheiten u. ſ. w. Man kann ſie höchſtens als Geheime hofräthe betrachten. Um dieſen Leuten dann und wann eine Stimme zu geben, läßt man ſie die Toaſte bei den Feſtmahlen ausbringen, wo ſie ſich dann ſofort in dem ihnen eigenen Charakter hinſtellen. Man denke ſich

z. B. ein Festmahl, zu Ehren eines berühmten Mannes, veranstaltet, und nun den Toast: «Meine Herren, das heutige Festmahl verdanken wir lediglich dem Herrn N. N.» Der Mann könnte ein zweites Amerika entdeckt, eine ungeheuere Fundgrube für die Wissenschaften eröffnet haben, aber man verdankt ihm das heutige Festmahl. Was kann man ihm mehr verdanken? Ein Festmahl, das von 4—9 Uhr Abends dauert, ist kein gewöhnliches Festmahl, ein solches Festmahl kann man in den Wäldern Amerika's nicht antreffen; in der Wüste Arabiens giebt es keinen solchen Champagner, wie er hier getrunken wird. Welch' ein erhabener Toast! «Dem Manne, dem berühmten Manne verdanken wir dieses Festmahl.» Man hat noch nicht genug Festmahle in Frankfurt; es muß Einer zu den Quellen des Nils ziehen, damit man noch ein neues Festmahl zu den vielen alten bekömmt. O Geld, Wissenschaften, Kunst, Ruhm und Festmahl! «Das Leben ist der Güter höchstes nicht, das Höchste ist das Essen und das Trinken.»

Der Geldstand ist ein bedeutender Stand in Frankfurt, aber es giebt in ihm auch Viele, die das Geld als Mittel zum schönen Zweck gebrauchen. Viele hehre Stiftungen sind auf goldenem

Boden, vom Thau der Humanität getränkt, erſtanden, Stiftungen, die ſchwerlich in irgend einer deutſchen Stadt ihres Gleichen haben; und zwar in der neueſten Zeit, nicht in einer Zeit, als fromm-religiöſer Eifer ungeſtört in Deutſchland waltete, als er allein den Grund zu dergleichen Stiftungen legte. Bethmann, Brönner, Senkenberg, Städel ſind Namen, die, wie Sterngefunkel, an dem wiſſenſchaftlichen- und Kunſt-Himmel Frankfurts erglänzen; nicht von leerem Prunkgefühl getrieben, ſondern im warmen, lauteren Streben für Kunſt und Wiſſen, für Humanität und Menſchenwohl brachten ſie ihr Geld zum Opfer dar, das Schönſte zu Tage fördernd. Man kann leicht denken, daß ſich den hier Genannten Viele anſchließen, aber die eigentlichen Geldmenſchen, ich meine hier die Menſchen, die Geld als Mittel und Zweck betrachten, bilden denn doch immer die Mehrzahl. Bei den Letzteren heißt es denn ſtets: Geld. Sie gehen mit Geld zu Bette, ſie träumen von Geld, ſie ſtehen mit Geld auf. Mit Geld gehen ſie in's Theater, mit Geld urtheilen ſie über die Kunſt, mit Geld lieben ſie die Schauſpielerinnen, mit Geld laſſen ſie auspfeifen. Geld iſt ihnen das Ideal des Lebens, und wem ſie von ihrem

Gelde geben, dem geben sie Etwas von sich selbst, ein Theilchen ihres Geld-Ichs. Sie betrachten einen Solchen als den Ihrigen, und behandeln ihn als den Ihrigen. Der Schauspieler wird in Frankfurt gut bezahlt, aber weil er gut bezahlt wird, so muß er es auch oft hören, daß er gut bezahlt wird, daß er mehr als ein Senator erhält, daß er viel zu viel erhält. Dafür aber hat der Schauspieler auch den Vortheil, daß er von Vielen wie ein Parade-Pferd gehalten wird, und er kann sicher seyn, daß, wenn man ihm von Wien aus viertausend Gulden bietet, die Frankfurter Goldmännchen ihm sechstausend Gulden geben; denn was die Kunst einem Andern werth ist, das ist sie ihnen auch werth. Die Lindner mußte erst nach Berlin gehen, ehe sie Zulage erhielt, und Madame N. N. mußte sich erst lieben lassen, ehe sie Zulage erhielt. Wer nicht nach Berlin geht und sich nicht lieben läßt, wer sich durch nichts Anderes geltend zu machen weiß, als durch die Kunst allein, und zwar nur auf der Frankfurter Bühne, der hat bei den Geldmenschen schweres Spiel und bringt es selten zum Gelde. Der Geldstand ist der Stand, welcher am festesten in Frankfurt steht, er greift am meisten in das öffentliche Leben ein.

Mir iſt der Geldſtand von allen Ständen der widerwärtigſte, weil er eben der ſchmutzigſte von allen iſt. Jeder, der den Mammon: Geld hat, iſt Mitglied des Standes; Geld! heißt die Eintrittsparole; Tugend, Seelenadel, mit einem Worte, die ganze Moral-Philoſophie wird vor dem einen Worte zu Schanden. Es giebt in keinem Stande mehr Emporkömmlinge, wie in dieſem, die Hefe aller Stände findet ſich hier zuſammen. Heute treibt man ſich im Schmutze des Lebens herum; morgen gewinnt man das große Loos, oder eine Million durch das Steigen des Kurſes; übermorgen iſt man als Reicher allgemein anerkannt, und kann mit dem frechſten Alltagsgeſichte über Alles raiſonniren, über Staat, Kirche, Kunſt, Hoheit und Gemeinheit, über Schauſpielerinnen und Jagdhunde, über Liebe und Paſteten, über Schiller und indianiſche Vogelneſter.

Witzig ſind die Geldmenſchen ſelten, aber grob, unendlich grob; geiſtreich ſind ſie ſelten, aber grob, unendlich grob; herzlich ſind ſie ſelten, aber grob, unendlich grob. Wenn die Grobheit nicht in der Welt wäre, ſo hätten ſolche Leute nichts, als Geld, ſo aber hat ihnen der gütige Schöpfer jene göttliche Tugend, als Wiegenmitgift, beige-

geben, und die tritt bekanntlich mit ehernen Fußtritten auf und zermalmt Alles. Man bittet sie, sie sind grob; man ist freundlich, sie sind grob; man ist witzig, sie sind grob; man ist demüthig, sie sind grob. Geld und Grobheit passen zu einander, wie Rindfleisch und Meerrettig. Das Geld erhält erst durch die Grobheit den rechten Werth, und die Grobheit durch das Geld. Ein armer Grober ist wenig gefährlich, er bessert sich schon; einem reichen Groben ruft Alles Prosit! zu. Ein höflicher Reicher kann sich gegen die Zudringlichkeit nicht schützen, einem groben Reichen geht Alles mit Hutabnehmen aus dem Wege. Also Grobheit und Geld für immer. Rothschild ist leider ein höflicher Reicher; desbalb laufen ihm aber auch alle Gassenjungen nach, wenn er über die Straße geht, und er kommt stets mit leeren Taschen nach Hause. In der neuesten Zeit fährt desbalb Rothschild meistens; das Ausgehen kömmt ihm zu theuer. Mit den Geldmenschen, die den Gegensatz zu den Lumpen bilden, wäre ich fertig. Jetzt komme ich zu den Adeligen.

Was die eigentlichen Frankfurter Adeligen betrifft, so erstreckt sich — wie schon oben bemerkt — ihr Wirkungskreis nicht weit. Die

beiden Häuser Limburg und Frauenstein existiren nur noch im Frankfurter Staatskalender, im Staatsleben üben sie keine Macht mehr aus. Als Karl IV den nicht zünftigen Theil der Stadtbewohner den Zünften gleichstellte, errichteten jene geschlossene Gesellschaften, vielleicht nach Art der heutigen Kollege; denn es wurde darin gegessen und getrunken, wie in diesen, und sie hatten ihre eigenen Vorsteher, Diener und Gesetze. Nur bildete der Adel die Grundlage einer solchen Gesellschaft. Auch durch Heirath mit einem Mitgliede derselben konnte man den Eintritt erlangen. Diese adeligen Gesellschaften haben nicht wenig zum Glanze und zur Verherrlichung Frankfurts beigetragen; sie griffen — bei der Stellung ihrer Mitglieder zum Staate — in das öffentliche Leben auf vielfältige Weise ein, und Kunst und Wissenschaft verdanken ihnen viel. Das ist nun Alles anders geworden. Die beiden Gesellschaften Limburg und Frauenstein sind jetzt wohl eben nicht mehr, als so viele andere Gesellschaften. Jedoch hat ihnen Franz II Ehrenkreuze mit passenden Inschriften verliehen — wie solches der Frankfurter Staatskalender besagt. Diese Ehrenkreuze und Namen, wie der eines von Holzhausen, welchen man hier noch

antrifft, ſind der ganze Ueberreſt von der ehemaligen Herrlichkeit.

Außer dieſen eigentlichen Frankfurter Adeligen, dieſen eingeborenen, von denen übrigens viele in alle Welt gegangen ſind, da ſie vielleicht, vermöge ihres Adels, allenthalben eher eine Stellung erlangen konnten, als hier, giebt es jedoch noch eine große Anzahl anderer Adeliger in der freien Stadt Frankfurt. Sie zeichnen ſich durch ſchöne, reichbewappnete Equipagen, durch Jäger mit goldenen Bandelieren, durch Orden, Titel, prachtvolle Hotels u. ſ. w. vortheilhaft aus. Unter ihnen bilden die Herren Bundestags-Geſandten die Auserwählten. Wer aber die Bundes-Geſetzgebung kennt, wer da weiß, daß Geſandte ein heiliges «Noli me tangere» ſind, daß ihre Diener nicht einmal unter dem gewöhnlichen Gerichtsbann ſtehen, der wird es mir nicht verargen, daß ich an den Herren mit abgezogenem Hute vorübergehe. Zudem habe ich nicht einmal die Ehre, Einen von ihnen zu kennen; in ihre Geſellſchaft habe ich nie hineingeſchaut, es ſey denn, wenn ſie ſich unter irgend einem Bundes-Dekrete verſammelt hätten. Nur ihre Equipagen, Jäger und Pferde ſind mir bekannt, und ſelbſt die würde ich nicht einmal beſprechen dürfen.

Geld-Adel und Geburts-Adel, der eine so gut, wie der andere, tritt dem Gleichheits-Principe, das jetzt mehr, als je in Anregung gebracht worden, entgegen; der eine so gut, wie der andere, ist den Grundsätzen der Vernunft zuwider. Wenn indeß einmal Adel in der Welt seyn soll, so bin ich für den Letzteren. Er klebt doch am Blute, und von dem Blute der Alt-Vorderen, die den Adel mit ihrer Tugend erwarben, mögen wenigstens einige Tropfen in das der Nachkommen übergegangen seyn; ein Gran Tugend mag sich doch hier leichtlich vorfinden. Der Geld-Adel klebt dagegen am Gelde, er klebt an ihm mit allem anderen Schmutze, und schmutzig, wie das Geld, wird auch leicht der Adel, der von ihm abhängt.

Die Erfahrung beweiset das alltäglich. Es kömmt nicht ein Drittel der Gemeinheit des Geld-Adels auf den Geburts-Adel. Bei diesem findet meistens eine geistige Ausbildung statt; bei jenem meistens eine Geld-Bildung; dieser kann meistens auf würdige Thaten seiner Vorfahren zurückblicken, jener schaut nur auf Geld; dieser ist mit dem Leben, mit Leib und Blut verwachsen, jener mit Gold und Silber; bei diesem ist eine Schwungkraft nach oben möglich, bei jenem treten die

Gesetze der Schwere ein: das Geld klebt an Herz, Kopf und Füßen, es zieht stets zu der Erde; dieser ist auf sich selbst angewiesen, jener auf das Geld; dieser ist eingeimpft, jener eingeprägt; diesem sind die Humoristen weniger abhold, weil er mit dem Witze etwas gemein hat: er ist angeboren, jenem sind sie durchaus abhold, weil Humoristen selten Geld haben.

Mit einem Geburts-Aristokraten kann man menschlich umgehen, mit einem Geld-Aristokraten kann man gar nicht umgehen. Er geht nur mit dem Gelde um, wie das Geld mit ihm. Ein Geld-Aristokrat ist ein Unmensch: er ist nicht vom Weibe, sondern vom Gelde geboren; ein Geburt-Aristokrat ist ein Mensch, wie Andere; denn was er ist und hat, das ist und hat er durch die Geburt aus dem Mutterleibe. Ein Geburt-Aristokrat kann Geist haben, ein Geld-Aristokrat hat nur Geld. Ein Geburt-Aristokrat kann Witz haben, ein Geld-Aristokrat hat nur Geld. Ein Geburt-Aristokrat kann Gedichte machen — wie z. B. Graf von Platen —, ein Geld-Aristokrat kann nur Geld machen. Das Geld hat ihn gemacht, und er macht das Geld. Nur Eins hat der Geld-Aristokrat vor dem Geburt-Aristokraten voraus. Sein Ich geht nicht unter; er

lebt im Gelde fort, und das Geld wird so lange bestehen, wie die Welt besteht; der Geburt-Aristokrat lebt dagegen nur in der Geburt fort, und der Geburt macht der Tod ein Ende. Dem Letzten seines Stammes wirft man das adelige Wappen zerbrochen in die Gruft nach.

Jetzt komme ich zu den «frankforter Borjern.» In Freistädten giebt es eigentlich nur einen Stand, den der Bürger. Ihm sollte Alles angehören: Adeliger, Kaufmann, Handwerker; Bürgersinn sollte alle verschiedenen Klassen zu einer vereinen. Das ist nun aber im Laufe der Zeit häufig anders geworden, und man kennt das Wort Bürger mehr in öffentlicher Beziehung, in der Beziehung zum Staate, als einen umfassenden Begriff aller mit Grund-Eigenthum angesessenen, oder sonst bürgerrechtlich verbundenen Einwohner einer freien Stadt, denn in privatlicher Beziehung. Hier ist Alles getrennt — es konnte nicht anders kommen — dort findet eine Vereinigung, wenigstens durch das Gesetz — wenn auch nicht immer durch einen Geist — statt. Somit muß man denn in den Privat-Verhältnissen den «frankforter Borjer» unterscheiden.

Das Original des «Borjers» ist wohl eigentlich Antiquität geworden. Ich kenne es nur aus

dem «Vorjer-Kabbedehn Kimmelmeier,» welchen der Schauspieler Haſſel ſo meiſterhaft darſtellt. Wer in Frankfurt hat jedoch dieſen «frankforter Vorjer» nicht noch vor einem Decennium in den Weinhäuſern bei ſeinem Schoppen Wein und ſeiner Spanſau ſitzen ſehen. Ein Hannibal auf den Ruinen von Karthago ſchaute er umher, ſtolz und vorjerlich; denn es gab nur einen Himmel über der Erde, nur ein «Frankfort» in Deutſchland, und nur eine ächte Vorjer-Gattung in dieſem «Frankfort,» wie es in Rom nur einen Pabſt giebt. Wenn ich ſage ſtolz und «vorjerlich,» ſo heißt das ſo viel, als in dem ächten Vorjer-Charakter, in dem Charakter, der ſich nur eben unter den «frankforter Vorjern» und nirgends anders vorfand, und deſſen Erſtes ein Schoppen Wein und Frankfurt, deſſen Zweites ein Schoppen Wein und Frankfurt, deſſen Drittes ein Schoppen Wein und Frankfurt war. Alles Große und Erhabene, was ſich auf Frankfurt bezog, wurde von dem «frankforter Vorjer» bei einem Schoppen Wein verhandelt und zwar oft mit einem Witze, welchen, außer ihm, nur Saphir aufzuweiſen hat; nur daß er bei dem «frankforter Vorjer» nach dem Schoppen und der Spanſau ſchmeckte, und mehr ſchlug als ſtach,

doch stets den rechten Fleck traf. Großes und Erhabenes war dem Vorjer das Intelligenzblatt, genannt das Blattchen, die Wasserleitung, das Laternen-Geld, eine Prügelei und ein blutiger Kopf, die Feuerspritzen-Einrichtung, eine Hochzeit, ein Sterbefall, ein Begräbniß, die Sterbe-Kasse, sein Haus, «sein Fra» und was daran klebte. Ein Vorjer war gemüthlich und polirt; er sprach frankfortisch und beim zweiten Schoppen Wein auch französisch, er war gegen die Emancipation der Juden und haßte die Franzosen; er radebrechte die Welthändel aus den Zeitungen heraus, und sprach von einer Schlägerei in Vornheim, wie von der Schlacht bei Borodino; er wunderte sich, daß in Paris «Vorjer» sich todtschlagen, und ging nie ohne Nachtmütze zu Bette. Seine Miene war geheimnißvoll und wichtig; selbst wenn er nichts wußte, wußte er Alles. Kam er in sein Weinhaus, so legte er Hut und Rock mit großer Würde ab, freundlich-erhaben sagte er: «Kellner e Schoppe Wein,» oder «wie gewehnzlich, un e Brehdge mit Umstände.» Wenn er sich gesetzt, und die anderen «Vorjer» begrüßt, fing er an, Witze zu reißen, die er selbst am ersten belachte, oder er verhandelte die oben angeführten, wichtigen

Dinge. Gerieth er in Feuer, so wurde aus dem ersten «Schoppe» hernach «e Botell», und er ließ «sein Fra» in Ruhe zu Bette gehen, und kam, statt um neun Uhr, um Mitternacht nach Hause, nachdem er verschiedentlich bemerkt, «sein Fra werd ferchterlich brumme,» daß er so spät komme.

Das ist der «frankforter Borjer,» nicht wie er leibte und lebte, sondern wie ihn ungefähr ein kalter Nord-Deutscher erfassen kann. Wie er leibte und lebte, steht der «frankforter Borjer» in den «Borjer-Rabbedehn,» von Malß, oder vielmehr auf dem frankfurter Theater, wenn die H. H. Hassel, Becker, Linker, Juſt, Padjera bei «ihre Schoppe Wein» zusammensitzen.

Wie gesagt, das originellste Stuck dieses «Borjers» ist in neuester Zeit verloren gegangen, nachdem die alten «Rabbedehns» von ihrem Glanze Manches eingebußt, die «Fennerichs Mohlzeit,» die «Leibschitze» und so viele alte Herrlichkeiten Antiquitäten geworden sind, und man vom Munster der Barthelomäuskirche d r Julius-Revolution mit zugesehen hat. Jedoch ist der «frankforter Borjer» der treue, ehrliche Menschenschlag geblieben, der er war, «Biederkeit und Geradheit» ist sein Wahlspruch; seine

Schale ist Kraft und Derbheit. Man kann hier mit allem Grund von einem deutschen National-Charakter sprechen, der, wenn er sich ganz frei bewegt und von allen Schlacken des reichsstädtischen Unwesens gereinigt ist, allen Deutschen zum Vorbild dienen kann. Ein «Borjer» ist zwar oft mit dem Maule vorweg — das läßt sich nicht läugnen — und führt bei seinem «Schoppe Wein» gar manche Heldenthat aus, die er jedoch immer Nachts beschläft und häufig verschläft; aber ein «Borjer» ist nicht ohne Intelligenz, er hat einen scharfen, lebenspraktischen Blick, und da er mit diesem einfachen Rechtssinn und jene bürgerliche Geradheit verbindet, die man in den alten Reichsstädten so häufig vorfindet, so fördert er in Wort und That meistens Gutes zu Tag.

Was den Mittelstand in Frankfurt betrifft, den eigentlichen Bürgerstand, der sich, wie eben bemerkt, dadurch gebildet, daß das pudelnärrische Original, welches uns Malß bietet, mehr, oder weniger an dem Zeitgeiste und fortschreitender geistiger Bildung abgeschliffen ist, so schließt sich die Mehrzahl der Bevölkerung ihm an. Er ist der Kern der Population, Lehr- und Nährstand sind ihm entsprossen und trennen sich nicht von

ihm. Mag der eigentliche Geldstand, der Luxus-umhüllte, die Arme sehnsüchtig nach dem Thurn- und Taxischen Palais ausstrecken, und sich wie der Banquier in «die ungleichen Brüder,» von Schmidt brüsten, wenn die Gesandten an seiner Tafel Platz nehmen, der Frankfurter Bürger: (ich nenne ihn nicht mehr «Borjer») Advokat, Schulmann, Arzt, Handwerker, Handelsmann spottet dieser nichtigen Prunksucht, und schließt sich deste inniger seines Gleichen an. In keiner der freien Städte findet eine so feste Verzweigung der Gelehrten mit Handwerkern statt, wie in Frankfurt. Der Advokatenstand, die Aerzte in Lübeck, Hamburg und Bremen scheiden sich von dem Mittelbürger ganz und gar; der Doctor-Titel ist hier ein vornehmes Aushängeschild, das dann und wann sogar den damit Geschmückten ausrufen läßt «ich bin ein Doctor, und kein Mensch!» In Bremen trat wenigstens einmal dieser Fall ein, als der Stadt- und Land-Richter einen Bauern aufforderte, sich einen Rechts-Anwalt aus den im Unter-Gerichte versammelten Advokaten zu wählen. Der Bauer zeigte auf einen dieser Herren, fragend: «so en Minsch?» Entrüstet erwiederte der Bezeichnete: «Ich bin kein Mensch.» In Frankfurt sind die Schneider

ſogar Menſchen. Wenn in Bremen die Advokaten keine Menſchen ſind, ſo iſt das wenigſtens in ſo fern ſehr ſchlimm, als ihnen gerade die Menſchlichkeit mehr Noth thut, denn irgend Einem. Ein Schneider ſchneidet doch nur Röcke zu, ein Advokat muß leider! das Recht zuſchneiden. Wenn er dabei nicht menſchlich verfährt und dem Recht in Fleiſch und Blut ſchneidet, ſo kann das leichtlich die ſchlimmſten Folgen haben. Es wäre fürchterlich, wenn es bei einem Advokaten hieße: «er iſt kein Menſch, ſondern ein Schneider von Profeſſion.»

Liberale und Ariſtokraten. Sie habe ich mir zuletzt aufgeſpart. Ein paar geiſtige Stände, ohne Unterſchied des Geldes, der Geburt und der Gelehrſamkeit; wiewohl häufig Geld, Geburt u. ſ. w. den Ausſchlag geben, ob man ſich dem Liberalismus, oder Ariſtokratismus zuwenden ſoll. Ich habe es hier blos mit der geiſtigen Scheidung zu thun, mit dem Kern Beider; habe ich doch reiche Liberale und arme Ariſtokraten, hochgeborne Liberale und niedriggeborne Ariſtokraten kennen lernen.

Liberal heißt in Frankfurt der, dem die Julius-Sonne das Herz getroffen, der der neuen Lehre zugethan und an das erſte Gebot glaubt.

Aristokrat wird derjenige genannt, welchen jene Sonne nicht im Geringsten erwärmt, der die Ungleichheit des Menschen anerkennt, der also handelt, als habe es eher Stände, als Menschen gegeben.

Es giebt unter den Liberalen Leute, die Hambacher Hüte tragen, große Hüte mit mächtigen Rändern, und vor diesen Hambacher Hüten sehen sie die Welt nicht. Sie haben den Hambacher Hut aufgesetzt, ehe sie das liberale Herz angezogen, und deshalb hassen sie die Oesterreicher und Preußen.

Man lasse ihnen den Hambacher Hut und die Hambacher Bärte, gebe ihnen baierisches Bier und den Fürstenhaß, der in so vielen Zeitungen und Flugschriften aufgeschichtet liegt, zum Besten, und sie werden sich erquicken und ruhig seyn. Ich möchte die meisten dieser Leute aristokratische Liberale nennen. Sie sind liberal, und wissen eigentlich nicht, weshalb; sie sind liberal im aristokratischen Sinne: wer nicht liberal, wie sie ist, gegen den sind sie nicht liberal. Sie wissen mehr von dem Liberalismus zu reden, als von der Humanität; sie reden überhaupt nur und denken wenig. Diese Leute lesen Börne, Heine; sie lernen den Liberalismus auswendig und recitiren ihn bei Bier und Tabak. Der Li-

beralismus kömmt von Außen zu ihnen, nicht von ihnen nach Außen. Es iſt faſt Alles auswendig gelernt, was an ihnen iſt, ſie ſcheinen mir ein Original des alten «frankfurter Berjers» mit liberalem Aufputz. Wenn die Herren Kimmelmeier, Eppelmeier, Müller u. ſ. w. mir nichts, dir nichts aus «frankfurter Berjern» Liberale würden, ſo müßten ſie ſich gerade ſo ausnehmen, wie die Liberalen mit den Hambacher Hüten und den Ziegenbärten. Es iſt fürchterlich, wenn Liberale keinen Verſtand haben; der Liberalismus geht dann gräßlich mit ihnen um, und läßt ſie die dümmſten Streiche machen. Ein Ariſtokrat braucht keinen Verſtand, er kömmt ohne ihn am beſten durch. Der blinde Glaube hält ihn oben; der Verſtand würde nur ſchlecht mit der Ariſtokratie verfahren, wohl gar mit ihr durchgehen. Aber Liberale müſſen Verſtand haben, der Liberalismus muß aus ihm erblühen; Hambacher Hüte und baieriſches Bier reichen allein für den Liberalismus nicht hin.

Unter den Liberalen giebt es jedoch auch Leute ohne Hambacher Hüte und Ziegenbärte; ich meine nicht nur ſolche, die dieſe nicht tragen, ſie aber mit Fug und Recht tragen könnten, ſondern ſolche, die ſich zu den Hambacher Hüten nie und

nimmer passen würden, die aber den Liberalismus in Fleisch und Blut aufgenommen, bei denen er Fleisch und Blut geworden. Sie sind nicht in Hambach gewesen und sind doch liberal; sie haben keinen Fürsten beim Aepfelwein umgebracht, und sind doch liberal; sie sprechen sogar mit Oesterreichern und Preußen, und sind doch liberal.

Diese Liberalen liebe ich, selbst wenn sie die Protestation der freien Presse unterschrieben hätten. Sie hassen keinen anders Denkenden, aber sie bekämpfen ihn; sie beugen sich vor keinem, aber sie begeifern ihn auch nicht; die Sache gilt ihnen mehr, als die Person, und an die Sache setzen sie sich selbst, sie bringen sich der Sache zum Opfer dar. Darin liegt aber der ungeheuere Unterschied zwischen Liberalismus und Aristokratismus. Dieser bringt die gute Sache der Person zum Opfer; jener die Person der guten Sache.

Jetzt bin ich an den Wendepunkt gekommen, ich kann zum Aristokratismus übergehen; ich halte ihn am Kopfe fest, oder vielmehr am Schwanze; denn der Aristokratismus hat eigentlich keinen Kopf, und kömmt eben deshalb so gar trefflich fort. — Was ist der Aristokratismus? Ein Schneider von Profession, aber kein Mensch; eine Säugamme von guter Familie,

die das Volk mit Milch und Waſſer aufzieht, wenn ſie ſelbſt Champagner trinkt; eine Taube mit dem Oelblatt, aber ungewöhnlich ſcharfen Krallen; ein Faß mit leckem Boden, aber großem Schlauche; Oel, das immer oben ſchwimmt; ein Rad am Staatswagen, das man häufig ſchmieren muß. Das Alles iſt der Ariſtokratismus, der nichts als Ariſtokratismus iſt, und vom Ariſtokratismus lebt. Es mag auch einen ſolchen Ariſtokratismus in Frankfurt geben. Aber ich habe, inſonderheit in Frankfurt, auch reiche Liberale, auch hochgeborne Liberale kennen lernen. Ihren äußeren Verhältniſſen nach mag man ſolche Leute den Ariſtokraten beizählen, allein ihr Herz hat von der Geburt und dem Gelde nichts gelitten; ſie leben im Ariſtokratismus, aber ſie leben nicht vom Ariſtokratismus.

Der Mittel-Bürger Frankfurts hat mit wenigen Ausnahmen, eine liberale Geſinnung. Einfacher Bürgerſinn und Intelligenz vereinen ſich hier: die geiſtige Ausbildung, in Betreff des öffentlichen Lebens, hat hier ſeit einigen Jahren raſch um ſich gegriffen. Man beſtrebt ſich, die Humanität aus der Theorie in die Praxis zu verpflanzen, und die geſetzgebende Verſammlung hat inſonderheit in dieſer Beziehung die erfreu-

lichsten Resultate herbeigeführt. Es waltet in diesem Körper jener Liberalismus vor, der die Reform herbeizuführen bereit ist, und der sie herbeiführen muß. Man kämpft hier oft einen heftigen, aber stets einen friedlichen Kampf, und in solchem Kampfe muß doch am Ende die Wahrheit den Sieg erringen.

Das wäre meine Schilderung der Stände, in fleischlicher und geistiger Hinsicht. Ich glaube, man wird mich von vielen Seiten angrinzen, weil ich nach allen Seiten ausgeschlagen und selbst die Hambacher Hüte nicht respektirt habe. Ja, meine Herren, ich respektire nur den Kopf und das Herz, und nur die Lumpe sind bescheiden, wenn sie über die Stände schreiben. Es giebt nur einen Stand, dem zu Liebe ich alle Stände gegeißelt und gelobt habe, je nach dem sie es verdienen, den Stand der Vernunft. Goldene Vernunft, blauäugige Athene, mit dem Helme auf dem Haupte, schütze mich, wenn man mich an der Table d'Hôte, bei den Dinés und Soupés in Stücke reißen will, erhalte mir wenigstens den Kopf.

Ich bin wie ein Bandwurm, man kann mich in Stücke reißen, reißt man mir den Kopf nicht ab, so wachse ich wieder.

Die Promenaden; Liebe und Mode.

Zu den Bäumen und Blumen von den Ständen ist ein angenehmer Spaziergang. Auch in der Natur herrscht Ungleichheit, aber sie ist mit Liebe vertheilt. Wenn nicht an Pracht, sind doch Alle an Liebe gleich. Jedes Blatt glänzt von Liebe, jede Blüthe ist mit Liebe überthaut, jede Blume duftet Liebe, in Liebe stehet Alles neben einander.

Die Frankfurter Promenade umkränzt die Stadt in einem Halb-Zirkel, vom Ober- bis zum Unter-Main-Thor. Die Wasserstraße am Main (die schöne Aussicht, der Mainquai und die Fortsetzung dieses gehören zu derselben) unterbricht sie; ohne diese würde die Promenade die ganze Stadt umschließen. Durch jedes Außenthor führt der Weg zu ihr, sie ist an die Stelle der Außenwälle getreten.

Die Frankfurter Promenade ist süß und lieblich, ringsum Blüthen und Blumen und Bescheidenheit. Hier findet man den vornehmen Charakter am wenigsten, oder vielmehr gar nicht. Alles ist einfach gehalten und anmuthig, man hat es verschmähet, mit der Natur Pracht zu treiben; man ist nicht zudringlich gegen sie gewesen, hat sie nicht mit Goldfingern behangen.

Seltſam ſieht es aus, wenn die Mode mit prachtvollen Schwals und Pariſer Hüten, in Phaetons und Vierſpännern in den beſcheidenen Promenaden umherwandelt und umherkutſchirt; wenn ſie gewiſſermaßen der Natur den Rang abzulaufen ſucht. Hier wandelt eine lebendige Roſe — ſo ſcheint es wenigſtens — denn die Mode blühet an ihr mit tauſend Blumen und Knospen, ſie ſieht überſtattlich aus. Doch blickt man ihr in den Kelch, in das Antlitz, und ſucht man die beiden Perlen dieſes Kelchs, ſo bemerkt man ein paar ſtiere, modeſüchtige Augen, die nach Allem hinſtarren, was neben ihnen umher wandelt, die alle Putz-Artikel von Paris und London zu verſchlingen drohen; aber für Blüthen und Blumen haben dieſe Augen ſo wenig Sinn, als ſich Blüthen und Blumen in ihnen ſpiegeln. So ſieht man Veilchen und Jasmin, Anemonen und Feuerröschen, Glockenblumen und Tauſendguldenkraut in den Spaziergängen umhergehen und fahren; die Mode beſtiehlt die Natur in allen Farben, und die Bäume und Blumen bilden eine ernſte Satyre auf die unter ihnen ſich ergehende Menſchenwelt, die von Liebe ſpricht und träumt, die ſich in den Kirchen in Liebe beten, und die doch weit ärmer an Liebe, als an Mode iſt.

Wäre die Mode nicht in der Welt, was sollte aus dem Leben der meisten Menschen werden? An der Natur sieht man sich bald satt, ihr Kleid bleibt dasselbe; an der Mode sieht man sich auch bald satt, aber sie zieht alle Tage ein anderes Kleid an. Was ist Natur ohne Mode? Den Meisten ein Räthsel. Mode ohne Natur, das geht an. Das Leben ist doch schön, aber ein Mode-Journal ist das schönste. Ist doch die Liebe unter den Menschen schon eine Mode geworden; jeden Tag zieht sie ein anderes Kleid an, heute liebt sie das, morgen jenes. Wie Wenige ziehen die Liebe der Mode vor!

Die Mode kostet Geld, aber die Liebe kostet Thränen, und die, welche Geld haben, haben selten Thränen. Deshalb können sie sich die Liebe nicht erwerben, und begnügen sich mit der Mode, die sie erwerben können. Die Mode ist liberal, sie kommt zu Jedem; die Liebe ist eine Aristokratin, sie kommt nur zum Herzen. Umgekehrt aber ist die Liebe liberal; sie kommt nur aus dem Herzen und mit dem Herzen; die Mode aber ist Aristokratin: sie kommt nur aus dem Gelde und mit dem Gelde. Ein Herz haben Wenige, wie kann die Liebe zu ihnen kommen! Die Mode kommt aus Paris und London, die Liebe kommt

vom Himmel. Fragt einmal die Papier-Speculanten, was sie vom Himmel halten, und was von Paris und London? Die Liebe hat eine zarte Farbe, ein Flecken darauf, und es ist keine Liebe mehr; man kann sie nicht rein waschen. Für die Mode giebt es Fleckkugeln und Aufputzerinnen. Ein Platzregen darauf, und sie läßt sich noch wieder herstellen. Die Liebe wird von der Natur gewebt, die Mode von der Unnatur. Ach! man braucht nur Geld zu Orden und Doctor-Diplomen, zu Freiherrn-Briefen und Hofraths-Titeln; man braucht nur Eitelkeit und Arroganz zum Ruhm; man braucht nur Devotion zum Professorat, Schmeichelei und Sophistik, um das «politische Wochenblatt» zu redigiren. Süße, heilige Natur, mit aller deiner lebendigen Humanität, du bist gerade zum Todthungern gut genug. Die Polizei will es nicht anders. Die Liebe reicht über Grab und Tod hinaus; die Mode nicht einmal bis zu Grab und Tod. Die meisten Menschen danken dem Himmel, wenn sie bis zu Grab und Tod ausreichen. Dichter und Komponisten opfern Alles auf für die Unsterblichkeit, die so lange dauert, als sie leben. Sie überlassen es dem lieben Gott, ob er sie dereinst in die Freuden der Seligen ein-

führen will, aber sie lassen es sich Alles kosten, in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen und Mitglieder gelehrter Gesellschaften zu werden. Die Liebe trägt zum Himmel; die Mode hält auf der Erde fest. Die Erde gilt Allen etwas, der Himmel nur denen, die auf Erden nichts mehr zu hoffen haben, und diese sind meistentheils seiner nicht einmal werth. Die Mode blickt nur nach der Mode; die Liebe blickt nach Sternen und Blumen, oder nach Augen, wie Sterne und Blumen. Mode giebt es zu jeder Zeit; Sterne nur am klaren Himmel, Blumen nur im Frühling und Sommer; Augen wie Sterne und Blumen giebt es noch weniger, als Sterne und Blumen. Deshalb giebt es auch so wenig Liebe, weil sie so wenig Augenweide und Nahrung findet.

Da bin ich, Gott sey Dank! wieder bei den Blumen; aus dem lebendigen Mode-Journal auf der Promenade, bin ich zu dem Frühlings-Journal auf der Promenade gekommen. Liebe und Blumen, das lasse ich mir gefallen. Die Liebe ist eine Blume: ihr Saame ist vom Himmel, aber sie gedeiht auf Erden. Die Blume ist Liebe: ihr Saame ist von der Erde, aber sie strebt gen Himmel. Die Liebe trägt die Erde

zum Himmel; eine Blumenflur trägt den Himmel zur Erde. Liebe iſt blind, auch die Blumen ſind blind: ſie laſſen ſich von Allen beſchauen, und beſchauen Keinen. Beſcheiden ſtehen ſie da, wie die Kindlein. Die Liebe ſpricht mit den Augen; die Blumen ſprechen auch mit den Augen, und nur mit den Augen. Man hat aus der Liebe eine Blumenſprache gemacht, und aus den Blumen eine Liebesſprache. Die Liebe hat von dem Vergißmeinnicht die blauen Augen, und das Vergißmeinnicht hat von der Liebe den Namen. Die Liebe hat von der Roſe die rothen Wangen, und die Roſe iſt von der Liebe für die Königin der Blumen erklärt. Blumen ohne Liebe ſind Körper ohne Seele; Liebe ohne Blumen iſt Geiſt ohne Körper. Die Liebe iſt dem Aermſten erſchloſſen; auch die Blumen blühen Jedem. Nur in Einem unterſcheiden ſich Blumen und Liebe: Blumen gedeihen auch in Treibhäuſern; aber die Liebe läßt ſich nicht treiben, ſie gedeiht nur unter freiem Himmel.

Auf der Frankfurter Promenade giebt es viele Blumen, und doch giebt es auf der Frankfurter Promenade mehr Mode als Liebe. Woher mag das kommen? Ach! es giebt in Frankfurt gar ſo viel Geld, und das Geld greift nach der Mode,

wie die Mode nach dem Gelde. Geld und Liebe ist gar so himmelweit verschieden. Will einmal die Liebe im Herzen erblühen, so wird die Blüthe gar so leicht vom Gelde darnieder gedrückt. Liebe unter Geld, ist wie eine Blume auf steinigtem Felde; sie kann sich nicht frei entfalten.

Auf der Frankfurter Promenade ist beinahe mehr Geld, als es daselbst Blumen giebt. Hier hört man vom Cours reden, dort von Bällen und Konzerten; hier von Diplomatik, dort von Metalliques; man hört von Allem reden, aber womit man sich eigentlich unterhalten sollte, damit unterhält man sich hier eben so wenig, wie anderwärts auf den Promenaden. Man rennt neben einander hin, begafft und begrüßt sich; die Natur ist nur für Wenige da. Ich glaube sogar, für die meisten Menschen brauchte es gar keine Natur zu geben; sie selbst, und was ihnen anhängt, genügen sich vollkommen. Was ist die Natur gegen einen Hofrath? Was ist die Natur gegen Champagner? Was ist die Natur gegen ein schönes Reitpferd? Was ist die Natur gegen einen Schoßhund? Was ist die Natur gegen eine gute Jagdflinte? Wenn es nicht regnet, und die Sonne scheint, ist die Natur zu Allem gut genug, man kann im Freien jagen und

reiten, Mittagsruhe halten, Brunnen trinken und die lahmen Glieder stärken. Die Natur ist die beste Mutter, aber ihre Kinder sind wie die Töchter Lears: sie bekümmern sich nicht um sie. Die Natur ist Liebe, nichts als Liebe, aber die Menschen sind Mode, nichts als Mode.

Senator Guiolett, der Begründer und Vollender der Frankfurter Promenade, hatte sich seine Ruhestätte in Mitten derselben ausersehen. Man hat seinem Wunsche gewillfahrt; er schläft, von seinem Werke umblühet, in der Nähe des Ober-Main-Thores. Ein, auf vier Säulen ruhender, leerer Halbtempel, in einer dichten Verpflanzung von Nadelhölzern, erhebt sich an der Stelle, wo die Gebeine eines Mannes modern, der sich nicht in der freundlichsten Stellung zu Frankfurts Bewohnern, als Direktorialrath und Maire, unter Großherzoglicher Regierung, die Herzen jener erschloß. Man sieht es, die Liebe vermag sehr viel.

Die Main-Luft.

Ganz Frankfurt ist eigentlich die Main-Luft. So weit der Main fließt, mag er keinen frühlingsartigeren Anblick bieten, als da, wo er Frankfurt bespült. Wenn man auf der Sachsen-

häuſer Brücke, neben dem goldglänzenden Hahn ſteht, ſo funkelt Einem die Stadt ſo buntfarben entgegen, daß man, auch wenn man kein Frankfurter iſt, nothwendigerweiſe ausrufen muß: «Frankfurt, du ſchöne Stadt, du Königin unter den Städten des ſüdlichen Deutſchlands, du lebenglühend' Herz Deutſchlands!» Aber die «Main-Luſt» in der Main-Luſt gehört Herrn Ried, und wer in Frankfurt geweſen, und ſie nicht geſehen, dem mag man ſchon zurufen: «In Rom geweſen und den Pabſt nicht geſehen.»

Sie iſt der freundlichſte Pabſt in der Chriſtenheit. Ihr grüner Fuß badet ſich im Main; ihr blüth- und baumgekröntes Haupt ſtrebt zum Azur des Himmels empor; ſie iſt ein St. Peter, der den Schlüſſel zum Himmelreich der Freude in Händen hält.

Am Unter-Main-Thor liegt die Main-Luſt. Durch ein Gitterthor betritt der Beſuchende den Garten, und ein ſchattiger Baumgang führt zu dem Tummelplatz des Vergnügens. Anmuthige Pavillons erheben ſich hier mit ſtattlichen Sälen; ein Muſik-Chor läßt die Freude erſchallen; ein reicher Frauen-Flor entfaltet ſich unter den Baumgruppen, lebendige Blumen neben den ſchweigſamen auf dem grünen Teppich.

Der lebensfrohe, heitere Geist des Südens spricht Einen hier allenthalben an. Man fühlt es, man ist dem Weinlande nahe. Das Blut fließt hier leichter, als im Norden, die Unterhaltung ist hier nicht so geheimnißvoll und abgeschlossen, wie im Kaffe-Lande; auch die Frauenzimmer trinken Wein aus Biergläsern, mit Selters-Wasser, und die Freude perlt aus dem golden blinkenden Rebensafte, wenn im Norden nur die Klatschsucht aus dem Kaffe eingeschlürft wird.

Man ist hier gemüthlich und mainlustig, und süß und weich, wie der Kuchen des Herrn Ried; man ist hier feurig, wie Johannisberger, und anmuthig-piquant, wie Selters-Wasser. Ich glaube sogar, man könnte hier das Geld vergessen. Habe ich daselbst doch schon die Sorgen vergessen und Polen und Sibirien, die Armuth und den Edelsinn von Europa, sogar die Quadrupel-Allianz, die dem Stiergefechte in Spanien zusieht.

Die Main-Luft ist im Frühling und Sommer ein ewiges Lächeln, und selbst Herr Ried, der sonst gewöhnlich ernst und feierlich aussieht, als habe er nie einen Rausch gehabt und nie ein Weib berührt, lächelt im Frühling und Sommer, wenn Alles jubelt und jauchzt, die Messer und Gabel klirren, die Gläser klingen, über die

ungeheuere Freude, die ihn so viel Wein kostet, und so viel Geld einbringt.

Herr Ried ist ein umsichtiger Mann, und er hat klug gethan, daß er die Main-Lust-Kolonie gegründet. Sie ist die schönste Kolonie in Deutschland. Ich ziehe sie sogar den neuen Kolonien in Amerika und Polen vor. Hier gilt Freiheit und Gleichheit, und wenn Hr. Ried erst ein reicher Mann geworden, und den Wein umsonst schenkt, so wird's in seinem Eldorado ein Leben, wie im Himmel seyn.

Von Frankfurt bis zur Main-Lust, aus dem Wust in die Lust, ist nur ein Schritt. Der Weg dahin ist schon eine Lust; unter Guioletts Promenaden gelangt man zu ihr.

Und wenn man nun endlich einen Platz erhalten an dem dicht besetzten Tische, wenn man endlich eines der dienstbaren Geister des Main-Lust-Oberon's habhaft geworden und mit dem Nothwendigsten versehen, die Blicke umherschweifen läßt, den Main hinauf, den Main hinunter, dem Frankenlande und Rheinlande zu, und über die Darmstädter Warte hinaus zu der Bergstraße und dem Odenwalde, wo der Spuk des wilden Jägers sein Wesen treibt; wenn man sie dann zurückleitet, und auf das ehrwürdige Antlitz Frank-

furts wendet, auf das Münſter der Bartholomäuskirche, auf die Sala, auf die ganze Herrlichkeit der alten Wahlſtadt, da wird Einem ſo poetiſch und ſo hiſtoriſch zu Muthe, wie es Einem nur immer bei einer Flaſche Forſter zu Muthe werden kann. Man kann ſich weit hinwegträumen, weit hinweg im Anſchauen Frankfurts verloren, weit vorwärts, weit rückwärts; aber die Träume, die Einen umgaukeln und ſich gen Ingelheim verlieren, wo Karl der Große geboren wurde, oder in den grünen Rheinſtrom hinabtauchen, wo die Romantik unter Weinreben blüht, oder zum Münſter der Bartholomäuskirche emporſchweben, oder vorwärts in Deutſchlands fernſte Zukunft, die keinem deutlich vorliegt, weil die Gegenwart noch gar ſo bunt iſt, die aber eine Zukunft der Humanität und Intelligenz ſeyn wird, wenn anders die Welt-Geſchichte das Weltgericht iſt, dieſe Träume ſind liebliche Träume, mainluſtige Träume. Man kann im Römer groß und erhaben träumen; aber es miſcht ſich dort zu viel Bitterkeit in den Traum. In der Main-Luſt träumt man ſüß und wonniglich; denn die Hoffnung glänzt Einem von allen Seiten entgegen. «Das Leben iſt doch ſchön,» und es läßt ſich mit allem Fug eine Zeit erwarten,

wo die Aufklärung mit der Natur Hand in Hand gehen wird, um allen vom Weibe Geborenen das Leben gleich schön zu machen.

Wenn in geistiger Hinsicht die Welt eine Main-Lust geworden, dann wird Einem der Forster noch einmal so gut bei Herrn Ried munden, oder vielmehr bei demjenigen, der sein Nachfolger ist; denn so schnell wird's nun nicht mit der geistigen Main-Lust gehen. Doch die Zeit wird auch kommen. Sprach doch Huß, der Böhme: «Heute bratet ihr eine Gans; aber über hundert Jahre wird ein Schwan geflogen kommen, den werdet ihr ungebraten lassen.» Und der Schwan kam wirklich geflogen; er trug die Reformation in seinem Schnabel, und wurde ein Adler, der zu Worms Fürsten und Reich gegenübertrat. Man hat ihn wirklich ungebraten gelassen.

Die Herrlichkeit bei Herrn Ried dauert bis spät in die Nacht hinein. Abends flimmert es im Garten von unzähligen Lichtern, und über das Wasser tönt es in allen Weisen herüber, je nachdem Mozart, Beethoven, Herold, Boieldieu, oder Strauß und Lanner in die Saiten greifen. — Es ist Abends gar zu abendeinladend auf der Main-Lust, selbst

wenn keine Nixen aus dem Main tauchen, und keine Elfen in den Bäumen flüstern. Die Freude ist schon an und für sich so poetisch, daß sie, ohne allen Zusatz, einem dichterischen Gemüthe zusagt. Blickt man zum Himmel mit den goldenen Sternen-Blumen, zu den dunkelgrünen Bäumen und den dunkelgrünen Römern mit Rheinwein gefüllt, und endlich in den mondbeschienenen Mainstrom, der schweigsam und eilenden Schrittes zum Rheine eilt, wie kann man da nur prosaisch bleiben!

Stände die Entreprise weit weg im nördlichen Deutschland, so würde man freilich mehr in die Prosa zurückgeführt werden; aber im Süden ist zu viel Natur-Gemüth unter den Leuten, als daß es sich nicht mehr, oder weniger der Main-Luft anschmiegen sollte. Wenn auch dorthin Geld und Mode den Eingang finden, sie werden doch leichter im Weine hinuntergespult, als im Norden, wo nur «Kaffee und Kaffee, Grog und Grog!» das Motto ist.

Im Norden sieht man nur Frauenzimmer mit Strümpfen in den Händen, oder vielmehr Strümpfe mit Frauenzimmern; im Süden sieht man doch auch Frauenzimmer — und zwar die Meisten — ohne Strümpfe in den Händen.

Es ist fürchterlich, wenn ein Frauenzimmer in der Natur die Langeweile in den Strickstrumpf hinein zu stricken sucht, wenn sie da sitzt, mehr ein Strumpf als ein Frauenzimmer. Man denkt unwillkürlich bei solchen Schönen: «das Leben ist ein Strumpf,» oder «ein Strumpf ist das Leben.» Die Welt und die Freuden liegen vor ihr im rosenfarbenen Gewande, und sie denkt an den Strumpf; für sie ist ein Strumpf das Höchste. Bei einem Strumpf spricht sie über die Kunst, über die Unsterblichkeit und den Haushalt, über ihre Kinder, die so viele Strümpfe und Schuhe kosten. Wenn es keine Strümpfe in der Welt gäbe, so würde eine solche Schöne die gräßlichste Langeweile haben. Sie ist nur da, um Strümpfe zu stricken. Gottlob! in der Main-Lust giebt es doch mehr Frauenzimmer, als Strümpfe.

Aber es ist daselbst auch gemüthlicher, als auf der Promenade; man erblickt dort mehr Menschen, als Mode. Man will denn doch nun einmal die Main-Lust genießen, und da muß man sich denn in einander und neben einander schicken. Man läuft hier nicht neben einander hin, sondern schließt sich aneinander an, und zwar, wenn es recht menschenvoll ist, im

dichten, engen Kreiſe. Da wird's denn freundlicher, der Wein thaut auch hier und da die Herzen auf, und die Freude erglimmt, und ſchlägt oft in lichte Flammen auf. Man ſchüttelt den Staub des Alltagslebens ab, und wird ein Menſch unter Menſchen. Oft wird's im Garten ſo überfroh, daß es Einem ganz weltabgeſchieden vorkömmt. Es dünkt Einem, als jubeln luſtige Gnomen- und Elfen-Geſtalten unter den hellbeleuchteten Bäumen. Nur Herr Ried, der mit ernſtem, berechnenden Geſichte durch die Reihen ſchleicht, rechts und links ſeine Bücklinge macht und eine Priſe Schnupftabak über die andere nimmt, führt Einen aus der Poeſie in die Wirklichkeit zurück. — Ich gönne ihm von Herzen den Verdienſt aus der Main-Luſt, und rufe ihm gern bei jeder Priſe Schnupftabak zu: «Wohl bekomm's!» Das war die Main-Luſt, nun zu Börne!

Börne.

Liberale — Promenade, Liebe und Mode — Main-Luſt — Börne! Ich hätte von den Liberalen in logiſcher Folge zu Börne übergehen müſſen; aber ich wollte mich zuvor ein wenig

verſchnaufen, um dem Shylock der Liberalen ruhigen Sinnes gegenüber zu treten, und dazu ſchienen mir die Promenade und Main-Luſt am geeignetſten.

Börne wird hier ironiſch ausrufen: «Ein Glück für dieſen Frankfurter Liberalen, daß er ſich verſchnauft hat, er hätte ſonſt gar zu liberal werden, er hätte revolutionaire Gedanken bekommen können. Gott ſey gedankt, daß er doch wenigſtens eine Portion Liberalität verdaut hat, er wird ſich nun nicht an der zweiten überfreſſen.» So ungefähr, aber weit witziger, hör' ich ihn ſchon ſprechen, den Blutgierigen, der ſein Meſſer an Thron und Kronen wetzt, der der Gegenpartei ſo gern ein Stück Fleiſch aus dem Leibe ſchneiden möchte.

Börne ſchreibt nicht mit gewöhnlicher Dinte, das iſt längſt bekannt, er ſchreibt mit Blut; ſelbſt ſeine Witze ſind blutgeſchriebene Witze. Es fragt ſich nur, ob das Blut, was man in Börne's «Briefen» ſieht, ſein Blut, oder fremdes Blut iſt, das er denen abzapft, welchen er ewigen Haß geſchworen? Ich meine, es iſt Beider Blut dabei, Börne's Herzblut und der Getroffenen Blut, aber am Ende doch mehr Börne'ſches Herzblut, als Herzblut Anderer, denn die An-

deren: Hr. Wurm in der «Kritik der Börsenhalle,» Hr. Eduard Meier, der keine neue Ideen in Börne's «Briefen» fand, Hr. Willibald Alexis, der Berliner Freimürbige, kurz alle Gewaltigen, die Börne angestochen hat, sie verbinden sich die Wunden mit deutschem genügsamen Patriotismus, gehen zu Justi und in's Theater, und die Wunden vernarben. Aber Börne's Patriotismus ist ein Vielfraß, er ist nicht genügsam, er kann seinem Herrn, oder vielmehr seinem Diener, die Wunden nicht verbinden, er schlägt ihm sogar immer neue. Börne sitzt in Paris, und seine Wunden bluten in Einem fort und er kann den Blutfluß nicht hemmen, er will ihn nicht hemmen. An seinem Schreibtisch sitzt der Mann, der einst das Schreckbild der Frankfurter Schauspieler war, und in seinem Herzen klafft eine ungeheure Wunde; er taucht die Feder in das Herzblut, das wie Liebe und Rache aussieht, und schreibt Briefe nach Deutschland an die blauäugige, goldgelockte Braut, die er liebt und nicht vergessen kann.

Kommt herbei, Ihr großen Tragiker aller Jahrhunderte, steigt aus Euren Gräbern, und seht den größten Tragiker aller Zeiten, der in zwanglosen Briefen und mit seinem Herzblute

eine Tragödie geſchrieben, wie keiner vor ihm. Es iſt Börne's eigenes Leid, was Ihr leſet und ſehet (denn ſeine Briefe ſind ſo draſtiſch wirkſam, daß ſich die Handlung beim Leſen belebet), aber der Held der Tragödie iſt ein tragiſcher Charakter, wie ihn ſonſt keine geſchriebene Tragödie aufzuweiſen hat.

«Man würde lachen, wenn man wüßte, wie bewegt ich bin, wenn ich die Feder bewege. Das iſt recht ſchlimm, ich weiß es, denn ich begreife, daß ich darum kein Schriftſteller bin. Der wahre Schriftſteller ſoll thun wie ein Künſtler. Seine Gedanken, ſeine Empfindungen, hat er ſie dargeſtellt, muß er ſie frei geben; er darf nicht in ihnen bleiben, er muß ſie ſachlich machen. Ach die böſe Sachdenklichkeit, es wollte mir nie damit glücken! Ich weiß nicht, ob ich mich darüber betrüben ſoll. Es muß wohl etwas Schönes ſeyn um die Kunſt. Die Fürſten, die Vornehmen, die Reichen, die Glücklichen, die Ruhigen im Gemüthe lieben ſie. Aber ſie ſind ſo gerecht die Kunſtkenner, daß mich oft ſchaudert. Nicht was die Kunſt darſtelle, es kümmert ſie nur, wie ſie es darſtelle. Ein Froſch, eine Gurke, eine Hammelskeule, ein Wilhelm Meiſter, ein Chriſtus — das gilt ihnen alles gleich; ja ſie

verzeihen einer Mutter Gottes ihre Heiligkeit, wenn sie nur gut gemalt. Ich habe nur immer Gott gesucht in der Natur, die göttliche Natur in der Kunst, und wo ich Gott nicht fand, da fand ich Unnatur, und wo ich die göttliche Natur nicht fand, da fand ich elende Stümperei, und so habe ich über Geschichten, Menschen und Bücher geurtheilt, und so mag es wohl geschehen seyn, daß ich manches gute und schöne Werk getadelt, nur weil ich den Werkmeister schlecht und häßlich fand.» Wem fallen sie nicht ein, diese Worte, welche Börne der Gesammt-Ausgabe seiner Werke, ehe er noch an Pariser »Briefe» dachte, vordrucken ließ, wenn man seine neuesten Schriften liest. Aber lachen kann ich nun über diese Bewegtheit Börne's nicht; sie treibt mir die Thränen in die Augen, obwohl ich mich ihrer freue. Es giebt gar so viel Sachdenklichkeit unter den heutigen Schriftstellern, daß Einem die Bewegtheit so wohl thut, aber Börne wird diese Bewegtheit noch das Leben kosten. Er schreibt in der neuesten Zeit mehr über Welt und Menschheit, als er je darüber geschrieben, er schreibt nicht mehr über das Theater. Wenn er in der Kunst keine göttliche Natur fand, so mochte er sich trösten; jetzt aber findet

er in Welt und Menſchheit keine göttliche Natur, und das zerreißt ihm das Herz, und er ſchreit laut auf im wilden Schmerz; denn er kann nun und im Leben nicht ſachdenklich werden.

Wäre Börne ſachdenklich geweſen, er hätte weit weniger elende Stümperei in der Welt gefunden, weit weniger Unnatur; er hätte ſeine Gedanken der Welt Preis gegeben, und nicht die Welt ſeinen Gedanken. Freilich hätte er dann nicht den Vortheil gehabt, daß, wer ſeine Schriften geliebt, auch ihn ſelbſt geliebt hätte; denn Börne und ſeine Schriften wären nicht Eins geweſen; aber er hätte dafür den Vortheil gehabt, daß die, welche ſeine Schriften gehaßt, ihn ſelbſt nicht gehaßt hätten. Er hätte dann auch Briefe ſchreiben können, eben ſo witzige, wie er ſie wirklich geſchrieben, aber nur ſachdenkliche Briefe, d. h. der Sache angepaßte Briefe.

Börne will freilich gehaßt ſeyn, von denen, die er nicht lieben kann, aber er möchte es dahin bringen, daß er alle Menſchen lieben müſſe, und alle Menſchen folglich auch ihn. Das kann er nun nicht, weil es eben gar zu viel Sachdenklichkeit in der Welt giebt, eine Sachdenklichkeit, die ſogar den lieben Gott über die Sache ver-

gißt. Sich ſelbſt vergißt dieſe Sachdenklichkeit nie; ſie ſtellt ſich nur unter die Sache, ſtatt über dieſelbe, und ſolches iſt eben das größte Unglück dieſer Sachdenklichkeit.

Bewegt! Wer iſt heut' zu Tage bewegt, wenn er die Feder bewegt? Und iſt es Einer, ſo iſt die Cenſur ſachdenklich genug, dem Bewegten Stillſtand zu heißen.

Bei Börne heißt's: «Vorwärts!» Aber nicht er allein will vorwärts, die ganze Welt ſoll vorwärts; er reißt ſich zu Tode an dieſer Welt, er reißt ſich das Herz aus dem Leibe an dieſer Welt, und die Welt iſt ſachdenklich und ſteht ſtill.

Ich habe Börne im Leben nie geſehen; ich ſah ihn nur im Steindruck, und da ſaß er, nachdenkend und leidend, tiefbewegt ſaß er da; und ich glaube, er war zu einer Zeit gezeichnet, als er nur noch über das Frankfurter Theater ſchrieb. Wie leidend muß Börne jetzt in Paris ſitzen, wie fürchterlich bewegt, in Mitten aller Sachdenklichkeit dieſer Welt. Börne iſt ein hochtragiſcher Charakter, und er mag ſich in Acht nehmen, daß Herr v. Holtei ihn nicht zum Haupt-Charakter eines Trauerſpiel-Vaudevilles wählt. Es wäre ſchlimm, wenn Börne in

ſeinen alten Tagen noch im Königſtädter-Theater in Berlin ſingen müßte; es wäre ſehr ſchlimm, wenn Börne, der zum Schriftſteller, wegen ſeiner Bewegtheit, zu gut iſt, für ein Vaudeville, eben wegen dieſer Bewegtheit, gut genug gefunden würde. Einen Vortheil aber könnte er dadurch erlangen: Willibald Alexis würde dem Holtei-Börne ein Loblied ſingen, der Berliner «Freimüthige» würde edel und freimüthig ſeyn, und Börne anerkennen in Herrn v. Holtei. «Lorbeerbaum und Bettelſtab» würde Hr. v. Holtei das Trauerſpiel-Vaudeville nicht nennen können, denn Börne hat bekanntlich in ſeinen Briefen bewieſen, daß er reich, ſehr reich, daß er hundertmal reicher ſey, als alle ſeine Gegner; aber «Lorbeerbaum und Paris» könnte Hr. v. Holtei es ſchon taufen. Freilich darf Hr. v. Holtei, bei der Wahl eines ſolchen Titels, nicht den freimüthigen Berliner Referendarius zu Rathe ziehen, auch nicht den Herrn Eduard Meier, auch nicht den Wurm in der Kritik der Börſenhalle; aber Wolfgang Menzel, der wenigſtens ein eben ſo bewegter, als ſachdenklicher Schriftſteller iſt, kann er getroſt fragen. Der wird ihm, wie einſt Herrn Campe, antworten: «Kein Verbot, keine

Winkelkritik wird je im Stande seyn, Börne den wohlverdienten Lorbeerkranz zu entreißen.» Menzel schrieb das zu einer Zeit, wo alle literarischen Klaffer dem Börne in die Wade zu beißen suchten, als er mit seinen Briefen über den literarischen Markt schritt; Menzel schrieb das zu einer Zeit, wo selbst der Hamburger «Freischütz,» in seinen von der Dorf-Zeitung erborgten Schlafrock gehüllt, Sonett-Schüsse an den «Briefsteller aus Paris» aussendete, die dieser unglücklicherweise vier Monate zu spät erhielt; Menzel hatte den Meier, den Wurm, den Häring, den Munch, den Lindner, alle deutsch-patriotischen Journal-Handlanger gegen sich, und Menzel schrieb: «Kein Verbot, keine Winkelkritik wird je im Stande seyn, Börne den wohlverdienten Lorbeerkranz zu entreißen.» Menzel war der einzige freie Kritiker in Deutschland; er war der einzige, der Börne's Herz aus Börne's «Briefen» — nicht allein herausah; das hatten die Andern auch gethan, sie wollten es nur nicht sehen — sondern herausnahm, und es in seinem Literatur-Blatte dem deutschen Volke vorlegte.

Börne ist ein schönes Bild in Frankfurt, obschon ein Traumbild; denn Börne ist weit

weg von Frankfurt. Es gehörte ein Raphael dazu, dieſes Bild: dieſe unendliche Liebe, dieſe auf den Tod kranke Liebe zu veranſchaulichen, wie ſie ſich in Börne ſpiegelt. Petrarca-Börne und Laura-Deutſchland; oder lieber Romeo-Börne und Julia-Deutſchland. Die Macht der Verhältniſſe trennt die Liebenden: Börne ſitzt in Paris, und ſchreibt Briefe an die Geliebte, und grollt und ſchmähet, daß ſie nicht zu ihm kommt, da er nicht zu ihr kann. Aber ſeine Liebe iſt größer als ſein Groll; (das brauchte Wolfgang Menzel nicht auseinander zu ſetzen, obwohl es gut war, daß er es that; denn Eduard Meier und Willibald Häring hatten den Muth nicht dazu;) er grollt nur, weil er liebt.

Börne iſt der Shylock der Liberalen; aber Börne iſt nicht der Shylock an Deutſchland, als welchen ihn Hr. Wurm hingeſtellt hat; Börne iſt, wie ein Kind, ſo fromm und lieb gegen Deutſchland, und daß er zum Shylock der Liberalen wurde, daran iſt nur ſeine Beweglichkeit Schuld.

Börne iſt gemüthlich-unſchuldig, naiv, wenn es Madame Malibran und ein Konzert gilt, oder wenn er ſich mit ſeinem Konrad unterhält; man könnte ihn bei ſolcher Gelegenheit ſogar Lo-

renz Kindlein-gemüthlich heißen. Aber er hält's natürlich nicht lange in dieser Gemüthlichkeit aus, es treibt ihn bald, den Teufel wieder zu zeigen, und die Malibran und den Konrad fortzuschicken. Uebrigens giebt Börne sich den Shylock-Charakter, den er alsdann annimmt, nie selbst an. Sie geben ihm das Messer in die Hand, sie — und er schneidet darauf los. Von Natur ist Börne gar so gemüthlich. Er könnte immerhin in einem Frankfurter Kollex sitzen und die Zeitung lesen und seinen Schoppen Wein trinken, wenn sie — nicht gewesen wären.

Da man Börne nie und nimmer den Vorwurf hat machen können, er sey bestechlich, so hat man ihm bekanntlich den gemacht: er hasse die Reichen, weil er selbst nicht reich sey. Börne hat darauf sein Herz auf eine Million Werth angeschlagen. Es ist das ein hohes pretium affectionis, aber doch nicht zu hoch; denn Börne hat eine Milliarde Witz, und er hat diesen Witz nie verkauft — das müssen ihm seine Todfeinde lassen, das wird ihm selbst der Redakteur des «Journal de Francfort» lassen müssen — Börne ist unbestechlich. Wenn er sein Herz hätte losschlagen wollen, was hätte er mit diesem Herzen nicht verdienen können! Ist

Börne's Herz nicht eine Million werth? Ich frage Euch Alle, Ihr Hänse und Peter, die Ihr Börne seine Armuth vorwerft, ist Börne's Herz nicht eine Million werth, Börne's Herz mit Börne's Witz? Was hättet Ihr mit diesem witzigen Herzen nicht verdienen können? Aber Börne liebt, und die Verliebten machen dumme Streiche und achten das Geld nicht. Ja so ist's: Börne zieht eine Million Liebe einer Million Geld vor, und deshalb hat er auch nie anderes Geld zu erwarten, als das, welches ihm sein Verleger zahlt; die gebratenen Tauben fliegen keinem in's Maul, sie wollen verdient seyn.

Börne haßt die Fürsten — hat man gesagt. — Ich sage, er achtet im Fürsten den Menschen, nur nicht im Menschen den Fürsten. Sagt er nicht: «die arme Berry! Ihr verzeihe ich Alles, denn sie ist Mutter und glaubt an ihr Kind. Die heillosen Königs-Pfaffen aber, die Bürgerblut für Wasser ansehen, womit sie ihren verkümmerten Thron-Sprößling begießen — diese möchte ich Alle in dem Stübchen hinter dem Kamine einsperren, in welchem die Berry sich versteckt hatte, und dann wollte ich das Feuer recht schüren.» Wenn das kein Fürst sagen würde, so liegt das in den Verhältnissen; wenn

aber ein Fürst denken würde, Börne hasse ihn deshalb, weil er Bürgerblut höher anschlägt, als eine Fürsten-Krone, so würde er thöricht denken; wenn aber ein Fürst Börne hassen würde, weil Börne sagt: Bürgerblut gelte ihm mehr, als eine Fursten-Krone, so würde ein solcher Fürst unmenschlich denken. In ganz Deutschland giebt es keinen solchen Fursten. Kein deutscher Fürst hat den Menschen ausgezogen. Ich glaube es nicht, nie und nimmer. Aber es giebt allenthalben eine Brut, die den Menschen ausgezogen hat, es giebt Blutigel der Menschheit und der Fursten, privilegirte Fürstenhasser. Börne gehört nicht zu ihnen.

Börne rennt gegen alles Bestehende an — hat man gesagt. Das thut er wirklich. Aber doch mehr in der Form, als dem Begriff nach. Man muß und darf ihn nicht nach seinen Worten messen: ist er doch lauter Bewegtheit und Ereiztheit; man messe ihn nach dem Geiste seiner Worte, und da wird man denn doch finden, daß Börne nie gegen den Menschen anrennt, wenn auch oft gegen das, was man so im gewöhnlichen Leben menschliche Verhältnisse, menschliche Zwecke, menschliche Rucksichten, menschliche Satzungen nennt.

In der Politik, im Staate, dem positiven Gesetze gegenüber kann Börne nie mit seiner Sprache durchkommen; denn hier ist Form so viel, wie Geist, es wird Jedem nach seinen Worten gemessen. Der Staat ist mehr auf die thierische, als auf die geistige Natur des Menschen berechnet, das muß so seyn, denn der Staat besteht nicht allein aus Philosophen und Häringen. Philosophisch aber, vernunftrechtlich möchte man Börne nie anstoßend heißen können. Er kämpft für Gott und Menschheit und — wie gesagt — umsonst; aber er ist zu sehr praktisch, und deshalb hat man ein wachsames Auge auf ihn. Bis jetzt ist noch kein Gott in der Menschheit. Herder und Jean Paul haben am Ende nichts Anderes gelehrt, als Börne, aber sie blieben hübsch bei der Theorie, und Eduard Meier wäre es nie eingefallen, sie ehrvergessene Briefsteller zu nennen. Börne lies't nur collegia practica über Herder'sche Ideen, und es ist noch zu viel Unvernunft in der Welt, die Menschheit ist noch zu sehr Thierheit für solche Practica. Könnte sie Practica hören — wie Börne sie lies't — es bedürfte dann keines Staates mehr.

Börne ist feige — hat man gesagt — er verkriecht sich bei einer Revolution hinter dem Ofen,

er hat eine dicke Backe, wenn's an ein Dareinschlagen geht. Gar zu gern möchte man Börne's Ehrgeiz stacheln, daß er sich todtschlagen ließe und nicht mehr witzig gegen Herrn Häring und alle anderen Häringe seyn, daß er sie nicht mehr, oder vielmehr ihnen nichts mehr, einsalzen könnte. Dahin läßt sich nun Börne nicht bringen, er ist ein Stubensitzer, und hockt gern am warmen Ofen. Aber seine Gegner sind muthig und rucken gegen ihn in's offene Feld und schießen Xenien und Sonette, die kein Censor streicht, gegen den Feigen los, der sich ihrer jetzt kaum mehr wehrt, denn es kömmt keiner seiner Gegner nach Paris, daß Börne einen Eselskinnbacken fände, mit welchem er die Philister todtschluge.

Aber gewaltig ist Börne, gewaltiger bei seiner Feigheit, als jene bei ihrem Muthe. Liebe und Rache beseelen ihn; die aber fürchten sie nicht. Was haben sie sich um Liebe und Rache zu kümmern. Die Liebe Börne's kostet sie keinen Kreuzer, gegen die Rache Börne's sind sie sicher, aber — der Witz, der zermalmende, rädernde, bratende, siedende Witz Börne's, der macht ihn ihnen so gewaltig. Wenn ein paar neue Bände Börne'scher Briefe über den Rhein kommen, zittert ein Heer von Schriftge-

lehrten. Börne, bleiben Sie hinter dem Ofen, wann geschossen wird. Eine dicke Backe möge Ihr Schutzengel seyn. Wenn Sie erschossen würden, es würde eine Million literarisch-humiler Frechheit mehr in der Welt geben. — Wenn Sie erschossen wären, Sie würden vielleicht auch von ihren Freunden niederträchtig gemacht; denn Sie haben sehr viele Freunde, weil Sie sehr Viele fürchten.

Man mag Börne sachdenklich, oder bewegt beurtheilen, immer wird man dahin zurückkommen müssen, daß er ein ehrenwerther Schriftsteller ist. Beurtheilt man ihn sachdenklich, so wird man die Juvenal-satyrische Schärfe und die Horazische Feuergluth an ihm bewundern müssen; beurtheilt man ihn bewegt, so wird man noch mehr an ihm bewundern müssen, mehr als bei irgend einem Schriftsteller der neueren Zeit, ich meine die rücksichtslose Aufopferung seiner selbst, die ihn nicht nur in das Exil getrieben, die ihn auch in diesem Exil von neuem exilirt. Börne hat sich selbst aus der Welt — wie sie heut zu Tage beschaffen — verbannt, sein Geist kann sich nicht in die heutige Welt hineinfinden. Aber er ist denn doch bei aller geistigen Erhabenheit über Welt und Menschen,

ein Mensch, der, wie alle Andere, nur in der Welt die Heimath sieht. Daß er aus dieser Heimath verwiesen, daß er sich selbst daraus hat verweisen müssen, dieser Gedanke ist der Geier unseres Prometheus. Börne ist ein hochtragischer Charakter, sein Leid ist das Leid der Welt, das Leid der Menschheit.

Das ist mein Urtheil über Börne, den Menschen und Schriftsteller. Daß ich, als Kritiker, ihn nur von der menschlichen und schriftstellerischen Seite betrachtet habe, werden mir selbst seine Feinde nicht verargen können. Ein Staatsmann mag und muß anders über den Publicisten Börne urtheilen, und die Regierungen haben bereits ihr Urtheil über ihn ausgesprochen, das eben nicht anders ausfallen konnte, als es ausgefallen ist. Das Urtheil, welches die deutschen Regierungen gegen Börne, den deutschen Staatsbürger, durch das Verbot seiner Briefe ausgesprochen, ist ein gerechtes, dem Staatszweck entsprechendes, durchaus in den Gesetzen begründetes Urtheil. Aber Deutschland wird ihn, ungeachtet dieses Verbotes, nicht verkennen, die Menschheit muß ihn würdigen.

Durand.

Durand, der Redakteur des «Journal de Francfort,» der liebt die Fürsten, obwohl er kein Fürst ist, und reiset nach Petersburg, um die Alexander-Säule enthüllen zu sehen, obwohl er nicht reich ist. Seinen ganzen Jahres-Gehalt hat der Mann an die Petersburger Reise gesetzt, Alles aus Liebe zu den Fürsten. Es ist ein Beispiel der größten Aufopferung, welches Herr Durand gegeben: ein Decius, ein Mucius Scävola ist dieser Hr. Durand. Aber der Lohn ist dem edelen Werke auf dem Fuße nachgefolgt. Hr. Durand behauptet, noch nie, im Leben nicht, so gerührt worden zu seyn, als an dem Festtage der Alexander-Feier; er geht sogar so weit zu behaupten, daß ihn der Anblick der Säule mit der Inschrift: «Ludwig dem Vierzehnten nach seinem Tode» nicht so mächtig ergriffen habe, als das Alexander-Fest. Ja, eine Ehrensäule ohne Feste ist allerdings nicht so herzerschütternd, als eine Ehrensäule, bei welcher es Jubel und Essen und Trinken giebt, und die Rührung Einem so fort mit Brillantringen und Kostbarkeiten vergolten wird. Uebrigens könnte mir eine Ehrensäule Ludwigs XIV. das Blut in den Adern starren machen; sie ist ein

furchtbares Zeichen, daß es nach dem Tode der Fürsten noch Fürsten-Schmeichler giebt. Hr. Durand hat, bei der Enthüllung der Alexander-Säule, Thränen vergossen. Andere hätten das auch können, denn Alexander war ein guter, milder Fürst, ein schöner Fürst, den sogar die Französinnen liebten; aber ihre Thränen und ihre Rührung so zierlich zu Papier bringen, so pomphaft-ciceronisch, das hätten nicht andere können, und darum war es gut, daß Hr. Durand den Einfall hatte, nach Petersburg zu reisen. Es ist ein lieber Mann, dieser Hr. Durand, aber Ludwig XIV. und Alexander I., da hat den Hr. Durand die Begeisterung, die allgemeine fürstliche Begeisterung zu weit geführt. In Alexander konnte man den Menschen lieben und hochachten; man kann dem Andenken Alexanders menschliche Thränen weinen. Welche Thränen kann man Ludwig XIV. weinen? Legitim-bourbonische.

Hr. Durand redigirt das «Journal de Francfort» und hält, während des Winters, dann und wann Vorlesungen über die französische Literatur, und über die klassische und romantische Schule in Frankreich. Was man in französischen Blättern der letzteren Zeit über diesen Punkt aufgeschichtet findet, das verlieset Hr. Du-

rand im leichten Zeitungsſtyle vor einem Publikum, welches von Klaſſicität und Romantik eben ſo viel weiß, wie Hr. Durand, und es ihm auf's Wort glaubt, wenn er Kotzebue als einen bedeutenden deutſchen Romantiker bezeichnet. Es wird nicht leicht einen Menſchen geben, der ſo viel Worte über Nichts machen kann, wie Hr. Durand. Solche Leute ſind aber heut' zu Tage am beſten zum Zeitungsſchreiben. Ueber Nichts in einem eleganten Tone zu raiſonniren, iſt das beſte Aushülfs-Mittel eines politiſchen Redakteurs. Unſere ganze Aufklärung und Humanität liegt im Nichts. Wer ſie aus dieſem Nichts herausholt, und ſie mit ſchönen Worten als das hinſtellt, was ſie gelten ſollen, der iſt der Mann der Oeffentlichkeit.

Hr. Durand iſt der Geiſt des «Journal de Francfort.» Man ſoll ihm — den Zeitungen zufolge — in Rußland die glänzendſten Anerbietungen zum Dableiben gemacht haben; allein die Zeitungen behaupten: Hr. Durand habe alle ihm gemachten Anerbietungen abgelehnt, da ſeine Gegenwart in Frankfurt durchaus erforderlich ſey.

Ich habe Hrn. Durand den Geiſt des «Journal de Francfort» genannt; ich hätte ihn nie genannt, wenn ich nicht die Frankfurter Journaliſtik abbilden müßte. Nun zu den Andern.

Die Frankfurter Journaliſtik.

Darüber läßt ſich nun wenig ſagen, und noch weniger läßt ſich davon abbilden.

Die Ober-Poſtamts-Zeitung, eine der älteſten deutſchen Zeitungen, hat ihren terroriſtiſchen Abſolutismus, den einfältigen Hohn gegen Alles, was die Intereſſen der Menſchheit berührt, fahren laſſen; ſie verlor gar zu ſehr an Abonnenten und nützte der Parthei, welcher ſie Nutzen bringen wollte, doch nicht. Der Geiſt Pfeilſchifter's iſt nicht mehr in ihren Spalten. Ein Geiſt iſt überhaupt gar nicht in ihr, ſo wenig wie in den meiſten politiſchen Zeitungen unſerer Zeit. Sie referirt, und wo ſie raiſonnirt, da ſieht ſie mit dem einen Auge nach dem Fürſten von Thurn und Taxis, und mit dem andern nach ihren Abonnenten. Sie will hier und dort Nichts verderben; ſie will nicht entzweien und nicht verſöhnen, ſie will nur Leſer bekommen. Die «Frankfurt» überſchriebenen Artikel ſind, im leicht-eleganten Zeitungs-Style gehalten, für den, welcher die Politik im Novellen-Gewande liebt, anziehend. Sie bieten eine gedrängte Ueberſicht über das Ausland, und der ſie ſchreibt, verſteht es, wenigſtens einen unpartheiiſchen Ton anzunehmen, wenn er auch im Uebrigen von dem

Pfade nicht abſpringen darf, der der Ober-Poſt-amts-Zeitung einmal geſetzt iſt. Was das Inland betrifft, ſo muß die Ober-Poſtamts-Zeitung ſich freilich auch ſchon mit dem Ton in Acht nehmen, ſie darf hier ſelbſt anſcheinend nicht der Gegen-Parthei Gerechtigkeit widerfahren laſſen, obwohl ſolches jeſuitiſch-klüger ſeyn würde. Da ſchweigt ſie denn nun häufig, und tobet nicht, wie früher, gegen Alles, was konſtitutionell heißt, wie ein einfältiges Schooßhündchen des Abſolutismus, an. Die invidia, welche früher gegen dieſe Zeitſchrift ſtatt fand, iſt ſomit geſchwunden, ſie iſt wenigſtens eben ſo kühl und froſtig, wie alle deutſch-politiſchen Zeitſchriften unſerer Zeit, aber ſie iſt nicht mehr das politiſche Fegefeuer, welches die Seelen durchwandern müſſen, denen nach dem Lande gelüſtet, wo der Servilismus das erſte und letzte Lebens-Gebot iſt.

Das «Frankfurter Journal» wird von Hrn. Heller herausgegeben. Es bietet täglich einen und ein halben Bogen politiſchen Text und einen Quart-Bogen für «Geiſt und Gemüth,» und das Alles für ſieben Gulden jährlich. Man kann nicht billiger wegkommen, will man Neuigkeiten erkaufen, denn was kommt da täglich auf die zwei Bogen? Kaum ein Heller. Das politiſche

Blatt ist, als referirendes Blatt, zu loben. Es berichtet eben über Alles, so weit es berichten darf. Auf Raisonnements läßt es sich gar nicht ein; denn Hr. Heller soll an die 7000 Abonnenten haben, und die will er gern behalten; denn 7000 Abonnenten jährlich bringen ihm 49000 fl. ein, und eine Zeitung, die 7000 Abonnenten lesen, kann sicher seyn, daß alle Bekanntmachungen, privative sowohl, wie öffentliche, ihr zugestellt werden, und eine jede Zeile einer solchen Bekanntmachung bringt sechs Kreuzer ein, und von diesen sechs Kreuzern einer jeden Zeile ist Hr. Heller ein reicher Mann geworden. Hr. Heller will aber noch reicher werden, als er ist, und deshalb raisonnirt er nicht, und läßt auch nicht in seiner Zeitung raisonniren; denn um 7000 Abonnenten nach dem Kopf zu raisonniren, dazu gehört viel. Hr. Heller sucht die Interessen aller seiner Leser für sein Interesse zu vereinen; er ist einer der geschicktesten Journalisten seines Vortheils. Seine Politik ist keine Politik.

Das Beiblatt für «Geist und Gemüth,» auch «Didaskalia» genannt, ist, wie man leicht denken kann, auf das große Publikum berechnet, und auf keinen besonderen Geist; die Gedichte von Hugo, Beranger, Lamertine, die

die W. Wagner mit poetischer Auffassung in's Deutsche übertragen, stehen hier, wie so manches Andere, was den Geist und das Gemüth der meisten Leser dieses Blattes überschreitet, wie eine Oase in der Wüste. Man kann mir jedoch auch einwenden, die «Didaskalia» biete für Alle Etwas, und das soll sie nur, so will es der Herr Heller, denn er hat 7000 Abonnenten. Der eigentliche Redakteur dieses Blattes ist Hr. W. Wagner, ein Mann, der, was sein Talent betrifft, viel zu gut für den Geist und das Gemüth der «Didaskalia» ist, für den aber gerade die «Didaskalia» gut genug ist, daß er sein Fleisch und Blut durch sie bei Kräften erhält. Er ißt und trinkt davon, und schläft ohne Sorgen, wie solches wenige Schriftsteller thun. Es ist das etwas Hausbackenes, Solides, bei dem man seine Tage ungetrübt und harmlos dahinbringen kann.

Das «Konversations-Blatt» der Ober-Postamts-Zeitung ist seit kurzem mit der «Didaskalia» in Schranken getreten. Dasselbe erscheint täglich, und sogar in kleinem Folio. Es bietet theilweise Original-Aufsätze, theilweise Kompilationen. Das Ganze ist gut arrangirt, ein buntes Potpourri, das den Leser anzieht.

Die «Frankfurter Jahrbücher» erscheinen im Brönner'schen Verlage. Sie besprechen das Gemeinwesen und lassen es sich angelegen seyn, für die kräftigere innere Organisirung des Freistaats zu wirken. Das Staatswohl wird hier mit Sachkenntniß abgewogen, indem Alles, was nur im entferntesten zu dessen Feststellung dienen kann, in das Bereich der «Jahrbücher» gezogen und hier unpartheiisch, im Fur und Wider, erörtert wird. Die Redaktion hat einen praktischen Ueberblick, und weiß dahin zu sorgen, daß stets die augenblicklichen Interessen wahrgenommen werden, bei denen periculum in mora ist. Eine freie, vorurtheilslose Besprechung dessen, was dem Gemeinwesen Noth thut, ist in einem Freistaat unumgänglich nothwendig: der Gemeinsinn, der Grundpfeiler der Republik, wird dadurch rege und in Thätigkeit gehalten, indem er hier ein Organ seiner Denkweise und Meinung findet. Wo nun die Redaktion eines solcher Besprechung gewidmeten Blattes es sich angelegen seyn läßt, den Gemeinsinn auf Wahrheit und Aechtheit hinzuleiten, da mag man sie preisen. Es giebt nicht viele — ich möchte sagen, gar keine — Jahrbücher in Deutschland, die der Art sind, wie die Frankfurter.

Die Frankfurter Meſſe.

«Missa est ecclesia» und die Kirche ging auseinander, auf den Kirchhof zum Jahrmarkt, und man nannte den Jahrmarkt die Meſſe. Es wird jetzt keine Kirche mehr vor der Meſſe gehalten, und auch während derſelben nicht mehr, als gewöhnlich. Schauſpiel iſt jedoch an jedem Abend, während der Meſſe, in Frankfurt.

Im Ganzen finde ich es gut, daß man die Kirche von der Meſſe getrennt hat: Merkur iſt kein Freund der Frömmigkeit, und er nimmt ſich im Meß-Gewande, wie der Wolf im Schaafspelze, aus. Wir wiſſen es ja einmal, was Chriſtus zur Vergebung unſerer Sünden vergoſſen hat, und den Kaufleuten iſt dieſes Wiſſen ſchon ſo zur anderen Natur geworden, daß ſie auch ohne Meſſe daran glauben. Bei jedem Handels-Geſchäfte, das ſie abſchließen, denken ſie an die Vergebung der Sünden, ſie rufen es ſich in Einem fort ſelbſt zu: «Allen Sünden ſey verziehen!» Wenn man bei jeder Papier-Spekulation erſt in die Meſſe gehen wollte, bei jeder Ueber-Vortheilung im Handel erſt Ablaß nehmen wollte, die Meiſten würden den ganzen Tag hindurch nicht aus der Kirche

kommen. Der Handel müßte zu Grunde gehen. Ohne Handel kann aber jetzt die Welt nicht bestehen; also müßte auch die Welt untergehen. Das ist aber nicht der Wille des liebenden Schöpfers. Deshalb handelt und übervortheilt man darauf los.

Also die Messe in Frankfurt! Urkundlich kommt diese Messe erst im Jahre 1240 vor. Friedrich II. verspricht nämlich den Fremden, die gen Frankfurt zur Messe reisen, sicheres Geleit. Bekanntlich wurden die Kaufleute, in früherer Zeit, zwei Mal von Merkur heimgesucht: ein Mal auf dem Wege zur Messe; ein anderes Mal auf der Messe selbst, wenn sie ihn gegen einander gebrauchten. Jetzt behilft der Alte sich mit einem Mal; die Straßen sind jetzt wenigstens sicher.

Ludwig, der Baier, stiftete im Jahre 1330 die zweite, die Oster-Messe.

Außer der kirchlichen Messe vor der Handels-Messe, die jetzt nur noch — wie Lersner sich ausdrückt — mit der Sturm-Glocke eingeläutet wird, ist auch das Pfeifer-Gericht, während der Messe, außer Mode gekommen. Göthe hat es in seinem «Aus meinem Leben» S. 23 beschrieben. Es war nichts anderes, als die

Bitte einiger bedeutenden Handelsstädte, sie von dem Meß-Zoll zu befreien, welche alljährlich an den kaiserlichen Schultheiß durch Abgeordnete von Worms, Nürnberg und Alt-Bamberg, unter Ueberreichung symbolischer Gaben, gerichtet wurde. Jetzt schickt keine Stadt mehr Abgeordnete nach Frankfurt, um Befreiung vom Zoll zu erbitten. Frankfurt könnte die Sache umkehren, und bitten, daß doch nur, während der Messe, die Mauth für Frankfurt aufgehoben würde. Es giebt in diesem Augenblick den Namen zur Messe her, Offenbach hat die Messe.

Doch zum Pfeifer-Gericht zurück. Wie gnädig der Schultheiß war! Für einen hölzernen, mit Pfeffer gefüllten Becher, für einen alten Filzhut und zwei Goldgulden, gegen deren einen jedoch der Filzhut wieder zurückgegeben werden mußte; für ein weißes Stäbchen und zwei «schlechte,» (so sagt Lersner,) weiße Handschuhe, erhielten drei Städte Handels-Freiheit. Ich wette, Frankfurt würde an den Mauth-Verband eine ganze Ladung Pfeffer schicken, wenn es sich damit nur zur Messe mauthfrei machen könnte. Was ist Pfeffer gegen Handels-Freiheit! Was ist ein alter Filzhut gegen Handels-Freiheit! Was sind lederne Handschuhe gegen Handels-

Freiheit! — Göthe bemerkt «der Pfeffer galt gleichsam für alle Waaren.» Man hat die Sache nun umgekehrt: alle Waaren gelten gleichsam für Pfeffer, oder sind vielmehr durch die Mauth Pfeffer geworden — spanischer Pfeffer für Ver- und Einkäufer, wie dieser zerrissene Mauth-Verband Pfeffer für Deutschland ist. An Pfeffer ist Deutschland nie arm gewesen. Es wird noch zum Sprichwort werden, zu sagen statt: «Geh' hin wo der Pfeffer wächst,» «geh' nach Deutschland!» — Die Kaiser waren wirklich gnädig, daß sie für einen Becher mit Pfeffer Handels-Freiheit gaben.

Und wie lustig war ein solches Pfeifer-Gericht. Drei Pfeifer voran; einer mit einer alten Schalmei, ein zweiter mit einem Baß, der dritte mit einem Pommer, oder Hoboe. So lustig werden die Abgeordneten von Frankfurt nicht zum Sitz des Mauth-Verbandes reisen, gewiß nicht. Und wie kurz war die Verhandlung: die Pfeifer spielten vor dem Schultheißen; der Abgeordnete brachte sein Gesuch vor; der Schultheiß gab ihm die Versicherung fortwährender Vergünstigung, und nahm seinen Pfeffer und seine Handschuhe hin und den alten Filzhut, der hernach für einen Goldgulden wieder eingelöst

wurde. Wie lange verhandelt und ſpielt man nun nicht ſchon in Frankfurt an dem Mauth-Beitritt, oder Nicht-Mauth-Beitritt herum, und das Alles größentheils lediglich aus dem Grunde, weil es keinen Kaiſer und keinen Schultheißen mehr giebt, und weil Frankfurt zuvor aus allen Thoren hinausſchauen muß: was man hier und dort hinſichtlich des Mauth-Verbandes beſchloſſen. An dem Pfeffer, dem Filzhut und den Handſchuhen liegt's nicht. Die könnte man auch noch jetzt haben. Und Pfeifer und Muſici giebt es jetzt auch beſſer, als vormals. Sie könnten mit Spontini's Sieges-Marſch heranziehen.

«Fanum mercatorum fundo.» «Ich ſtifte einen Tempel für Kaufleute.» Dieſes Anagramm entdeckte irgend Einer in den Worten: Francofurtum ad Moenum. Kirchner nennt den Entdecker einen feinen Kopf; und ich heiße ihn einen guten Zeichner, einen trefflichen Bilder-Maler mit drei Worten: «Fanum mercatorum fundo.» Ja wohl, Frankfurt iſt ein großes Kaufhaus mit allen ſeinen Chriſten, Juden, Kirchen und Synagogen: ein Tempel für Kaufleute. In Hamburg verliert ſich der Handel mehr in dem Menſchengewühl: man

sieht dort vor Menschen den Handel nicht; in Frankfurt verlieren sich die Menschen in dem Handel, man sieht hier vor Handel die Menschen nicht. Wo der Handel einen Tempel hat, da findet man überhaupt mehr Kaufleute, als Christen, Juden und Menschen; und ist die Stadt nicht volkreich, wie Frankfurt, so daß der Handel den Ton angiebt, da hört und sieht man auch mehr Kaufleute als Menschen. Die Menschheit verkriecht sich hier in den Handel, man sieht sie vor Kaufleuten nicht.

Ich will nicht sagen, daß Kaufleute keine Menschen sind: sie sehen menschlich genug aus. Fraget sie aber, die großen Herren, die nur Kaufleute, und sonst nichts sind, was sie von der Menschheit wissen, von den Interessen derselben. Ich will einen feierlichen Glaubens-Eid schwören, daß unter hundert Kaufleuten nicht Einer ist, der die Interessen der Menschheit kennt, der da weiß, wie hoch im Kurse die Menschheit steht. «Vanum mercatorum fundo.» Frankfurt ist ein Tempel für Kaufleute; und der Tempel wölbt sich über die Kirchen und über die Herzen. O nein! nicht über alle Herzen. Es giebt in Frankfurt viele Kaufleute, viele große, mächtige Handelsleute, die den Menschen

nicht verkauft, deren Herzen keine Metalliques geworden. Moritz von Bethmann ist schlafen gangen, aber seine Werke blühen fort, und sehen stattlicher aus, als sein prachtvolles Mausoleum von Thorwaldsen auf dem Frankfurter Friedhofe. Es giebt in Frankfurt noch viele Bethmanns.

Der Handel ist im unvollkommenen Staats-Gebäude von jeher ein Mittel zum Fortschreiten der Civilisation und Kultur gewesen, ein schlechtes Mittel zum guten Zweck; und so hat er denn auch in Frankfurt viel Gutes herbeigeführt. Die Messen sind ihm entsprossen, und den Messen ist wiederum manches Gute entsprossen, meistentheils ohne ihr Zuthun; denn wo es sich um den Handel handelt, da waltet der Egoismus; und was schafft der wissentlich Gutes?

Der alte Reformator Luther sprach von den Messen zwar, sie seyen: «das Silber- und Goldloch, dadurch aus deutschen Landen fleußt, was nur quillt, wächst, gemünzt oder geschlagen wird. Wäre das Loch zu, so dürfte man der Klage nicht hören, wie allenthalben eitel Schuld und kein Geld; wie alle Land' und Stadt' mit Zinsen beschwert und ausgewuchert seyn.» Aber es ist auch durch die Messen ein geistiger Austausch herbeigeführt worden, und manches Ge-

deibliche des Auslandes iſt ſitzen geblieben, mancher Unrath iſt mit dem Gelde abgefloſſen.

« Missa est ecclesia! » Die Verſammlung iſt entlaſſen. Jetzt aber heißt: «missa est ecclesia!» die Kirche iſt entlaſſen. Realiter ſteht ſie noch da die Kirche; aber aus dem Herzen der Menſchen iſt ſie entlaſſen. Wer glaubt jetzt noch im Handel an die Kirche? Welcher Kaufmann trägt noch eine Kirche im Herzen? Sie haben einen Tempel für Kaufleute erbaut, und die Kirche über alle Berge geſchickt; es iſt blos des Anſtandes wegen, daß man die Wechſeltiſche nicht in die Kirche ſtellt. Es würde kein Chriſtus kommen, ſie umzuwerfen; aber die Polizey könnte es nicht dulden. Es wäre nicht gegen Glaube, Liebe und Hoffnung, nicht gegen Vater, Sohn und heiligen Geiſt gehandelt, es wäre gegen die Form, und die Form iſt an die Stelle des Lebens getreten. « Missa est ecclesia! » « Fanum mercatorum fundo! » Was ſich doch Alles an die ſechs Worte knupfen läßt; wie ſchön ſie zuſammen paſſen. Es heißt irgendwo: « Wo der liebe Gott eine Kapelle baut, da baut der Teufel ein Saufhaus daneben». Sie aber reißen die Kirche nieder, und bauen einen Tempel für Kaufleute. O ſie ſind ſchlauer als der Teufel!

In früherer Zeit war Frankfurt mit ſeiner Meſſe der Sitz des Buchhandels. Rudolph II. aber, von den Jeſuiten aufgehetzt, ernannte eine eigene Bücherkommiſſion, und die Finſterniß trieb den Geiſt aus. «Missa est ecclesia!» Die Kirche iſt entlaſſen, und der Geiſt zog mit dem Buchhandel nach Leipzig.

Aber ein buntes Leben durchwogt Frankfurt während der Meſſe, ein luſtiges Gewirre von Muſikanten, Affen, Hunden, Kunſtreitern, Eskimos, Bären, Kameelen, Wachsfiguren, Elendthieren und Elephanten, Juden, Chriſten, Handelsleuten, Beſchauern und ſich beſchauen Laſſenden.

Im Jahre 1443 war der erſte lebendige Elephant in Frankfurt zu ſehen.

Im Jahre 1532 war ein lebendiger Pelikan in Frankfurt zu ſehen.

Lersner meldet das in ſeiner Chronik neben den Meß-Privilegien, den kaiſerlichen Dekreten und den Geleits-Feierlichkeiten. Wahrſcheinlich iſt ganz Frankfurt hinzugelaufen, den Elephanten und Pelikan zu ſehen. Glückliche Zeit, wo man von Elephanten und Pelikanen in den Chroniken ſchreiben konnte! Ein Elephant erregte ſo viel Aufſehen, wie ein Kaiſer, der nach Frankfurt

kam, und ein Pelikan fand neben Kaiſer Karl ſeinen Platz. O es war eine ſchöne, ruhige Zeit, eine merkwürdige Zeit, die Zeit der Elephanten-Bewunderung. Im Jahre 1443 war der erſte lebendige Elephant in Frankfurt zu ſehen. Aber im Jahre 1588 ſchritt ein Seiltänzer über ein vom Nikolai-Thurm bis auf die Leiter geſpanntes, hundert und zwanzig Klafter langes Seil. Er erhielt von dem Rath ein Atteſt über ſeine Kunſtfähigkeit und zwölf Thaler aus der Rechenei. Jetzt könnte ein Seiltänzer Hals und Bein brechen, man würde ihm kein Atteſt und keine zwölf Thaler aus der Rechenei geben. So verändern ſich die Zeiten. Der ganze Rath wird dem Schauſpiele vom Römer aus zugeſehen haben, mit offenem Munde, ſtarren Auges, und die Bürger werden unten geſtanden und desgleichen gethan haben, und in Frankfurt wird ein Erſtaunen und eine Bewunderung geweſen ſeyn, als habe unſer Herr-Gott vom Himmel geſprochen. In ſolcher Zeit mußte es ein ſtilles, fröhliches Leben ſeyn. Der Seiltänzer hieß Heinrich Lannen. Im Jahre 1570 war im «bunten Löwen» ein Auer-Ochs zu ſehen. Das Jahr 1570 wurde für Frankfurt durch einen Auer-Ochſen ſehr merkwürdig. Ein Auer-Ochſe

ſteht in der Frankfurter Chronik. Ach! es war eine ſchöne Zeit für die Geſchichtſchreiber. Was hätte man über das Jahr 1570 ſchreiben ſollen, wäre dieſer Auer-Ochſe nicht geboren worden?

Im Jahre 1833 war Hr. Tourniaire mit ſeinen Reitern in Frankfurt. Nichts, gar nichts, war dieſer Hr. Tourniaire mit ſeinen Reitern, wird man ausrufen. Was ſoll das in einer Chronik?

Im Jahre 1832 proteſtirte man wegen der freien Preſſe. Ja die Proteſtanten haben kein Atteſt vom Rath und keine zwölf Thaler aus der Rechenei erhalten. Aber man wird von ihnen in der Chronik ſprechen; denn die Auer-Ochſen-Zeit iſt vorüber, und der Senat hat etwas Anderes zu thun, als Seiltänzern Atteſtate auszuſtellen.

Doch ich muß zum bunten Leben während der Meſſe zurück. Ich liebe es, dieſes bunte Leben zwiſchen Meß-Buden, Verkäufern und Käufern. Ich hätte auch den Orgeldrehern den Zutritt zu der Meſſe nicht verweigert; denn ſie gehören mit zum Bilde eines weltbelebten Jahrmarktes. Aber da hat man vom Einſchleichen des Geſindels geſprochen, und die Orgeldreher ſpielen nicht mehr auf der Meſſe, obwohl ſie

ſo gemüthliche Leute ſind, und bei ihrem Lirum-Larum gewiß nichts denken. Leute, die nichts denken, ſondern einen Tag, wie alle, dieſelbe harmloſe Weiſe ſpielen, ſollte man nicht zu dem Geſindel zählen. Die Orgeldreher haben nichts zur Aufklärung beigetragen, und ſehen wahrhaftig nicht wie Geſindel aus. Sie ſind friedfertige, ruhige Leute, die die Welt an die alte Leier mahnen, und die alte Leier iſt doch die beſte. Selbſt die Marſeillaiſe erhält auf einer Leier ein ganz ſpießbürgerliches Anſehen. Lirum-Larum ſpielt man ſie ab, es iſt nichts Lebendiges, Markiges in dieſer Weiſe, man könnte dabei einſchlafen. Geſtattet den Leuten die Freiheit auf der Leier, geſtattet ihnen Tugend und Heldenmuth auf der Leier, da iſt nichts für die Ordnung der Dinge zu fürchten.

Elephanten kommen jetzt auch noch auf die Meſſe, aber ſie ſind bei weitem kultivirter, als der Elephant von 1443; ſie machen Kunſtſtücke mit dem Ruſſel, ſie pfropfen eine Flaſche auf, ſie trinken Wein. O die Civiliſation hat große Fortſchritte gemacht! Wäre ſolch' ein Wunder zu Lersners Zeiten vorgefallen, der Rath würde dem Elephanten ein Atteſt ausgefertigt, und das Rechenei-Amt ihm zwölf Thaler aus-

gezahlt haben. Jetzt muß ſich die Beſtie mit dem Applaudiſſement begnügen; wollte man ihr zwölf Thaler zahlen, ſo möchte die ſtändige Bürger-Repräſentation von Veruntreuung des Staats-Guts ſprechen, und das könnte ſchlimme Folgen haben. Uebrigens bin ich bis zu Thränen gerührt worden von ſolch' einem Elephanten. In Tourniaire's Reiter-Bude ſaß eine große Menſchen-Menge und ſah' einen ſolchen Elephanten Aepfel ſpeiſen und Wein trinken. Sie lachte und jubelte und rief: ach! und oh! über die Civiliſation, und hatte für nichts Sinn, als für den Elephanten, der jeden Tag an der Table d'hôte im «Schwan» hätte mitſpeiſen können. Mir aber kamen Freuden-Thränen in die Augen, und ich gedachte der Elephanten-Kultur von 1443—1833, und der Menſchen-Kultur von 1443—1833, die ſich mehr über einen weintrinkenden Elephanten freut, als wenn tauſend hungerige Arme geſpeiſet werden. O Ihr menſchlichen Elephanten, und Ihr elephantiſchen Menſchen. Das Leben unter beiden iſt doch ſchön, und die Meſſe iſt auch ſchön. Missa est ecclesia! Die Kirche iſt entlaſſen, aber es giebt Elephanten.

Der Meß-Wirrwarr hat in der letzten Zeit — wegen des Mauth-Verbandes — an

Großartigkeit verloren. Es iſt ein inſekten-artiges Gewirre auf der Meſſe, die Seele der Meſſe: der Handel, fehlt. Die Nebendinge, die ſonſt zum Aufputz dienten; die Hunde, Bären, Eskimo's, Wachsfiguren u. ſ. w. treten als Hauptſache hervor, und das kleine Offenbach hat das legitime Frankfurt auf ein paar Jahre in den Sack geſteckt — bis zum Mauth-Anſchluß Frankfurts. Die Frankfurter Meſſe, die berühmteſte aller deutſchen Meſſen, gleicht in dieſem Augenblick dem Marktplatz in Neapel auf der Frankfurter Bühne, auf welchem das Volks-Gewühl von Hr. Grüner arrangirt iſt. Die Imagination muß das Beſte dabei thun, die Meſſe zu veranſchaulichen.

Die Meß-Herrlichkeiten, die zum Verkaufe angeboten werden, ſtehen im Braunfels, (Kirchner nennt es mit Recht das Frankfurter Palais royal) in prachtvoller Reihe aufgeſtellt; der Liebfrauenberg, Römerberg und der Main-Quai ſind mit Buden beſäet, die gleichen Inhaltes ſind. Am Main-Quai bilden dieſelben eine lange enge Gaſſe, in welcher die Menge in dichtem Gedränge auf und nieder wogt, ſehnſuchtige Blicke nach der bunten Handels-Pracht werfend, die ſich nach allen Seiten entfaltet.

Was das Auge und ein glanzſüchtiges Herz nur wünſchen kann, iſt zur Meß-Zeit in Frankfurt zur Wahl ausgebreitet, von den nothwendigſten Lebensbedürfniſſen bis zum höchſten Luxus hinauf. Läden und Buden ſtrotzen von flimmernder Herrlichkeit, und nur der nicht Begehrende, der ausrufen kann: omnia mea mecum porto! der ſich über dem Gemälde hält, und es ruhig und harmlos betrachtet, mag ſich an dem bunten Getreibe weiden, an den großen und kleinen Kindern, die hier kaufen und handeln und feilſchen, und ſich des Kaufes und Verkaufes freuen, oder betrübten Sinnes einherſchleichen, wenn ſie nicht kaufen können.

Manchen hat das Leid des Lebens theilnahmlos gegen die Pracht gemacht, die ihn ringsum anlacht: ſtill und ſchmerzvermählt ſchleicht er einher; er iſt Philoſoph in der Schule der Trübſale geworden, die Flittern haben für ihn vielleicht einſt Reiz gehabt, jetzt achtet er ihrer nicht mehr. Will ihn die menſchliche Schwäche beſchleichen, ſo lieſ't er nicht Kant's Philoſophie; er trinkt ein Glas Wein, und das alte gaudeamus igitur taucht in ſeiner Phantaſie auf. Ein Anderer — und deren giebt es Wenige — iſt Philoſoph aus innerer Ueberzeugung. Er hat

nie Leid gehabt, er freuet ſich in ſeinem Gemüthe. Auch er iſt theilnahmlos gegen die äußere Herrlichkeit, aber aus angeborener innerer Ueberzeugung; er hat keine Begehrlichkeit nach dem Glanz des Lebens — er iſt Philoſoph im wahren Sinne des Worts. Ein Dritter — und deren giebt es Viele, vielleicht die Meiſten — ſchreitet eilenden Schrittes, hin- und hergezogen, durch die Käuflichkeiten. Er verſchlingt Alles mit den Augen, er möchte Alles ſein nennen, was ihm gelüſtet, er iſt für das Leben, wie das Leben für ihn. Verzogen von einem glücklichen Looſe ſieht er leichtſinnig, denklos über das Unglück hinweg. Seelenſchmerz hat er nie gehabt, an die Huldigung iſt er gewöhnt, und wer ihn an die ſchwache Seite faßt, gegen den iſt er human, und er thut ihm Gutes. Heiteren, luſtigen Gewiſſens ſchreitet ein Solcher einher, er fühlt ſein Ich und freuet ſich ſeines Lebens. Deren giebt es Viele; man heißt ſie brave, rechtliche, bürgerliche Leute; und ſie ſind menſchenfreundlich, bis man ſie beleidigt; verſöhnlich, wenn man ihnen entgegenkommt, oft indifferent und ohne Rache, wenn man ſie verachtet; oft furchtbar in ihrer Rache, unerſättlich, wenn man ihrer Eitelkeit zu nahe tritt.

»Und ſo erkennen Sie die Leute auf der Meſſe, aus den Blicken, aus den Augen?« werden mich die Leſer fragen, »o Sie großer Menſchenkenner!« ««Nun die Blicke»« — antworte ich ihnen — ««führen mich zu ihrem Herzen, und die Erfahrung leitet mir am Schreibtiſch die Feder.»» Es giebt allerlei Arten von Menſchen auf der Meſſe, und ich liebe pſychologiſche Betrachtungen, da ich kein Geld habe. Ecclesia missa est! Die Kirche iſt entlaſſen, und ein Satyriker ſoll Nichts mit dem Mantel der chriſtlichen Liebe bedecken, nicht einmal die rechtlichen, bürgerlichen Leute, die da glauben: Gott werde ſie einſt fragen, ob ſie Schuſter, oder Schneider bezahlt auf Erden; die da glauben, Gott werde ihnen nach den quittirten Rechnungen meſſen am Taze des Welt-Gerichts. Ich habe bezahlt ſo viel ich zahlen konnte, und wenn meine Liebe großer war, als mein Geldbeutel, wenn ich ſchwach war — vergieb uns unſere Schulden, als wir vergeben unſeren Schuldigern. Ich habe Leute gekannt, die bei einer Million Liebe nicht rechnen konnten, die keine Buchhalter waren, und man ſtieß ſie hinaus, wie einen räudigen Hund; aus lauterer, chriſtlicher Liebe ſtieß man ſie hinaus. Wenn die Leute da ſtehen, wann

die Posaune ertönt, die die Todten ruft, was werden sie antworten, wenn Schneider und Schuster die unbezahlten Rechnungen unserm Herrgott verhalten; was werden sie antworten die liebevollen Schuldenmacher? O ich hoffe, es wird dort oben ein anderes Gericht gehalten, als an diesem, oder jenem Stadtgericht. Vergieb uns unsere Schulden Vater im Himmel, als wir vergeben unsern Schuldigern.

Wohin Einen doch die Messe führen kann! Sogar zum Weltgericht! Ich bin zu weit gekommen; ich bin bewegt, wenn ich die Feder führe, und gar nicht sachdenklich; o ich bin gar zu bewegt.

«Nickelchens-Tag.» Ein schöner Tag ist dieser Nickelchens-Tag. Da geben die Mägde und Knechte und die Herren und die Frauen, da geht Alt und Jung auf die Messe. Man drängt und stoßt sich und lacht sich an und liebt sich. Am letzten Meß-Montag strömt nämlich Frankfurt und die Umgegend auf dem Römerberg, dem Main-Quai, dem Liebfrauenberg und allenthalben zusammen, wo es etwas zu sehen und zu kaufen giebt, und man hat den letzten Meß-Montag, zu Ehren des heiligen Nikolaus, Nickelchens-Tag genannt. So glaub' ich es wenigstens;

denn ich weiß den Urſprung des Worts nicht anders zu deuten, und wo ich keinen Vater für ein Kind zu finden weiß, da wende ich mich gern an die Heiligen. Sie ſind vortrefflich dazu geeignet, den Tagen Namen zu geben, und eigentlich zu etwas Anderem gar nicht geeignet; denn von Zahnwehn und Leibbeſchwerden helfen ſie Einem doch nicht mehr.

Am ſchönſten nimmt ſich der Nickelchens-Tag vom Münſter der Bartholomäus-Kirche aus. Man ſteht dort oben, dem Himmel um einige hundert Fuß näher, und ſieht zu, wie die Menſchheit auf der Meſſe herumkriecht. Man kann ſie kaum erkennen die Menſchheit von ſolcher Höhe aus, und mir fallen dabei immer die abgerichteten Flöhe ein, die ich freilich nicht geſehen, die es aber geben ſoll, und die ſogar in Equipagen fahren ſollen, mit einem Floh-Viergeſpann. Großer Gott! wären ſolche menſchlich-abgerichtete Flöhe im Jahre 1443 auf die Meſſe gekommen, Lersner würde geſagt haben: «Im Jahre 1443 kam ein Mann nach Frankfurt, der hatte eine Menge Flöhe zuſammengefangen, und ſie abgerichtet, daß ſie, wie Menſchen, in Equipagen fuhren, die von Nußſchälchen waren; und ganz Frankfurt ſtrömte hinzu, und die Flöhe erregten

allenthalben Bewunderung, wie sie thaten, was ihnen geheißen wurde, und tanzten und sprangen. Selbst Mägdelein und Jungfern fürchteten sich nicht vor den Flöhen, und traten herbei und liebkoseten die Thierchen, und keines der Thierchen sprang ihnen unter das Röcklein, so daß jede zuchtige Jungfrau, unbeschadet ihrer Ehre, dem Schauspiele zusehen konnte.»

Ich war auf dem Bartholomäus-Thurm, und da kroch die Menschheit wie eine Flohheit umher, und ich dachte an Menschen, die wie Flöhe abgerichtet sind; denn die glänzendsten Equipagen sahen eben nicht größer, als Nußschalen aus. Ich war einige hundert Fuß über dem Erdboden, und schon dachte ich an Flöhe, statt an Menschen. Wie muß die Menschheit erst vom Himmel aus aussehen! Ja sie saugen sich einander das Blut aus, und ärgern sich einander; sie sind toller, als Flöhe, diese Floh-Menschen: denn die Flöhe lassen sich einander doch ungebissen. «Missa est ecclesia!» Die Kirche ist entlassen; aber es giebt Flöhe.

Das war die Messe in Frankfurt mit ihren Herrlichkeiten.

Die Juden.

Motto.

»Wo Juden sind, muß die Verbesserung bei den Christen anfangen, welche die Juden mißbrauchen.«

(Herders Adraſtea 7. Stück).

Endlich im Jahre 1834 ist es dahin gekommen, daß sich der Judenpaare mehr, als vierzehn in einem Jahre dürfen trauen lassen. Die gesetzgebende Versammlung, die überhaupt an das Menschenrecht mehr, als an die alten, verschimmelten Statuten glaubt — hat hier ein Einsehen gehabt, und das grenzenlos unmoralische Gesetz aufgehoben, welches den Sitten, wie dem Staate gleich verderblich war. — Schon früher, unter Großherzoglicher Regierung, wurden den Juden gleiche Rechte mit den andern Bürgern zugestanden; spaterhin wurde ihnen Vieles wieder genommen. Doch dürfen sie jetzt außerhalb der Judengasse wohnen, und die Thorflügel derselben werden Abends nicht mehr gesperrt. Das obige Gesetz, welches die gesetzgebende Versammlung — wie gesagt — erst neuerlich gefaßt, hat denn nun wenigstens die gänzliche Sicherung ihrer menschlichen Rechte herbeigeführt; die Sicherung ihrer bürgerlichen Rechte hangt von einer voll-

ständigen Juden-Emancipation ob, die, will's Gott! auch bald herbeigeführt werden wird. Ich habe das Licht voranzestellt, damit die Leser nicht gar zu sehr vor der Finsternis zurückbeben, in die ich sie nothgedrungen führen muß, um meinem Juden-Bilde die historische Farbe zu geben.

Im Jahre 1706 schrieb Lersner von den Juden in seiner Chronik: «demnach die Juden aus ihrem Land von Gott verjagt, und ein Schauspiel aller Welt werden, als seynd sie auch in dieses Land kommen, und vermuthlich bei Anwachsung der Stadt Frankfurt sich eingeschlichen. Das Erste, so von ihnen aufgezeichnet gefunden, laufet in das Jahr 1270, da sich's begeben hat, als die Juden noch unter den Christen dieser Stadt gewohnt, und sich eines Juden Sohn zum christlichen Glauben bekehren und taufen lassen wollen, dessen Eltern und Freund aber ein solches zu verwehren sich unterfangen, daß ein großer Streit unter den Christen und Juden, auch dabei eine starke Feuersbrunst entstanden, wodurch etliche Christen, und dann in die hundert und achtzig Juden, sowohl durch's Schwerdt, als Feuer, so sie selbsten hin und wieder angelegt, um's Leben kommen, auch sonst die halbe Stadt abgebrennen, darauf dann an vier und

zwanzig Juden, als sie gesehen, daß durch ihre That sie in Lebens-Gefahr gerathen, unter welchen ein Rabiner gewesen, sich haben taufen lassen.»

Man sieht es wohl, wie ängstlich der Patricius nobilis Achilles Augustus de Lersner besorgt ist, daß der große Brand, der um's Jahr 1240 das gute Frankfurt heimsuchte, nicht auf die Rechnung der Juden kommen möge. Sie selbst haben hin und wieder das Feuer angelegt, nicht ganz, nicht gewiß, sondern nur hin und wieder. Mit diesem hin und wieder verwahrte sich Hr. von Lersner sorglich gegen den Vorwurf der Toleranz, der ihm von den Christen gemacht werden konnte; denn im Jahre 1710 durfte ein Schriftsteller eben so wenig tolerant gegen einen Juden seyn, wie im Jahre 1831 ein Schriftsteller tolerant gegen Börne seyn darf. Um die grausame Feuer- und Blut-Taufe der vier und zwanzig Juden zu entschuldigen, müssen die Juden selbst hin und wieder das Feuer angelegt haben. Allbarmherziger Gott! Christus, du Gekreuzigter! was saget Ihr zu diesem edelen Patricier, der den Mantel der christlichen Liebe mit diesem hin und wieder über 180 gemordete Juden deckt?

Im Jahre 1246, im Mai-Mond, gab — nach Lersner — König Konradus der Stadt

Frankfurt ein absolutorium, daß sie die Juden daselbst erschlagen und ausgejagt. Warum gab König Konrad das Absolutorium, wenn die Juden selbst hin und wieder das Feuer angelegt? Ich meine, die Juden waren unschuldig, wie das Blut Christi, an diesem Brande, und 180 Juden fielen unter den Streichen des Schwerdtes, 21 aber und ein Rabiner gingen ein in das Reich Christi, und ließen sich taufen.

So ging es fort mit Juden-Mord und Juden-Verfolgung bis auf die neuere Zeit, bis zum achtzehnten Jahrhundert; Israel wurde ein Kammerknecht des heiligen romischen Reichs, aus lauter christlicher Liebe, weil man Christo, der Israel in alle Welt gejagt hatte, nicht zuwider seyn wollte. O sie haben von jeher an das Wort Christi geglaubt, diese Christen, aber seinen Geist, den haben diese Christen kaum im Jahre 1831 begriffen; denn es hat noch lange Zeit, bis man Israel emancipiren wird.

«Es geht nicht!» — ruft man aus — «die Juden mussen sich erst selbst emancipiren; dann wollen wir weiter sehen.» Oder man sagt auch: «Die Juden sind ein fremdes Volk in Deutschland, nicht ein durch die Religion von den übrigen Deutschen geschiedener Theil des deutschen Volks.»

Man ſagt ſehr viel, und am Ende eben nichts, als daß dem Deutſchen die Gerechtigkeit ſehr ſchwer falle. Ich glaube nicht, daß irgend Jemand ein Reich Judäa in Deutſchland fürchtet; ich glaube nicht, daß Rothſchild daran denkt, den erledigten jüdiſchen Thron zu beſteigen, er befindet ſich weit beſſer, ohne Thron; ich glaube auch nicht, daß die Juden an eine Einigung ihres Volks, als Volk, denken, denn ſie müßten ſonſt aufhören, in Papieren zu ſpekuliren, ſie müßten den Handel frei geben, ſie müßten ihr Geld an das Volk ſetzen. O nein! Ihr wißt es recht wohl, Ihr gelehrten, chriſtlichen, orthodoxen, bücherbeſtaubten, kirchenräthlichen Profeſſoren, Ihr wißt es recht wohl, daß Deutſchland von dem Volk Iſrael Nichts zu befürchten hat; Ihr wißt es eben ſo gut, daß die Juden die Deutſchen nicht aus Deutſchland vertreiben, daß Deutſchland nie jüdiſch werden wird. Iſrael in Deutſchland aber will deutſch werden, nicht blos dem Namen nach, ſondern auch in aller ſtaatsbürgerlichen Form, und da holt Ihr die Bibel und den Talmud, die chriſtliche Lehre und den Moſaismus, die geiſtige Emancipation und die Nationalität, kurz alle gelehrte, bemooste, verſchimmelte Intoleranz herbei, um zu beweiſen, die Juden können nie

Deutsche in Deutschland werden, sie werden ewig Juden bleiben.

Jetzt glaubt man an den Menschen im Juden, und die Christen haben ihm deshalb die Hand geboten, aber nicht die rechte, sondern die linke, nicht die unbedeckte, sondern die Handschuh bedeckte Hand. Da sieht man, wie schwer die Intoleranz zu bannen ist. Freilich sieht diejenige unseres Jahrhunderts nicht so blutig aus, wie die im Jahre 1240: sie schreitet nicht mit dem Schwerdte und Feuer-Brande in den Händen einher; aber sie ist ein Jesuit, der, unter dem Lächeln der Humanität, Honig auf den Lippen, den Dolch im Herzen, einherschreitet. Wahrhaftig! die Intoleranz von 1240 ging ehrlicher mit den Juden um, als die der neueren Zeit; denn von Gerechtigkeit — wie sie stattfinden sollte, sind wir noch weit entfernt.

Emancipirt Judäam, wenn auch nur des einen Juden wegen, den Ihr begreift; denn Herder sagt: «Wo Juden sind, muß die Verbesserung bei den Christen anfangen, welche die Juden mißbrauchen.»

Lersner sagt vom Jahre 1666: «Nachdem die Juden zu Smyrna durch Nathan Levi verführt worden, ob seye er der Messias, hat solches die hiesige Frankfurter Juden auch bethöret, daß

sie Zuversicht auf diese Fabel gesetzt, und sowohl in Christen, als ihren eigenen Häusern davon geredet, vornehmlich aber haben sie in ihren Häusern und Schulen darum Gebett gehalten, sich auch wohl gar ungescheuet vernehmen lassen, es wurde nun einmal bald anderst werden, und hätten sie lange genug gelitten, das Blatt würde sich auch einmal wenden.»

Die Juden haben ungescheuet gesagt, sie haben lang genug gelitten, es werde doch auch einmal anders werden, und der Ewige hat kein Strafgericht über die Juden gehalten, daß sie so freventliche Reden geführet? Lersner sagt wenigstens nicht, daß man Feuer und Schwerdt gegen sie in Anwendung gebracht. Aber das Wort des Chronikenschreibers ist Feuer und Schwerdt, es verkohlt das Herz und schneidet der Humanität in Fleisch und Blut. Lang genug gelitten! Ja wohl hatte Israel lang genug gelitten; aber Nathan Levi aus Smyrna war nicht der Messias. Der Messias der Juden ist gekommen, und das Blatt wird sich wenden, je mehr dieser Messias um sich greift. Der Messias Israels ist das Geld. Diesen Messias gebrauchen die Christen, wie die Juden, und dieser Messias wird Christen und Juden vereinigen. Gewiß! gewiß! die

Juden werden emancipirt werden, ſie ſchreiten mit Rieſenſchritten auf die Emancipation los. Rothſchild mit der Fahne voran; Rothſchild mit der Bundeslade voran. Ja ſie werden ſiegen, ſie werden ſiegen; denn ſie ſchießen mit ſilbernen Kugeln, und man weiß es, die dringen durch ein Koller von Elendsfell, die dringen durch Fleiſch und Blut, die treffen das Herz, die ſind die Freikugeln, welche nie äffen, ſondern ſtets treffen.

Nur darauf los, Iſrael! nur darauf los; du haſt lang genug gelitten, du haſt ungeheuer gelitten, du haſt gebetet und geſungen vom Meſſias, du haſt auf den Knieen gelegen und dir den Bart ausgerauft, aber man hat dich nicht erhört, man erhört dich noch nicht — ſo laut auch dein Gabriel Rieſer ſpricht. — Dein Meſſias iſt das Geld, dein Glaube, deine Liebe, deine Hoffnung klebe an dieſem Meſſias. Er läßt dich nicht zu Schanden werden, bei dem Gekreuzigten nicht, er wird dich retten, er wird dich rächen; denn ſein iſt die Kraft, ſein iſt die Herrlichkeit, von nun an, bis in — nein! nicht bis in Ewigkeit, aber doch wenigſtens noch auf eine gute Zeit, ſelbſt nach der Emancipation der Juden. Amen!

Uebrigens sind die Juden in Frankfurt, nachdem man sie nur dem Lichte näher gebracht aus dem dumpfigen, schmutzigen Kerker des Irrwahns, muthig vorwärts geschritten auf der neuen Bahn. Sie haben keine Eulen-Natur und können den Tag schon ertragen, wie die anderen Menschen. Weil sie aber in der langen finsteren Juden-Nacht, die seit Jahrhunderten über ihnen lag, so viel erduldet haben, weil sie wissen, wie die Intoleranz aussieht, weil sie das schlangenhaarige Medusen-Gewinde der Selbstsucht nicht nur gesehen, weil sie die Schlangen an ihrem Herzen gefühlt haben, weil das Gift derselben ihr Eingeweide zerfressen und das Volk Israel vernichtet hat, so werden sie auch Zeit genug gehabt haben, in sich zu gehen — ich meine nicht als Juden, sondern als Menschen — sie werden den Menschen in sich erkannt haben, sie werden erkannt haben, daß dieser Mensch zu etwas Anderem auf der Welt sey, als um in Papieren zu spekuliren. Von vielen unter ihnen kann man das mit Gewißheit behaupten, die That spricht für sie, sie schreiten der Emancipation im Geiste voraus; von anderen — nun die verweise ich auf das Bild — «die Börse.»

Die Sachsenhäuser.

Sachsenhausen und Frankfurt; Sachsen und Franken, Freund und Feind — sie sind jetzt Beide unter dem friedlichen Scepter des Frankfurter Senats vereinigt. Man wird bei den Nachkommen der alten Sachsen durch Nichts mehr an den sächsischen Charakter erinnert, als durch die Gemüthlichkeit und naive Grobheit, welche man eben an der Weser, selbst in dem klotzgroben Bremen, und dem klotzgröberen Hamburg nicht besser finden kann. Die christliche Religion hat den Wodan und die Irmensäule verbannt, aber die Gemüthlichkeit und Grobheit der Niedersachsen, sie findet man am Main unversehrt, und ich weiß es mir nun zu erklären, weshalb man auch in Frankfurt selbst häufig eine so grobe Sprache spricht. Die Franken beschenkten die Sachsen mit dem Christenthum, und die Sachsenhäuser beschenkten die Frankfurter Kaufleute mit einiger wenigen Grobheit; es war ein Austausch, bei welchem sich beide Theile vortrefflich standen. Ohne Christenthum kann Keiner jetzt durch das Leben kommen; ohne Grobheit kann ein reicher Kaufmann nicht durch den Handel kommen.

Es ist viel darüber hin und her geschrieben, wie das Sachsenhausen bei Frankfurt entstanden sey. Die Einen meinen, Wittekind sey mit seinen Sachsen bis an den Mainstrom gekommen, und die Sachsen haben den Franken gegenüber ein Kastell: Sachsenhausen erbaut. Die Anderen — und das ist wohl das Richtigere — behaupten, Karl der Große habe ein «verwahrtes Haus,» Frankfurt gegenüber, erbaut, um daselbst viele edle Sachsen, als Geißeln, gefangen zu halten. Späterhin wurde aus dem Haus das Städtchen Sachsenhausen, welches nun durch eine große steinerne, 950 Schuh lange, 27½ Schuh breite, auf vierzehn gewölbten Bogen ruhende Brücke mit Frankfurt verbunden ist.

«Edle Sachsen» wurden hieher verpflanzt — so sagt Winkelmann in seiner hessischen Chronik pag. 170. Jetzt ist in Sachsenhausen wenig Adel, wenn auch viel Natur-Gemüth, zu finden, viel Volksthümlichkeit. Es ist mir eine merkwürdige Erscheinung, dieses Sachsenhausen: man hat eine Hand voll des Sachsenvolkes an den Mainstrom verpflanzt, und die edlen Sachsensprößlinge handeln jetzt mit Gemüse und Obst, und sind Bleicher und Fährleute; aber Sachsen sind sie, selbst ohne daß sie es wollten, ohne

sächsischen Patriotismus geblieben: ihr einfaches Natur-Gemüth haben sie einer stolzen, luxusgewöhnten Handelsstadt gegenüber bewahrt, ihre Derbheit ist ihnen erhalten. Da mögen sich alle unterjochten Völker trösten; es ist ein Zeichen, daß sich die Nationalität nicht ausrotten lasse. Daß sie dereinst das Frühlingsfest der Auferstehung feiere, dazu ist nun wohl Patriotismus erforderlich. Wo der aber ist, da wird es, wenn auch erst nach Jahren, gewiß jedem gefesselten Volke tagen. Der Patriotismus läßt sich nicht, wie der Adel, vernichten. Man kann ein ganzes Volk in die gemeine Lebenssphäre hinein werfen, und die Adeligen zu Gemüse- und Obst-Verkäufern machen, aber wenn das Volk auf sich hält, so wird ihm die Nationalität bleiben, und der Patriotismus wird die Fackel sein, die diese Nationalität zur Freiheitssonne entzündet.

Ich will die Sachsenhäuser nicht zum Aufruhr aufreizen, bei Leibe nicht. Sie befinden sich als Frankfurter Sachsen eben so gut, wie als sächsische Sachsen, und den Aepfelwein finden sie nirgends besser, als in Sachsenhausen und Frankfurt, und die Sachsen in Nieder-Sachsen haben vor ihnen nichts voraus, nicht einmal die Grobheit. Aber das Natur-Gemüth, das haben so-

gar die Frankfurter Sachſen vor den anderen Sachſen voraus, ſintemal es in Bremen und Hamburg, an der Elbe und Weſer, im Volke beinah ganz erloſchen iſt.

Die Sachſenhäuſer ſind natur-gemüthlich. Was will das heißen? Sie meinen, nicht nur die Gedanken ſeyen zollfrei, ſondern auch die Worte, und wie ſie denken, ſo ſprechen ſie: offen und frei. Sie denken nun meiſtentheils ganz ohne Welt-Zuſatz aus ſich heraus, ohne Rückſicht auf dieſes oder jenes, und wenn ſie dieſen Gedanken Worte geben, ſo klingt es denn nicht ſelten recht derb; denn ihre Gedanken ſind — wie geſagt — gar nicht weltpolirt, ſondern nur natur-menſchlich, und ihre Worte geben den Gedanken nichts nach. Natur-menſchlich! natur-gemüthlich! Die beiden Dinge findet man ſo ſelten im Staate und im bürgerlichen Leben, daß man ſich nothgedrungen da, wo man ſie findet, ihrer freuen muß. In Sachſenhauſen findet man den Charakter eines Freiſtaats am ausgeprägteſten im Volksleben. Feſten, ruhigen Schrittes ſchreitet der Sachſenhäuſer einher, feſten Blickes ſieht er umher, feſten, verſtändlichen Wortes ſpricht er. Alles was an ihm iſt, iſt praktiſch, vom Wort bis zur That, wie bei jedem Natur-Menſchen;

aber, wie bei jedem Natur-Menſchen, ſo auch bei ihm, beruhet alles auf ſeiner inneren Rechtlichkeit, die ſich im Menſchen von ſelbſt bedingt, ohne Lehre, ohne Unterricht, die ihm angeboren iſt. Es giebt in Sachſenhauſen noch eine angeborene Rechtlichkeit, der die Civiliſation nichts hat anhaben können. — Die Sachſenhäuſer leben in einer groſſen Familie, Einer für Alle, und Alle für Einen. Der Menſch gilt bei ihnen am meiſten, und ſie kümmern ſich wenig um die äuſſeren Flitter, mit welchem ſich Einer angethan hat, tritt er ihnen beleidigend entgegen; in ihrem Lebens-Katechismus ſteht nichts von dem Unterſchied der Stände, und ihre Fauſt trifft Reiche ſo gut, wie Arme, kommt es vom Worte zur That. Der Zorn lodert natürlich bald in lichte Flammen auf, aber die Gutmüthigkeit iſt dann doch ſtets das löſchende Waſſer der Zorngluth, und die Verſöhnlichkeit iſt leicht bei der Hand. Gaſtfreundſchaft iſt in Sachſenhauſen bei dem Aepfelwein und dem Handkäſe zu Hauſe, und die Oeſterreicher, die mit dem Gewehr im Arm und brennender Lunte einzogen, vertragen ſich recht gut mit den Sachſenhäuſern. Beide haben ſich leichtlich in einander hineingefühlt, und die öſterreichiſche und ſachſenhäuſiſche Ge-

müthlichkeit sind mit einander durch Aepfelwein verschmolzen worden. Wo das Natur-Gemüth die Menschen an einander kettet, da rufen die Lebens-Interessen nicht leicht eine Spaltung hervor; denn jenes ist über diesen erhaben.

Die Sachsenhäuser haben sich — hauptsächlich durch die Isolirung ihres Volkstammes auf alle mögliche Weise, sogar durch Heirathen — von allem fremdartigen Einfluße frei gehalten. Wie eine Insel im Meer, stehen sie da. Mögen die Wogen hin und wieder eine Anschwemmung herbeigeführt, oder ein Stück Landes abgerissen haben, der eigentliche Grund und Boden hat keine Veränderung erlitten. Ob auch die Fluth ihn häufig überschwemmt, wegschwemmen konnte sie ihn nicht, und wann die Gewässer sich verlaufen, so sah man die Insel in ihrer ursprünglichen Grundgestalt wieder.

Wohlhabenheit giebt es in Sachsenhausen — wenigstens unter den eigentlichen Sachsenhäusern — wenig, sie verdienen ihr täglich' Brod im Schweiße ihres Angesichts: Mann, Frau, Kind, sie alle arbeiten vom Frühroth bis zur späten Nacht für den täglichen Lebensbedarf. Nur solche rastlose Natur-Menschen, solche kräftige Natur-Menschen, wie die Sachsenhäuser es sind,

können bei der strengen Arbeit ausdauern, an welcher selbst das zärtere Geschlecht den thätigsten Antheil nimmt. Die Verhältnisse haben die Nachkommen der Sachsen Wittekinds in das drückendste Lebensjoch gespannt; ihr Leben ist ein steter Kampf um das Leben, ein stetes Ringen mit dem Leben; es ist ihnen nicht vergönnt, über Sachsenhausen hinauszublicken, das tägliche Brod fesselt ihre Blicke an die Obst-Gärten und die Gemüse-Aecker, an die Schifffahrt und den Fischfang, an den Hunger und Kummer, und die Welt liegt ihnen fern, wie sie der Welt.

Und doch herrscht in Sachsenhausen Zufriedenheit und Einigkeit, Treue und Glaube mehr, denn irgendwo in Deutschland, weil das Natur-Gemüth hier schafft und waltet, und weil alles Milde und Versöhnende, was sich aus ihm ergiebt, hier seinen Einfluß ausübt, und eine sanfte Decke für ein hartes Joch wird. — Die Sachsenläufer sind Sklaven des Lebens, und sie können sich nicht zu geistiger Freiheit erheben, aber daß sie die Knechtschaft des Lebens ruhig und ohne Murren ertragen, daran ist nicht der Stumpfsinn, sondern jene Gemüthlichkeit schuld, die dem Leid einen heiteren Farbenton giebt.

Ich preiſe dieſe Leute glücklicher, als jene, die halb Sklaven, halb frei ſind, die den Fernblick thun können, und denen die Thatkraft, der Wille oder die Mittel fehlen, das halbe Joch, das ſie zwiſchen Knechtſchaft und Freiheit hält, abzuſchütteln. Dieſe ſehen, was ihnen fehlt, und können es nicht zu ſich heran ziehen. Was menſchlich iſt, das zehrt ſich an ihnen ab, und in dumpfer Theilnahmloſigkeit ziehen ſie am Ende die Lebensbahn, oder, was eben ſo ſchlimm iſt, — in wilder Verzweiflung. Die Sachſenhäuſer ſind beſſer daran: ſie leben ein mühſames, ärmliches Leben, einen ſteten Kampf, aber ſie leben doch; denn ſie fühlen ſich, und freuen ſich. Freilich mögen ſie wenig für das Jenſeits thun; indeß, wie viele thuen Etwas für das Jenſeits. Ich glaube nicht, daß die großen Lenker des Staatswagens, die großen Handelsherrn, die Mächtigen, die Glücklichen eben mehr für das Jenſeits thuen, als die Sachſenhäuſer, die doch nur Fiſcher und Fährleute und Gärtner ſind, und weder diplomatiſche Noten ertheilen, noch das europäiſche Gleichgewicht zu erhalten ſuchen. Wie heut zu Tage die Welt iſt, arbeiten die Menſchen ſich doch nur durch ſie hin, es kümmert ſie wenig, wo ſie nach dem Tode hinkommen. Das Schweben

zwiſchen Staatsrecht und Menſchenrecht hat ſie ſtumpfſinnig gegen Himmel und Freiheit gemacht, oder ſo verzweiflungsvoll, daß ſie ihren himmliſchen Theil längſt aufgegeben haben.

Das Wäldchen.

«In's Wäldchen!» ſo heißt die Loſung der Frankfurter am dritten Pfingſtfeiertage, oder am Himmelfahrtstage. Ganz Frankfurt zieht mit Sack und Pack, mit Frau, Kind und Magd, mit Wein, Schinken und Würſten, zu Wagen und zu Fuß, früh Morgens, oder Nachmittags hinaus in's Wäldchen, in die Nähe des Dorfes Niederrad am Main, und mit Frankfurt zieht die Freude im Lenzeskleide dem Wäldchen zu, und mit der Freude die Liebe, und mit der Liebe die Eintracht, und mit der Eintracht die Ungezwungenheit.

Es giebt in Süd-Deutſchland ein Volksleben, d. h. ein Leben, das durch die Adern aller Stände treibt, ein Leben, das die Stände wenigſtens ein paarmal im Jahre aneinander ſchmiedet, oder vielmehr die Stände austreibt, und die Menſchen verkettet. Frankfurt, wie es der liebe Gott erſchaffen, zieht aus in das Wäldchen,

und der Arbeitsſtaub, der ſich ſonſt ſo ſchwer auf Herz und Kehle legt, wird ganz und gar abgeſchüttelt, und wie die Bäume in Liebe ihre Wipfel zu einander neigen, ſo neigen auch die Menſchen ihre Herzen in Liebe zu einander.

Auf dem grünen Teppich der Mutter Erde in bunten Reihen ausgedehnt, wogt das lebendige Frankfurt, wenigſtens die Mehrzahl der Bevölkerung, im freudigen Jubel auf und ab, oder tanzt, oder ißt und trinkt, und der alte Taunus lächelt freundlich mit ſeinem ewig blühenden Antlitz in das Mainthal hernieder, und die Sonne lächelt in das Mainthal hernieder, und die Bäume lächeln im Wäldchen, und der Main lächelt ſo mild und ſanft aus tiefem Grunde; und wenn ſpät Abends die Nacht heraufzieht, und der Mond ſein Silber-Auge zur Erde wendet, da glitzern und flimmern die Sterne wie tauſend und abermal tauſend Kerzen der Hoffnung über der Pfingſt- und Himmelfahrts-Freude. Ach! es giebt doch nur ein Feſt, und dieſes Feſt iſt ein Volksfeſt. Gebt mir mit allem Euren Gelde, mit aller Eurer Pracht, mit allen Euren Feſtmahlen! Gegen dieſes Feſtmahl im Wäldchen reicht kein Feſtmahl aus. Es giebt im Wäldchen keine Polizei, keine Inquiſition, keine Ariſtokratie, keine Demokratie,

keinen Argwohn und keine Revolution, aber doch Freude und Einigkeit. Es giebt im Wäldchen kein Hoch- und Wohlleben, keine Diplomatik und keine Excellenzen, keine Salon-, keine Acten-Sprache, aber doch — Freude und Einigkeit. Es giebt im Wäldchen keine Stände — sondern nur Menschen, aber doch — Freude und Einigkeit.

« Es giebt im Menschenleben Augenblicke,
Wo man dem Weltgeist näher steht, als sonst; »

dem Weltgeist steht man nun freilich im Wäldchen nicht näher, als sonst irgendwo; aber

« Es giebt im Menschenleben Augenblicke,
Wo man dem Volksgeist näher steht, als sonst; »

und dem Frankfurter Volksgeiste (die Frankfurter sind ja doch nun einmal eine Nation; denn sie haben eine National-Bühne) sieht man am deutlichsten im Wäldchen. Man hat ihn als sehr revolutionair ausgeschrieen, als sehr blutgierig und mordsüchtig. Er ist nichts weniger als revolutionair, er ist mit dem Zustande der Dinge ganz und gar zufrieden, wenn er im Wäldchen ist. Wen ein Wäldchen und die Freude zufrieden stellen können, der ist wahrhaftig nicht revolutionair. Der Frankfurter Volksgeist ist zahm und mild wie eine Taube, man kann ihn mit Vertrauen,

mit Geradheit in Denk- und Handlungsweiſe einen Tag, wie alle, in Luſt und Freude erhalten, und er denkt nicht im entfernteſten an Mord und Blut. Ich will dem Frankfurter Volksgeiſt weit eher den Sinn für Literatur einimpfen, als einen revolutionairen Sinn. Wenn ſie nicht eine Revolution von Außen in Frankfurt hineintragen; aus Frankfurt kömmt keine heraus. Indeß weil Frankfurt ſich dem Mauth-Verbande nicht angeſchloſſen hat, ſo kommen alle Revolutionairs aus allen Ländern hier mauthfrei ein, und jeglicher Skandal, der von ihnen angezettelt wird, kömmt auf die Rechnung des Frankfurter Volksgeiſtes. Es kümmert ſich Niemand darum, weß Landes die Revolutionairs ſind, Frankfurt muß die Zeche bezahlen. Nun giebt es auch wohl hie und da in Frankfurt Leute, die ſich jenen anſchließen; die bleiben nun aber unglücklicher Weiſe in Frankfurt: ſie kommen nicht einmal bis über die Bockenheimer Mauth hinaus. Was ſie thun, das muß wiederum der Frankfurter Volksgeiſt gethan haben. Kämen ſie aber auch über die Mauth hinaus, trügen ſie die Revolution bis nach Rödelheim, man würde ſich dann nicht um den Ort bekümmern, wo die Revolution vorgefallen, ſondern um die Perſonen, die ſie hervor

gerufen. Da würde denn wieder der Frankfurter Volksgeist daran Schuld seyn. Es ist einmal auf Frankfurt abgesehen, und seitdem die Münchener politische Zeitung von Meuchelmord in Frankfurt gesprochen hat, kann ein Vorsichtiger, nach zehn Uhr Abends, nicht mehr durch die Straßen gehen. Das ist äußerst fatal. Es ist überhaupt fatal, sich eine Revolution im Geiste vorzulügen, und dann in der Wirklichkeit Mittel dagegen zu ergreifen. Das kostet viel Geld, und es ist schlimm, den Teufel an die Wand zu malen.

«Es giebt im Menschenleben Augenblicke,
Wo man dem Volksgeist näher steht, als sonst»

und dem Frankfurter Volksgeist steht man im Wäldchen am nächsten. Ich möchte Deutschland diesem Volksgeist gegenüber gesehen haben. Deutschland ist ein Löwe mit seiner imposanten Macht, und seinen Gewehren und seinen Kanonen, und der Frankfurter Volksgeist ist ein Lamm; aber das Lamm hat einmal den Hühnerhusten bekommen, und das klingt, wie wenn ein Hahn kräht. Der Löwe ergreift die Flucht, wenn er den Hahn krähen hört, und Deutschland ist vor Frankfurt Angst geworden, wie es den revolutionairen Hühnerhusten an der Hauptwache

gehört hat. Deutſchland geh' ins Wäldchen bei Frankfurt! du haſt von Frankfurt nichts zu fürchten.

Wo das Wäldchen liegt? — wird man im Auslande, des Volksgeiſtes wegen, wiſſen wollen. Ich ſagte ſchon oben, nahe dem Dorfe Niederrad, unweit des unteren Mains. Wer mehr wiſſen will, dem iſt durch Folgendes bald geholfen. Der Platz im Walde, jenſeits des Mains, welcher ungefähr fünf Minuten von dem Dorfe Niederrad entfernt iſt, und von drei Seiten mit Waldung umgeben, deſſen vierte Seite jedoch einem grünmattigen Wieſenthale zu, gelichtet iſt, das die rothen Ziegeldächer von Niederrad umſäumen, heißt das Wäldchen. Ein großer, mit ſtattlichen Buchen bepflanzter Platz, der mit Tiſchen und Bänken beſetzt iſt, nimmt die Gäſte auf; eine Quelle ſprudelt treffliches Waſſer, in den heißen Sommertagen ein erquickliches Kühlungs-Mittel. Indeß die Freude iſt an Volksfeſten, wie zur Pfingſtzeit und am Himmelfahrtstage, nicht an das Wäldchen geknüpft, ſie ſpielt und ſcherzt im ganzen Walde, und den Main herunter, den Main hinauf bis zur Mainluſt, wo die bedächtig Beſchauenden ſich eingefunden, um das rege Treiben an ſich vorüber ziehen zu laſſen.

Bornheim und der Herbst.

Bornheim ist ein geräumiger freundlicher Flecken unweit Frankfurt, dessen Bewohner wegen ihrer nervigten Faust einen bedeutenden Ruhm erlangt haben. Man kann hier die besten Prügel neben dem besten Aepfelwein und den besten Wecken erhalten, beinahe eben so gut wie in Sachsenhausen. Es hat sich auch schon manches Mal gefügt, daß demjenigen, der, der Wecken wegen, hinausging, die Prügel wurden — wie es denn ja häufig in der Welt vorkommt, daß man, statt der erhofften gebratenen Tauben, nur Leid und Unglück mit nach Hause trägt.

Indeß bis auf die Prügel ist Bornheim ein recht freundlicher Ort, voll Süßigkeit und Anmuth, voll Tanz und Musik, voll Laune und Leben. Die Frankfurter frequentiren ihn häufig und die Fiacker und Miethwagen am Friedberger Thore deuten schon darauf hin, daß Bornheim einer der besuchtesten Vergnügungsorte der Frankfurter ist. Der Fußweg führt zwischen Gärten und durch einen Pappel-Gang über eine mit Gras bewachsene Heide nach Bornheim.

Der Flecken übt übrigens die mächtigste Magnetkraft am dritten Herbsttage aus. Da

zieht er Frankfurt zu ſich heran, wie ſolches zur Pfingſt- und Himmelfahrtszeit das Wäldchen thut.

Herbſt! — Dem Norddeutſchen iſt der Herbſt nur als Herbſt bekannt: man kauft ſich Butter, Holz und Kartoffeln ein, wann das Laub fällt, und ſpricht — wenn man Poeſie affektirt — von dem Frühling und der Auferſtehung. Im Süden thut man das auch, aber man wird hier zu gleicher Zeit durch den Herbſt in die Weinleſe geführt, und durch die Weinleſe in die Poeſie. Die Poeſie der Weinleſe iſt nicht affektirt; die Freude entquillt ihr, und die Herzen ſaugen die Freude ein, und ſtrömen ſie aus in Raketen, Schwärmern, Feuerwerken und Flintenſchüßen. Unter dem Herbſt, als Feſt, verſteht man im Süden die Weinleſe. In der Weinleſe iſt man überfroh, man perlt und glühet und duftet, wie der Wein, und iſt ſüß, wie die Weinreben, und heiter wie der Weingeiſt. Der Volksgeiſt, der ſo leicht Weingeiſt werden kann, iſt nicht gefährlich. Zwar hat man einmal, zur Zeit der Weinleſe, am Friedberger Thore eine Revolution wegen der Sperre erlebt, und bei dieſer Revolution floß ſogar Blut, aber es war nicht der Volksgeiſt, der rebelliſch wurde,

es war nur der Weingeist; man hatte das Thor zu früh für den Weingeist gesperrt, und das Blut schoß in den Wein, und der Wein wurde wild, und der Weingeist wurde ein blutiger Geist. Man sperrt seitdem, zur Zeit der Weinlese, das Thor später, und es wird kein Blut mehr fließen. Indeß der Volksgeist hat die Geschichte wieder ausbaden müssen. Vom Norden her, wo man nur die Kartoffel-Natur kennt, und wo man den Wein nur zur Stärkung schwacher Nerven trinkt, hat man das Anathem über den Frankfurter Volksgeist ausgesprochen, man hat bedächtig gesagt: im Weine ist Wahrheit. — Ja wenn im Weine wirklich Wahrheit ist, da sollte man ihn verbieten; es wäre doch zu fatal, wenn die Wahrheit, der man allenthalben den Eingang verweigert, die nirgends eine Heimath hat, mit dem Weine eingeschwärzt würde. In dem Weine ist keine Wahrheit, weder in dem Johannisberger des Fürsten Metternich, noch in dem Rüdesheimer Berg, weder in dem Tokayer, noch in dem Champagner. In dem Lacrimae-Christi-Wein Italiens ist nicht einmal Wahrheit. Wenn Wahrheit im Wein wäre, so würden die Reichen und Großen, die privilegirten Wein-Gurgeln, sich erkennen und die Zeit. Man kann vom

Wein übervoll werden, toll und blutig, gefährlich; aber wahrhaft kann man durch den Wein nicht werden.

Die Frankfurter Weinlese ist eine dürftige Weinlese; denn der Sachsenhäuser und Bornheimer Wein gelten nicht viel in Deutschland; aber was die Heiterkeit betrifft, den Wein-Muthwillen, den Herbst-Humor, so kann er nirgends besser angetroffen werden, als in Frankfurt, oder vielmehr um Frankfurt herum, denn Frankfurt muß ganz aus sich heraus gehen, soll es fröhlich werden. Zur Zeit der Weinlese geht nun das lebendige Frankfurt in die Sachsenhäuser Weinberge, nach Bornheim, in die Kolleg-Gärten, mit einem Worte, auf die Weinlese; man ißt Weintrauben, und in Bornheim Lerchen, man schießt, man scherzt und tanzt und führt die große Jubelhymne auf, zu welcher der Herbst den Text, die Freude die Musik verfaßt hat. Das todte Frankfurt aber mit seiner reichen Pracht und seinen Banquiers, seinem Kaufmanns- und seinem Adelstolze bleibet daheim, und thut der Freude keinen Eintrag.

Die Frankfurter sollen in sich gehen, haben die Herren Staats-Zeitungsschreiber, die weit weg von Frankfurt sitzen, deklamirt. Ich meine,

es iſt weit beſſer, wenn die Frankfurter aus ſich heraus gehen. In Bornheim, im Wäldchen, in den Weinbergen von Sachſenhauſen ſieht Niemand den Frankfurtern auf die Finger, da ſieht Niemand eine Revolution, Niemand eine Gefahr; aber wenn Frankfurt in ſeinen vier Mauern bleibt, da wittert man in den Geſchäftsſtuben und den Kanzeleien allerhand von Frankfurt heraus, woran es nicht gedacht hat. Deutſchland geh' zur Herbſtzeit nach Bornheim, bei Frankfurt. Du haſt von Frankfurt nichts zu fürchten. — Auch ſind die Bornheimer zu Zeiten ganz ruhige Leute, und nicht immer mit Prügeln bei der Hand.

Hauſen.

Ueber Bockenheim hinaus, von Rödelheim abſeits, dem Taunus zu, liegt das Dörfchen Hauſen im Niddagrunde. Wieder ein Vergnügungsort der Frankfurter; indeß ländlich-wöhnlicher als Bockenheim und Bornheim. Man hat auf dem Wege nach Hauſen, und von Hauſen aus wieder den Anblick des Taunus, und das möchte ſchon genügen, das beſcheidene Dörfchen zu empfehlen. Aber in Hauſen ſelbſt ſieht's auch

recht freundlich, recht ländlich-freundlich aus, und das mag es vorzüglich bewirken, daß die Frankfurter so häufig ihre Schritte hieher lenken. Vom Taunus her weht reinere Luft, und die Stadt ist Einem ganz und gar entzogen, daß man kaum durch ihre Thürme an sie erinnert wird. Es ist angenehm, sich in so kurzer Zeit dem dumpfen Stadttreiben entzogen zu sehen.

Freilich kann ich nicht viel reden von der sommerlichen Annehmlichkeit Hausens; ich habe es nur einmal besucht, und zwar am Buß- und Bettage, der auf den 28. November fällt. Am Buß- und Bettage gehen die Frankfurter gern auf's Land, und ich ging mit ihnen. In Hausen war es übervoll von Frankfurtern, und im großen Gastzimmer des Wirthshauses war ein Tabacksqualm zum ersticken, und in diesem Tabacksqualm hielten viele hübsche und nicht hübsche Frankfurterinnen aus. Ich dachte an die Mainlust, wo keine Frankfurterin den Rauch ertragen kann, und wo eigene Zimmer für Rauchende und Nichtrauchende sind, wo ich sogar einmal eine dicke Schneidersfrau in dem Zimmer für Nichtrauchende bei dem Anblick einer verbotenen Cigarre ohnmächtig werden sah. Aber es war ja heute Bußtag, und die Frankfurterinnen

saßen da, wie büßende Magdalenen, und der Tabacksqualm umwirbelte ihre Häupter, und sie klagten nicht und fielen nicht in Ohnmacht. Ich habe nie so viel weibliche Duldsamkeit bei so gräßlichem Tabacksqualm gesehen. Ein weiblich' Gemüth kann viel ertragen, wenn es muß; denn W. Wagner, der Redakteur der Blätter für Geist und Gemüth, welcher Geist und Gemüth der Frankfurterinnen in seinem langen, und oft langweiligen Geschäftsleben zur Genüge erkannt hat, sagte mir, der Bußtag sey nicht die Ursache solcher Duldsamkeit, sondern die rauhe Nothwendigkeit. Die Damen seyen einmal in Hausen an den Rauch gewöhnt, in der Mainluft seyen sie es nicht, und — ländlich, sittlich!

Wie Göthe über Senkenberg raisonnirt; die Senkenbergische Stiftung; das naturhistorische Museum.

Göthe in seinem: «Aus meinem Leben» sagt in seiner kaltbesonnenen Weise, die beinahe wie Herzlosigkeit klingt, über die Familie Senkenberg, und insonderheit über den Stifter des medicinischen Instituts und des Bürgerspitals folgendes: «Noch einer bedeutenden

Familie muß ich gedenken, von der ich ſeit meiner früheſten Jugend viel Sonderbares vernahm; und von einigen ihrer Glieder ſelbſt noch manches Wunderbare erlebte; es war die Senkenbergiſche. Der Vater, von dem ich wenig zu ſagen weiß, war ein wohlhabender Mann. Er hatte drei Söhne, die ſich in ihrer Jugend ſchon durchgängig als Sonderlinge auszeichneten. Dergleichen wird in einer beſchränkten Stadt, wo ſich niemand weder im Guten noch im Böſen hervorthun ſoll, nicht zum Beſten aufgenommen. Spottnamen und ſeltſame ſich lang im Gedächtniß erhaltende Mährchen ſind meiſtens die Frucht einer ſolchen Sonderbarkeit. Der Vater wohnte an der Ecke der Haſengaſſe, die von dem Zeichen des Hauſes, das einen, wo nicht gar drei Haſen vorſtelle, den Namen führte. Man nannte daher dieſe drei Brüder die drei Haſen, welchen Spitznamen ſie lange nicht los wurden. Allein wie große Vorzüge ſich oft in der Jugend durch etwas wunderliches und unſchickliches ankündigen, ſo geſchah es auch hier. Der älteſte war der nachher ſo rühmlich bekannte Reichshofrath von Senkenberg. Der Zweite ward in den Magiſtrat aufgenommen, und zeigte vorzügliche Talente, die

er aber auf eine rabuliſtiſche, ja verruchte Weiſe, wo nicht zum Schaden ſeiner Vaterſtadt, doch wenigſtens ſeiner Kollegen in der Folge mißbrauchte. Der dritte Bruder, ein Arzt und ein Mann von großer Rechtſchaffenheit, der aber wenig, und nur in großen Hauſern praktizirte, behielt bis in ſein höchſtes Alter immer ein etwas wunderliches Aeußere. Er war immer ſehr nett gekleidet, und man ſah ihn nie anders auf der Straße, als in Schuhen und Strümpfen und einer wohlgepuderten Lockenperrücke, den Hut unter'm Arm. Er ging ſchnell, doch mit einem ſeltſamen Schwanken vor ſich hin, ſo daß er bald auf dieſer, bald auf jener Seite der Straße ſich befand, und im Gehen ein Zickzack bildete. Spottvögel ſagten: er ſuche durch dieſen abweichenden Schritt den abgeſchiedenen Seelen aus dem Wege zu gehen, die ihn in grader Linie wohl verfolgen möchten, und ahme denjenigen nach, die ſich vor einem Krokodil fürchten. Doch aller dieſer Scherz und manche luſtige Nachrede verwandelten ſich zuletzt in Ehrfurcht gegen ihn, als er ſeine anſehnliche Wohnung mit Hof, Garten und allem Zubehör auf der Eſchenheimergaſſe zu einer mediciniſchen

Stiftung widmete, wo, neben der Anlage eines bloß für Frankfurter Bürger bestimmten Hospitals, ein botanischer Garten, ein anatomisches Theater, ein chemisches Laboratorium, eine ansehnliche Bibliothek und eine Wohnung für den Director eingerichtet ward, auf eine Weise, deren keine Akademie sich hätte schämen dürfen.»

So weit Göthe mit seiner Objektivität, die für alles das, was man mit den Händen fassen kann, einen Sinn hat. Die seltsamsten Stellen des kaltmarmornen Geheimen-Raths v. Göthe sind ausgezeichnet gedruckt. Von Einigen der Senkenbergischen Familie hat er Wunderbares erlebt. Göthe zählt die Humanität zu den Wunderbarkeiten. Frankfurt ist ihm eine beschränkte Stadt und solle sich in einer solchen Niemand weder im Guten, noch im Bösen hervorthun! Da hat man wieder den kalten, reichsstädtischen Philister, der nicht über die beschränkte Stadt hinaus kann, obwohl er auf dem Helikon steht, dem sein Frankfurt an Herz und Seele klebt, obwohl er Dichterstolz genug besitzt, das Bürgerrecht aufzugeben, wenn es sich um die Zahlung der Einkommensteuer handelt. Frankfurt ist eine beschränkte Stadt, das hätte Göthe bedenken sollen, als man ihm

die Einkommensteuer abforderte. Er nennt den Stifter Senkenberg einen Mann von «großer Rechtschaffenheit;» aber kleinlich spricht er bald darauf von «dem wunderlichen Aeußeren Senkenbergs,» und was gemeiner Spott auf einen rechtlichen Mann warf, das berichtet er, wie ein ächter Frankfurter Philister. Am Ende hat sich «aller dieser Scherz und manche lustige Nachrede in Ehrfurcht verwandelt.» Wie der Mann von wunderlichem Aeußeren Haus und Hof an die Humanität vermacht, haben die Frankfurter und Göthe anders über ihn geurtheilt. Ach! man hat von Göthe gesagt, er sei der größte Dichter, er denke und dichte sich in die ganze Welt hinein, aber er fühlt sich nur in die Wurmslichigkeit hinein; in Größe und Erhabenheit kann er sich nur hinein denken; sie liegen ihm so fern wie die Interessen der Menschheit. Er fühlte, er empfand sie nur, als er den Egmont und Götz von Berlichingen durchlebte. Sonst hat er nur gedacht, und nichts anders als gedacht. Er hat sogar mehr gedacht als gelebt.

Die Menschheit aber fühlt, was Senkenberg für sie gethan. Die Armen, die Leidenden, sie fühlen diesen Senkenberg auf dem Kranken-

bette im Bürgerſpital, ſie fühlen ihn mit ihrem ganzen Ich.

Zwei Drittheile ſeines Vermögens beſtimmte Senkenberg dem mediciniſchen Inſtitute, ein Drittheil wurde dem Bürgerſpital gewidmet; und die Senkenbergiſche Stiftung hat die herrlichſten Früchte gereift. Wiſſenſchaft und Barmherzigkeit wurden durch ſie gefördert, und der Mann von wunderlichem Aeußeren ſchrieb ſeinen Namen ein in das Gedächtniß des deutſchen Volkes, nicht bloß in das der Frankfurter; denn die neuere Zeit hat ſchwerlich eine ähnliche Stiftung aufzuweiſen, wie die Senkenbergiſche, die, eine Sonne der Humanität, durch einen Privatmann angezündet, immer mehr und mehr Raum gewann, und ihre Strahlen über Wiſſenſchaft und die Menſchheit verbreitete.

Dem mediciniſchen Inſtitute vermachte Senkenberg ſeine Mineraliensammlung und ſeine Bibliothek, und ſeine letzten Bemühungen galten vorzugsweiſe dem wiſſenſchaftlichen Zweige der Stiftung, indem er der Meinung war, daß nach ſeinem Tode man dieſen weniger fördern würde, als den, welcher der Wohlthätigkeit gewidmet war. Der Letztere wurde denn auch durch reiche Legate bedacht, und wuchs in Kurzem

kräftig und blühend heraus, sich über den anderen Zweig beinahe erhebend. — Diesen jenem gleich zu halten, trat nun die Senkenbergische Gesellschaft für die gesammte Naturkunde zusammen, und sie war es, die des edlen Stifters Zweck verwirklichte; durch die Theilnahme Aller, welchen an der Naturforschung und Naturkunde gelegen — sie seyen nun Aerzte, sonstige Gelehrte oder auch Laien — durch bedeutende Beiträge der Frankfurter Reichen, durch patriotisches, wissenschaftbegeistertes Zusammenwirken der Frankfurter Bürger wuchs die wissenschaftliche Stiftung Senkenbergs kühn und kräftig empor, und das naturhistorische Museum, welches einen Theil derselben bildet, ist den ersten Museen Deutschlands beizuzählen; wenigstens möchte es von keinem — was die systematische Ordnung betrifft — übertroffen werden. Die Ausbeute der verschiedenen naturhistorischen Kabinette ist für den kurzen Zeitraum, in welchem die Senkenbergische Gesellschaft besteht, überreichhaltig. Das ornithologische Kabinett gehört zu den vortrefflichsten dieser Art, und die bunte Farbenpracht, die hier das Auge trifft, versetzt den Beschauenden in ein Feenland. Es fehlen nur noch Silber- und Gold-Bäume. Doch da

werde ich wieder poetiſch, und ich bin im Senkenbergiſchen Muſeum, wo die ernſtſinnende Wiſſenſchaft Wacht hält. Nun es giebt auch im Thierreich eine Poeſie. Mir kommt z. B. die Giraffe, mit ihrem ſchlanken Hals, recht poetiſch vor, weit poetiſcher als ein Sonett auf eine ſchöne Sängerin, und die Paradiesvögel mit ihrem Regenbogenſchweife gefallen mir weit beſſer, als der gemachte Iris-Glanz ſo mancher unſerer neuen Schriftſteller; und die Gazelle mit ihrem zarten Formbau gefällt mir bei weitem beſſer, als die Gaſelen des Grafen Platen, die auch einen zarten Formbau, aber auch nur einen zarten Formbau haben; das Rhinoceros bietet Stoff zu poetiſchen Vergleichungen mit den Menſchen: wie die Meiſten dieſer iſt es nur am Bauche verwundbar; das Krokodill hat einen undurchdringlichen Schuppenpanzer, wie die Redakteure der Staats-Zeitungen; die Amphibien gleichen den modernen Dichtern auf ein Haar: beide kommen zu Waſſer und zu Land fort; der Orangutang ſteht den Menſchen eben ſo nahe wie das Rhinoceros; der Elephant repraſentirt das deutſche Volk. Des Volkes Fell iſt Elephanten-Fell, Kugeln und Schläge prallen ab; aber es iſt gelehrig und mild von Charakter,

pfropft Weinflaschen auf, verschlingt Aepfel und nimmt ungeheuere Lasten auf seinen Rucken. Wenn es wild wird, so zieht es höchstens Wasser in seinen Russel und beschießt damit, wie jener Elephant den Schneider, der ihn mit der Nadel gestochen, die, so es beleidigt haben. — Von den Papageyen, den Eichhörnchen, den Bären und den Wölfen, den verschiedenen Katzen, den Aeffchen und Affen, den Tapirn, den Maulwurfen, dem Eulengeschlechte, den Fledermäusen will ich gar nicht sprechen. Die Poesie findet hier wirklich Stoff und Nahrung zu Heldengedichten und Nachtstucken, zu Phantasie-Gemälden und Balladen, zu Sonetts und Legenden. Ich wollte mich unterfangen, das schönste Heldengedicht auf den Bären zu machen; er hat eben so viel Talent zu einem Helden, wie Wellington, der der einzige europäische Feldherr ist, der preußisch und englisch und russisch kommandirt, der der Feldmarschall aller Mächte ist, und doch bei weitem weniger populär und Held, als ein Bär, wenn auch der beste Soldat in Europa; die schönste Legende wollte ich auf den Ibis machen, nicht weil ihn die Aegyptier fur heilig hielten, sondern weil ich ihn fur eben so berufen zum Heiligthum halte, wie so manchen anderen

Heiligen, der nicht mehr für die Heiligkeit gethan, als der Ibis. Welch' eine ungeheuere Ausbeute für die Phantasie bieten die Fledermäuse, die Eulen, die Maulwürfe. Unsere Censur ist gar so streng und gestattet nur noch die Phantasie; aller Rationalismus wird gestrichen. Die Phantasie-Dichter können sich nun zum Himmel versteigen oder auch in die Erde verkriechen, oder auch in der Nacht umherwandeln; so sind sie am unschädlichsten. Bleiben sie aber auf der Erde und am Lichte des Tages, da wird ihnen am Ende auch die Phantasie beschnitten. Sie versteigen sich nun meistens nicht in den Himmel, sondern verkriechen sich mit ihrer Phantasie in die Erde und in die Nacht, und wir treffen wirklich in den Phantasiedichtungen sehr viele Fledermaus-, Eulen- und Maulwurfs-Charaktere an, aus denen kein vernünftiger Mensch klug werden kann. Ja die Fledermäuse, die Eulen und Maulwürfe sind recht poetische, recht phantastische Thierchen, und man kann sie mit eben so viel Liebe ausstatten als die Menschen. Sie können auch unglücklich lieben, und dem Schicksal erliegen. Warum das nicht? — Und nun endlich die Hyäne, die die Leichen aus den Gräbern stiehlt, die auf den Kirchhöfen herumwühlt bei falbem Mondenlichte,

die sich in Fäulniß und Verwesung wälzt, welch' ein trefflicher Charakter für ein Nachtstück à la Höllenbreughel, für ein Schreckens-Melodrama, für eine Oper à la Gustav! — Den Zaunkönig kann man, wie den Kolibri, wegen seiner Niedlichkeit und angebornen Grazie, in einem Sonett besingen; der Adler eignet sich oft besser zu einer Ode, als dieser oder jener Herr von Gottes Gnaden; der Pelikan, der mit seinem Blut die Jungen tränken soll, ist ein romantischer Charakter für eine Ballade; die Affen-Mutter, die ihre Jungen aus Liebe todt drückt, nicht minder. O das Thierreich ist sehr poetisch. — Doch nun zu der Stiftung Senkenbergs zurück.

Ein prachtvolles Gebäude, mit ungeheueren Sälen, in denen die Naturalien-Sammlung der Senkenbergischen Gesellschaft für die gesammte Naturkunde aufgestellt ist, erhebt sich in der Nähe des Eschenheimer-Thores, am Walle. Fremde erhalten, gegen Vorzeigung einer Karte, die übrigens in allen bedeutenden Gasthöfen bereit liegt, den Eintritt in das naturhistorische Kabinett. Ungehindert kann man mit aller Muße das bunte Thierreich durchwandern, die große sorgfältig ausgestopfte und präparirte todte Thier-Welt

aus allen Theilen der Erde, die durch die Kunſt beinahe lebendig gemacht iſt. Die Thiere — vorzüglich die Säugethiere — ſind hier in die Stellungen gebracht, die ſie im Leben auszeichneten; man hat wirklich das Leben in den Balg hinein geſtopft, fein nuancirt, mit Licht und Schatten. Da ſieht man wieder, was das Säugethier: der Menſch vor den anderen Säugethieren voraus hat. Bei jenem liegt das Leben in der Seele, und die Seele ſpiegelt ſich im Antlitz; bei dieſen liegt es im Körper. Den Menſchen kann man durch die Ausſtopfung nicht lebendig machen, aber der Menſch ſtopft ſich ſelbſt ſo gar häufig im Leben aus, und macht ſich todt durch dieſe Ausſtopfung, daß ſeine Augen wie ein paar Glasaugen, in die Welt hinein ſtarren, und die Seele erſtickt im Körper.

Ich will die verſchiedenen Säle nicht durchwandern, ich bin kein Natur-Hiſtoriker; aber dem regen wiſſenſchaftlichen Leben, das von einem Manne hervorgerufen und bei allen Klaſſen der Frankfurter Bevölkerung Anklang fand, muß ich die Anerkennung zollen. Tüchtiger Eifer hat hier in kurzer Zeit das Gedeihlichſte gewirkt; ohne fürſtliche Beihülfe, durch die Liebe und Thatkraft freier Bürger iſt in Frankfurt ein

Institut empor gereift, welches bereits Früchte für die ganze Welt getragen hat. In unserer aufbrausenden Champagner-Zeit ist das ernste wissenschaftliche Streben der Senkenbergischen natur-historischen Gesellschaft nicht erloschen, obwohl auch in ihr sich viele Männer vorfinden, die dem Streben der Zeit, das die politische Aufklärung zum Ziele hat, nicht abgethan sind. Aber die Wissenschaft ist ja eine Frucht der Humanität, und der ächte Deutsche wird sie nicht bei Seite setzen, obwohl er im Uebrigen dem allgemeinen Rufe, die Interessen der Menschheit im Staatsleben zu sichern, Folge leistet.

Ich gedenke hier nicht in einer weitläufigen Erörterung dessen, was er geleistet hat, Eduard Rüppells: sein Name klingt zu dem Ohre des wissenschaftlichen Europas; aus den Wüsten Afrikas, von den Quellen des Nils trug er mit sorgsamem Eifer die Schätze der Wissenschaft zu seiner Vaterstadt, rastlos, unermüdet, Gut und Leben in die Schanze schlagend für die Wissenschaft, selbstlos, im Geiste ächter wahrer Humanität. Die naturhistorische Gesellschaft hat Eduard Rüppell, nachdem er von seiner neuesten Reise nach Aegypten zurückgekehrt, durch ein großes splendides Gastmahl geehrt; denn ohne essen und

trinken geht's nun einmal in Frankfurt nicht zu. Uebrigens war das Festmahl wirklich poetisch angeordnet, und, bis auf manche Toaste, voll geistigen Anklangs. Die Malerei hatte sich bestrebt, Manches der Gegenden und Völker, die der rastlose Reisende durchpilgert, zu veranschaulichen, und eine kurze poetisch gehaltene Reiseskizze, die Professor Hessemer vortrug, und die gewissermaßen den Kommentar zu der Malerei bildete, war nicht ohne Leben. So laß ich mir noch ein Festmahl gefallen. Der Gefeierte wurde von den beiden Oberhäuptern des freien Frankfurts eingeführt, und mit Musik und Gesang empfangen, mit manchem ansprechenden Worte geehrt. Hier zog sich doch ein geistiger Gehalt, wie der rothe Faden, durch das Essen und Trinken hin, und wenn man auch das Festmahl am Ende in materieller Hinsicht ganz vortrefflich fand, man war doch nicht hauptsächlich — das ging schon aus der Anordnung hervor — des Essens und Trinkens wegen zusammen gekommen. Die «Didaskalia» tischte einige Tage darauf dem großen Publikum die geistigen Schüsseln des Dinés noch einmal auf. Es war freilich Manches darunter, das besser ungedruckt geblieben wäre; indeß bei einem Diné finden sich selten der Geister Viele ein.

Weiter schließt die Stiftung Senkenberg's einen botanischen Garten und ein anatomisches Institut in sich. Beide wurden von Senkenberg selbst ins Leben gerufen. Die wissenschaftliche Bildungsanstalt, in welcher die Hülfswissenschaft der Heilkunde, namentlich die Zergliederung und Pflanzenkenntniß, gelehrt werden sollte, war es eben, die, hauptsächlich durch Kreßschmar's (Dr. med. und ausübender Arzt in Frankfurt) Betrieb das naturhistorische Museum in's Leben treten ließ. Alles, was der eigentlichen Stiftung Senkenberg's angehört, und was später aus derselben emporgeblüht ist, steht vereinigt neben einander, und dem Museum, dem Garten, dem anatomischen Institute schließt sich das Bürgerhospital an.

Es ist für kranke Bürger und Beisassen und deren Angehörige (ohne Unterschied der Religion), die sich selbst nicht verpflegen können, bestimmt. Senkenberg ließ es erbauen und bedachte es mit Vermächtnissen und Geschenken. In der Folge, wie schon eben gesagt, wurde der Fond durch anderweitige Legate und Geschenke reicher Wohlthäter vermehrt. Die Trefflichkeit dieser Anstalt in ihrer ganzen Einrichtung ist zur Genüge bekannt. Sie steht als ein schönes Denkmal des Bürgersinns und der Humanität da, und die

Menſchheit mag mit Stolz auf ein ſolches Denkmal blicken, welches zu einer Zeit, wo der fromme, religiöſe Eifer, der ſonſt dergleichen Stiftungen ins Leben rief, ſo ziemlich erloſchen war, an das Licht des Tages trat.

Die Kollege.

Ich habe den Mittelbürger, bei Gelegenheit der Stände, zur Genüge charakteriſirt. Er findet in den Kollegen einen Vereinigungspunkt. Die Kollege ſind geſchloſſene Geſellſchaften, mit einer republikaniſchen Verfaſſung und einem Organe des Geſammtwillens, einem Vorſtande. Der Geſammtwille iſt hier auf harmloſe Gegenſtände gerichtet, auf baieriſches Bier, Aepfelwein, Wein, Thee, Kaffee, Zeitungen — mit einem Wort auf höchſt gefahrloſe, erlaubte Sachen und geſelliges Vergnügen; der ſchlichte Bürger-Charakter, der verfeinerte, civiliſirte Vorjer-Charakter waltet hier vor. Will man noch ein Stück, ein abgeſchliffenes Stück des alten «Vorjers» ſehen, ſo muß man die Kollege beſuchen. Man wird auch in ihnen die Ueberzeugung erhalten, daß in Frankfurt eine Revolution unmöglich iſt. Die Leute kommen zu beſtimmten Zeiten in das Kolleg, ſpielen Karten,

leſen, plaudern, und trinken einen Schoppen Wein oder Aepfelwein. Die Politik erleben ſie in den Zeitungen, gemüthlich-bürgerlich; und um neun Uhr gehen ſie nach Hauſe und erzählen ihrer Frau, was ſie geleſen. Sie halten am Hauſe feſt, und man ſieht es ihnen an der Naſe an, daß ſie nicht geneigt ſind, ihr Haus, ihre Frau, ihr Kind und ihre Bequemlichkeit einer Revolution zum Opfer zu bringen.

Es mag feiner und aufgeklärter klingen, wenn in den Kollegen über Deutſchland geſprochen wird, als wenn die «Borjer» in dem «Borjer-Rabbedehn» darüber ſprechen, aber was den praktiſchen Theil betrifft, ſo hat man es doch Alles beim Alten gelaſſen. Das Nächſte iſt immer Frankfurt und die Mauth, die Bürgermeiſterwahl und die Stadtwehr und das ſchöne bürgerliche Leben in Frankfurt, und das Ungeſetzlichſte, welches man ſich zu Schulden kommen läßt, iſt das, daß man zu Zeiten einmal ſchimpft über Deutſchland, und ſich dabei in ſeiner Seele freut, daß es doch noch, außer Deutſchland, ein Frankfurt giebt. Bringt alle Kollege auf dem Römerberg zuſammen, und gebet einem jeden Mitgliede Lanze und Schwert, gebt ihnen Polen zu Anführern, und donnert ſie mit Republikanismus

und Freiheit an. Und wenn das Alles geſchehen iſt, ſo fragt ſie, was ſie thun wollen? Sie gehen Alle wieder zurück, woher ſie gekommen, und ſpielen Karten, und leſen die Zeitung, und wundern ſich, daß man ſie für ſo dumm gehalten. Die Frankfurter Bürger haben nie Etwas vom Staatsdruck empfunden, und ſie wiſſen ſehr wohl, daß ihre «Fra» brummt, wenn ſie nicht zu rechter Zeit nach Hauſe kommen. Sie rebelliren nicht einmal gegen die Legitimität ihrer Frau, wie ſollten ſie die Hauptwache ſtürmen. Ich aber halte es für meine Pflicht, dieſe ruhigen Leute in Schutz zu nehmen und ſie gegen die Revolution zu vertheidigen, wo ich nur Gelegenheit dazu finde.

Im Kolleg wird alſo Whiſt geſpielt und Zeitung geleſen, getrunken mit Mäßigkeit und konverſirt. Die Kollege ſind ächt frankfurtiſche Inſtitute, «borjerliche Klubs,» wie es einſt in Frankreich «jakobiniſche Klubs» gab. Sie verharren feſt bei ihrem reichsſtädtiſchen Sinn, auf dem wöhnlichen alten Gleiſe. Im Sommer zieht man mit Frau und Kindern in die Kolleg-Gärten, und da wird's denn etwas lebendiger, aber durchaus nicht unbürgerlicher. Man hält hier ſtreng auf Kollegs-Ordnung; und Hunde

und viele Gäste darf man nicht mitbringen. Unordnung kann sich nicht einschleichen.

Die Kolleg-Frauenzimmer, die man in den Gärten trifft, meistentheils mit einer großen Kinderzucht, beweisen zur Genüge, wie wichtig und gewichtig sie ihrem Ehemanne sind. Sie sitzen unter den Bäumen, und die Kinder spielen im Garten; die Männer spielen Karten. Schlägt aber die neunte Stunde, so giebt die Frau das Zeichen zum Aufbruch, und nur wenn der Mann in einer Parthie begriffen ist, erhält er die Erlaubniß noch länger, doch ja nicht länger, als die Parthie dauert, verweilen zu dürfen.

Man sieht es wohl ein, die Kollege sind recht wohnliche bequeme Anstalten, das ächte Bürgerthum gegen den Verfall zu sichern. Bürger war in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein gefährliches Wort; in Frankfurt ist es noch immer eine Bezeichnung für harmlose Leute, für jene alten Reichsstädter, die sich selbst genügen, die da singen: «eine feste Burg ist unser Haus.» Ihr Haus ist ihr Gott auf Erden. Aus dem Hause und den Hausgeschäften gehen die Bürger in das Kolleg und den Kolleg-Garten, und aus dem Kollege gehen sie wieder nach Hause. Die Kollege erhalten die Leute in der alten Ehrbarkeit.

Abendgeſellſchaften.

Es giebt «ſüße Abende» und «Abende mit einer Parthie und Butterbrod.» Süße Abende — wie poetiſch! Abende mit einer Parthie und Butterbrod — wie proſaiſch! Was kann man nicht Alles unter einen ſußen Abend ſubſummiren! — Liebe, Kunſt, Dichtung, ſchöne Frauen mit Vergißmeinnicht-Augen und «Braut in den Haaren,» Sterne, den blaſſen Mondſchein, ein Rendez-Vous. Unter Butterbrod und eine Parthie kann man nichts bringen. Und doch ſtehen die «Abende mit einer Parthie und Butterbrod» höher im Preiſe bei den Frankfurtern, als die «ſußen Abende.» Die Frankfurter eſſen und trinken gern, und die ſüßen Abende ſind Abende, wo es nur Thee und Konfituren giebt, und wo man dann noch einmal, wann man nach Hauſe zurückgekehrt iſt, zu Abend eſſen muß; die «Abende mit einer Parthie und Butterbrod» ſind aber gewaltige Abende. Hier ſpielt man Karten und ißt Gänſeleber-Paſteten und Faſanen, Feldhühner-Ragout und indianiſche Vogelneſter, Göttinger Würſte und Bremer Bricken, unter dem beſcheidenen Namen: Butterbrod; man trinkt Hochheimer und Nierenſteiner, Johannisberger

und Rüdesheimer-Berg, Champagner und Tokayer. Die Gesellschaft des süßen Abends und des Butterbrod-Abends ist dieselbe. Nur tritt der Letztere weit demüthiger auf, als jener. Voll butterbrödlicher Hoffnung geht man hin, und Pasteten- und Champagner-voll kehrt man zurück. Zu dem süßen Abend geht man vielleicht mit süßen, poetischen Gedanken, mit Liebe im Herzen und mit Frühlings-Hoffnung, und man findet nur Konfituren und Butterbrod-Gesellschaft. Butterbrod-Gesellschaft! welch' bescheidene Bezeichnung für eine Gesellschaft eines süßen Abends sowohl, wie für eine Gesellschaft eines anderen Abends! Man sitzt da und spielt Karten und spricht über Schiller und Göthe, über Straus und Lanner; aber der Geist, der hier waltet, der mächtige Geist, der dem Abend den Namen giebt, er ist Butterbrod. Butterbrod! wie deutsch, wie lieblich und christlich. Die Gesellschaft stellt sich hinter das Butterbrod aus Pasteten und Trüffeln, sie sagt, ich bin nichts dem Butterbrode gegenüber, nicht nach mir soll der Abend genannt werden, sondern nach Butter und Brod. Butter und Brod ist von Gott, und woher bin ich? — Ohne die materielle Grundlage wäre die Gesellschaft nichts.

In ihr allein liegt die Unterhaltung, die Würze der Gesellschaft. Butterbrod ist ein bloßer Name, ein Schall; «umnebelnd Himmelsgluth» sind die Eß- und Trink-Herrlichkeiten, die incognito, unter dem bescheidenen Namen eines Herrn von Butterbrod, auftreten.

Da sitzt nun die Gesellschaft, und man tritt ein. Man küßt der Dame vom Hause die Hand, man freut sich der Ehre; man spricht Einiges über Wetter und Theater. «Machen Sie eine Partie mit?» ««Ich danke, ich spiele nicht.»» «Nun, da unterhalten Sie sich gefälligst mit den Damen hier; — Hr. N. N., meine Damen.» — Man wird vorgestellt, man räuspert sich. Die Damen stricken und sehen bescheiden auf den Strumpf in ihren Händen. Worüber soll man sprechen? Ach! es ist doch gut, daß es noch ein Wetter und ein Theater giebt. Man räuspert sich noch einmal, man setzt an, man spricht noch einmal von dem Wetter und dem Theater. Diese oder jene Dame erhebt die Augen von dem Strickstrumpf und stimmt mit ein. Die Unterhaltung wird belebter. Es wird Thee präsentirt und Kuchen. Die Handlung wird wäßrigter und süßer. Sie droht zu erlöschen, da spricht plötzlich eine Dame von Jean Paul. Man spitzt die

Ohren, man glaubt, es werde Geist in die Unterhaltung kommen. Da antwortet eine Andere, Jean Paul sey unverständlich. Man bestrebt sich nun, Jean Paul zu zergliedern und die Damen blicken wieder auf den Strickstrumpf. Man spricht allein, und die Hände bewegen sich immer rascher und rascher am Strickstrumpf. Man hat sich endlich über Jean Paul ausgesprochen, und es scheint, die Gesellschaft sey in eine poetische Stimmung gekommen; denn es begeben sich zwei Damen, von den Anderen aufgefordert, zum Forte-Piano. Die Eine singt, die Andere akkompagnirt. Alles horcht und lauscht, und die Stricknadeln bewegen sich aus Devotion langsamer. Der Gesang ist geendet. Alles findet ihn nunmehr vortrefflich, und man lobt mit den Anderen. Eine andere Dame wird jetzt aufgefordert, zu musiciren, eine Dame von etwa funfzig Jahren. Sie sträubt sich. Alles redet ihr zu. Endlich giebt sie nach, und es wird wieder, unter langweiliger Todtenstille, gesungen. Der Gesang wird wiederum vortrefflich gefunden, und die Funfzigjährige thut unschuldig, wie ein Mädchen von sechszehn Jahren, und ist beschämt über das Lob. Man trinkt in Hast und Wuth Thee über Thee, um den Körper im

Gleichgewicht mit der Kunſt zu halten. Endlich ſchlägt — wenn es kein «ſüßer Abend» iſt, der leider unter Konfituren, Strickſtrümpfen, Kartenſpiel und Geſang zu Ende gebracht werden muß — die Butterbrod-Stunde. Wenn man ſich muſikaliſch und künſtleriſch ausgebutterbrodtet hat, ſo kann man ſich nun beim Soupé phyſiſch voll butterbrodten. Die Karten werden bei Seite gelegt, das Forte-Piano wird geſchloſſen, Alles verfügt ſich zu Tiſch, und die große ungeheuere Arbeit geht an.

In buntem Kranze ſitzen Herren und Damen, in buntem Kranze ſtehen die Eß- und Trink-Herrlichkeiten vor ihnen. Jeder Schimmer von Kunſt und Poeſie, der, am Klavier und während der Thee-Unterhaltung, den Saum der Langweiligkeits-Wolke röthete, ein ſchwaches Licht in der Dämmerung, iſt nunmehr geſchwunden. Es iſt völlig Nacht, und über dieſer Nacht thront der Geiſt, den man begreift, und der nun völlig das Regiment an ſich geriſſen. Es iſt ein erhabener Geiſt. Schüſſel auf Schüſſel bändigt er, er giebt keinen Pardon. Die Damen werden unter ſeinem Einfluſſe Amazonen; ſie eſſen mehr, als zu einem geſunden Schlafe rathſam; denn wenn ſie auch wie Sperlinge eſſen, dieſe Paſteten, Ragouts,

dieſe Züge von Speiſen, ſie wollen doch gekoſtet ſeyn, und das Koſten allein überſteigt die Kräfte des ſchwächeren Geſchlechts in dem civiliſirten Zuſtande, in welchem wir uns befinden.

Endlich gehen die Leute, zur Zeit der Mitternacht, nach Hauſe, und beten: «Gieb uns unſer täglich Brod.» Ach! das Brod iſt ſehr geduldig, es läßt ſich zu Allem gebrauchen. «Gieb uns Faſanen und Champagner,» das würde zu vornehm klingen, Das «tägliche Brod» iſt bürgerlicher, religiöſer. Dieſe einzige Stelle mögen die Butterbrod-Leute aus dem ganzen «Vater unſer» mit Inbrunſt beten; ſie denken dabei ſchon an den kommenden Abend, er mag nun ein ſüßer oder «butterbrödlicher» ſeyn. Was die übrigen Bitten des «Vater unſer» betrifft, ſo mag höchſtens die: «Vergieb uns unſere Schulden,» wenn der Betende anders ſolche hat, innig ſeyn; denn was das Reich und die Herrlichkeit betrifft, das verſchaffen ſie ſich ſelbſt, und es hat ihr Reich und ihre Herrlichkeit wenig mit dem Reiche und der Herrlichkeit dort oben gemein.

Der Dom.

Der Dom — die Salvatorskirche — die Bartholomäuskirche, die älteste Kirche des alten Frankfurt. Anfänglich hieß sie der heiligen Jungfrauhaus auf der Mauer (Sancta Maria in Moenibus); denn sie lehnte sich an die älteste Stadtmauer. Ludwig der Deutsche, der Enkel des großen Karl, gründete mit Frau Nuclint, einer frommen Matrone aus fränkischem Blute, das Stift, welches bei Zeiten mit der Kirche verbunden war. Die Kirche selbst ist aus der Frühzeit der Karolinger zu uns herüber geschritten. Eine mächtige greise Heldengestalt steht sie da; um ihr Münster, das weit in das deutsche Land hinein lugt, glänzt es wie das Morgenroth Deutschlands; zu ihren Füßen liegen die Trümmer des deutschen Reichs; in ihrem Schooße ruht Günther von Schwarzburg, der in Frankfurt die Krone und den Todestrank empfing. Herrlichkeit und Majestät, Vergänglichkeit und Tod sprechen Einen hier von allen Seiten an; die Kirche hat viel, sehr viel mitgemacht, und ob sie auch keine Sprache hat, ihr finsteres, melancholisch-gothisches Antlitz scheint es zu sagen, sie sey zu hehr für diese Krämerzeit, für das Pyg-

mäengeſchlecht, das ſie umkrieche, ſie ſey zu felſenkräftig für die Marzipan-Epoche Deutſchlands, ſie ſey zu groß für Frankfurt. Früher war die Bartholomäuskirche eine deutſche Kirche, die deutſche Krone wurde hier vergeben. Jetzt iſt ihr Wirkungskreis auf Frankfurt beſchränkt. Vielleicht, wird Frankfurt gnädig ſeyn und den unvollendeten Thurm vollenden, die Kirche äußerlich aufputzen, da aus ihrem Inneren alles Leben gewichen. Das wäre noch etwas, wenigſtens ein Zug von Dankbarkeit.

Der Dom hieß früher Salvatorskirche, und Kirchner leitet die Benennung daher, weil Karl der Dicke hier von Hubert, dem Erzbiſchof von Mainz, und Rembert, dem Biſchof von Metz, durch fromme Gebete von der Raſerei geheilt worden ſey. Da verdiente ſie den Namen in der That. Es giebt heut zu Tage keine Gebete mehr und keine Kirchen, wodurch und in welchen Fürſten von Raſerei geheilt werden können; aber die Salvatorskirche iſt mir lieb wegen dieſer Geſchichte von Karl dem Dicken.

Im Jahr 1238 ſoll hieher die Hirnſchaale des heiligen Bartholomäus gebracht worden ſeyn, und die Kirche den neuen Namen Bartholomäus-Kirche erhalten haben. Es war eine ſchöne Zeit,

die Zeit der Heiligkeit der Hirnschaalen; es war eine schöne Zeit, wo man die Kirchen nach Hirnschaalen benannte. Hirnschaalen giebt es jetzt auch, aber man erklärt die Martyrer nicht mehr für Heilige, und ihre Hirnschaalen werden geächtet und mit dem Bannfluch belegt; in den Kirchen bewahrt man sie nicht auf, und das Volk darf keine Prozessionen zu diesen Hirnschaalen anstellen. Die Heiligen sind aus der Mode gekommen: der Glaube steht nur noch auf dem Papier; es glaubt keiner weiter als ihn die Augen tragen!

Günther, Graf von Schwarzburg, erwählter deutscher König, ruhet im Chor der Domkirche. Was er, als Solcher, vollbracht, ist nicht weit her. Sechs Monate nur verwaltete er sein Amt. Er soll ein wackerer Deutscher, ein tapferer Kämpe gewesen seyn, der in einer drangvollen Zeit den deutschen Thron bestieg. Ich besuchte sein Grabmal aus dem Grunde, weil ich das Grab eines deutschen Königs sehen wollte. Der Grabstein sieht eben nicht stattlich aus, man hat ihn verwittern lassen, und am Ende sogar bei Seite gesetzt, damit Karl VII. Raum bekäme, dem Doria den Kardinalshut aufzusetzen. Jetzt ist auch die Inschrift des Grabsteins ganz ver-

blichen; und man weiß nicht einmal, ob der Schwarzburger wirklich an Gift geſtorben iſt, oder nicht. Im Grunde iſt's auch einerlei, ob man es weiß; ſo viel bleibt immer gewiß, daß Günther von Schwarzburg an der alten deutſchen Krankheit, der Uneinigkeit der Deutſchen, ſtarb. Einer ſeiner Nachkommen, der regierende Fürſt Günther von Schwarzburg-Sondershauſen, hat ſich bekanntlich dadurch ausgezeichnet, daß er ſeinem Volke ein Frei-Theater gewährte, in welchem man Bier trinken und rauchen durfte, und in welchem oft ein ſolcher Tabaksqualm war, daß man vor dem Dampf die Kunſt nicht ſehen konnte, und die Schauſpielerinnen ohnmächtig wurden. Ich habe mich, als Student, in dem Theater recht behaglich gefunden: Freiheit, Bier, Dampf und Kunſt, was will man mehr ohne Geld!

Die Wahlkapelle, in welcher Deutſchlands Kaiſer gewählt wurden, iſt ein langes, ſchmales Gewölbe, ohne alle Verzierung, einfacher als ein jetziges Audienz-Zimmer eines Fürſten, aber doch voll Eindruck. Ich liebe die Gebäude, die ohne pomphaften Ausdruck einigen Eindruck machen, und dieſe Wahlkapelle iſt wirklich ganz dazu geeignet; ſie kam mir wie die Krippe

des Jeſukindleins vor. Man glaube jedoch ja nicht, daß ich die Geſalbten und Gewählten alle für Meſſiaſſe des Reichs halte. O nein! ſie waren oft nicht einmal Chriſten, aber die Krippe in der Bartholomäuskirche, in die ſie gebettet wurden, hat ſie nicht daran verhindert, und das deutſche einige Reich, das ſie repräſentiren ſollten, hat mir denn doch einige Aehnlichkeit mit einem Meſſias des deutſchen Volks. Hat man es nicht auch an's Kreuz geſchlagen?

An Gemälden von Werth und ſonſtigem Schmuck iſt die Kirche nicht reich. Das Altarblatt, die Himmelfahrt der heil. Jungfrau, iſt eine Nachbildung deſſelben Gemäldes von Rubens.

Das Münſter, der Pfarrthurm, oder, wie die Frankfurter ſagen, «Parrtorn,» iſt ein ſchönes Denkmal gothiſcher Baukunſt. Er iſt — wie geſagt — nicht vollendet; die Spitze fehlt ihm; und da hat man ihm eine «runde Kappe» — wie Kirchner ſich ausdrückt — aufgeſetzt, eine Art von Schlafmütze, die der Wahlkirche der deutſchen Kaiſer nicht gut ſteht.— Bunt geſchmückt, nicht überladen, ſteht der Thurm neben der in Kreuzesform gebauten Kirche, und wer ſich die Mühe nimmt, ihn zu erſteigen, der wird dort oben, im Reiche der Lüfte, hinlänglich

entſchädigt werden für die Beſchwerlichkeit des Hinaufſteigens. Man fühlt ſich daſelbſt der dumpfigen Alltagsluft entrückt, man athmet frei, man athmet Reinheit, man iſt dem Himmel näher und geiſtiger, als in dem Handwerksgetreibe dort unten, in dem Straßengewühle. Man glaubt ſich ſicherer in der Höhe, ſicherer vor Neid und Bosheit, ſicherer vor Feinden und zudringlichen Freunden. Und wenn man nun das Auge umherſchweifen läßt, von der Freß-Welt dort unten abgewendet, von dem Leben und der Verweſung, und die weiteſte Ferne zu ſich zieht, den blauen Himmel, den waldbekränzten Taunus, den Odenwald und den Speſſart, wenn man die reiche üppige Natur an's Herz druckt, wenn man nur die Freude ſieht und die Liebe, o dann wird Einem ganz bräutigams-mäßig zu Muthe, da wird Einem ganz menſchlich-göttlich zu Muthe, ganz friedfertig, überſelig, wenn man anders noch ein Fünkchen Seele im Leibe hat. Nur in die Straßen darf man nicht hinabſehen, bei Leibe nicht — da denkt man an die Flohheit, und deren hab ich ja ſchon, bei Gelegenheit der Meſſe, gedacht. Ich will mich hier ein Bischen mit meinen Gedanken in der Höhe umſehen.

Ich weiß nicht, ob man wirklich auf dem Bartholomäus-Kirchthurme dem lieben Gott näher ſteht? Aber es kömmt Einem denn doch ſo vor, und zwar ſchon aus dem Grunde, weil man einige hundert Fuß von den Menſchen entfernt iſt. Die Zeiten ſind vorüber, in welchen der liebe Herrgott unter den Menſchen wandelte; man kann jetzt ziemlich ſicher ſeyn, ihn dort nirgends anzutreffen; er iſt gänzlich auf den Himmel beſchränkt, die Erde meidet er ſchon deshalb, weil das erſte Gebot von den Menſchen gar nicht mehr beachtet wird, obſchon es eigentlich auf den Grundſätzen der ſtrengſten Legitimität beruhet. Wenn er aber nicht mehr unter den Menſchen wandelt, ſo wird er doch gewiß über ihnen wandeln, und wenn er über ihnen wandelt, ſo iſt man ihm wenigſtens oben auf dem Bartholomäus-Thurme näher, als unten auf dem engen Frankfurter Markt, wo es nur nach Fleiſch und Gemüſe riecht, und wo es ſummt und brummt, wie in einem Bienenkorb; wo für allen fleiſchlichen Bedarf geſorgt iſt, wo aber Nichts nach unſerem Herrgott ausſieht, wo Nichts an unſeren Herrgott erinnert, als ſeine Geſchöpfe. Die erinnern Einen eben aber nur dann daran, wenn man daran erinnert ſeyn will,

wenn man ſich ſelbſt daran erinnert; denn von Gottähnlichkeit iſt hier keine Spur zu finden. Da bin ich wieder zu der Erde gekommen. Ach! man iſt gar ſo ſchwerfällig. Nun, ich will mich von Neuem zum Bartholomäus-Thurme hinauf ſchieben; vielleicht ergeht es mir, wie Moſen auf dem Berge Horeb, in dem brennenden Buſche. Es werden jetzt ſo viele Geſetze gegeben, und dennoch tanzt das Volk um das güldene Kalb des Götzendienſtes, und Keiner glaubt an irgend Etwas, denn an ſich ſelbſt; Jeder iſt ſein eigner Götze. Wird denn Gott nie wiederum ein Geſetz geben?

Ich ſtand oben auf dem Münſter der Kirche des Erlöſers, und dachte an die zehn Gebote, an Moſen und die Propheten und an die ganze Herrlichkeit, die jetzt nur noch in der Bibel und den Katechismen ſteht, und die, der Geiſtlichen wegen, damit dieſe auch leben können, gepredigt wird in den Kirchen. Ich war voll Liebe und Freude und hätte die Welt an mein Herz drücken können, weil ich 262 Fuß über ihr ſtand und nicht mitten in ihr, in dem Koth auf dem Markte. Ich betete, ich betete innig und Gott gefällig, inniger als ich jemals in meinem Leben gebetet habe, inniger als in meiner Eltern

Hauſe, wenn das Eſſen auf dem Tiſche ſtand und ich hungerig war. Mein Gebet galt der Welt zu meinen Füßen, ich betete zu Gott für ſie, er möge ihr doch nur Etwas von der Liebe geben, die er rings über die weite Natur ausgegoſſen, und die mir allenthalben entgegenglänzte. Glaube, Liebe und Hoffnung! Das Thema iſt ſo ſchön, wenn auch für die Meiſten ſo trocken, wie die große arabiſche Wüſte. Glaube, Liebe und Hoffnung! Die heilige Dreieinigkeit, die man unten in alten Predigten verſchimmelt findet, von der man ſpricht und ſingt, die man drehet und wendet, wie Einem gut dünkt. Glaube, Liebe und Hoffnung! Die man diplomatiſch einbalſamirt, die man heute als Schwert, und morgen als Schild anwendet. Glaube, Liebe und Hoffnung, die drei ausgetrockneten Mumien der chriſtlichen Lehre, erbat ich mir lebendig für die Welt dort unten. Ja in dem lebendig liegt eben das Hinderniß. Was hätte es der Welt genützt, wenn der liebe Gott aus den Wolken die Hand geſtreckt hätte, und mir neue zehn Gebote herniedergereicht, daß ich ſie den Menſchen verkünde? Ich hätte, um durch ſie die Liebe lebendig zu machen, zuvor das güldene Götzen-Kalb der Menſchenanbetung zertrümmern

müſſen, für die man jetzt ſo viel thut, und ſolches zu vollbringen, hätte ich keine Macht gehabt.

Es wurde mir auch Nichts gewährt, denn die Zeit der Wunder iſt vorüber, und es müßten wirklich Wunder geſchehen, um das zu vollbringen, weshalb ich gebeten. Die Menſchen ſind durch Selbſtſucht und Dummheit ſo weit von einander gekommen, daß ein Jeder nur an ſich glaubt, ſich liebt, von ſich das Heil erwartet, und in ſich ſeine Hoffnung ſetzt. Es iſt Alles wider einander; Keiner liebt den Anderen, Keiner glaubt dem Anderen, Keiner hofft von dem Anderen. Es iſt wahrhaftig ſo, und wie ſoll das Anders werden? Die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht, und die lehrt, daß wohl die Liebe eine Reform hervorgerufen habe, aber ſie durchzuſetzen, dazu hat von jeher das Schwert dienen müſſen. Aus dem Blut erblühen die Drei, wovon ich oben geſprochen, das Blut macht ſie lebendig. Bevor die Drei in das Volksleben übergehen, muß ihr Feld mit Leichen gedüngt werden; ſie ſchreiten nicht im Gewande des Friedens ein in die Herzen der Völker; geharniſcht, mit Lanze und Schwert, beſiegen ſie das Menſchengeſchlecht. Aber weil dem ſo iſt, ſo

leben ſie nur ein Scheinleben, und ihre Herrſchaft auf Erden wird nie auf feſten Säulen ruhen, das Schwert, welches ſie befeſtigt, wird ſie auch wieder zertrümmern. Wie oft haben ſich, ſeit Moſes und Chriſtus, die Drei Bahn gebrochen zu der Menſchheit, und wie oft ſind ſie wieder der Menſchheit unterthan worden. Wenn ſie auch noch einmal durch das Schwert die Herrſchaft erlangen ſollten, ſie werden noch einmal durch das Schwert umkommen, wenn die Menſchheit nicht innerlich civiliſirt wird, daß die Liebe in ihr lebendig werden könne, und hieb- und ſchußfeſt gegen jeden Angriff. In Chriſtus war ſie lebendig; aber iſt ſie auch in der Chriſtenheit lebendig geworden? Im Leben nicht. Und warum nicht? Weil Chriſti Lehren zu ihr übergingen, aber nicht Chriſti Geiſt; denn die Chriſtenheit hatte keine Empfänglichkeit für Chriſti Geiſt, und Selbſtſucht, Dummheit und Aberglauben ſchufen eben ſo viel, wie die Ueberzeugung. Es iſt jetzt wieder eine Zeit eingetreten, wo von Vielen und Edelen auf die innere Civiliſation der Menſchheit hingearbeitet wird, und das iſt ſehr gut; denn das Schwert wird noch einmal aus der Scheide gezogen werden für Glaube, Liebe und Hoffnung, das Kleeblatt,

auf welchem alle Humanität beruhet. Ich sage, es ist gut, daß auf die innere Civilisation der Menschheit hingearbeitet wird, damit das Schwert kein Unheil anrichten könne, und die geistige Wiedergeburt in Wahrheit stattfinde; damit Glaube, Liebe und Hoffnung wirklich, und nicht bloß zum Scheine, lebendig werden in der Menschheit.

Ich will Euch nicht mit Namen nennen, Ihr großen Verfechter der Menschheit, Ihr Streiter für Menschenrecht, Ihr hochherzigen, edlen Kämpen, die ihr der Wahrheit Euren Geist, und Euer Wort geliehen. Die Welt kennt Euch, sie wird Euch würdigen; aber ich gedachte Eurer, als meine Blicke hinaus schweiften in das weite All' von dem Münster der Bartholomäuskirche, in das weite All der Liebe, ich gedachte Eurer und des Kreuzes auf Golgatha, das zum Ehrenzeichen für alle Zeiten erhoben wurde. Ja es wird die Zeit der Liebe für die Welt kommen, denn es ist nicht möglich, daß die Welt bloß existirt, damit die Menschen in ihr essen und trinken und Papier-Geschäfte machen; es wird verwirklicht werden, was Herder gelehrt, und die Einfalt wird staunen ob dieser Verwirklichung, die sie jetzt für eine Chimäre hält. Aber Euch,

Ihr Lehrer des Menschenrechts und der Menschenpflicht, wird man einführen in das Pantheon der Menschheit, wie man Christus, Moses, Luther eingeführt hat in dasselbe.

Die Domkirche, eigentlich die Hauptkirche Frankfurts, ist dem katholischen Gottesdienst bestimmt. Seit Einführung der evangelischen Lehre, bis zur Zeit des Interims, hielten jedoch die Lutheraner in derselben ihren Gottesdienst. Ich übergehe die übrigen Kirchen Frankfurts, da das Antiquarische und Topographische so ziemlich außer dem Bereiche meiner Bilder liegt. Ich will mehr das Leben malen, als Gebäude und Kuriositäten, die übrigens von dem geschichtskundigen Kirchner genug besprochen sind.

Die Börse.

Sie befindet sich im Hintergrunde des mit Quadern gepflasterten Hofes zum Braunfels. Bei heiterem Wetter wird sie auf den Hof selbst verlegt; ja selbst bei regnigter Witterung versammelt sich ein großer Theil der Papier-Spekulanten im Freien, unter dem Obdach der Regenschirme.

Der Papier-Handel iſt hier der Wendepunkt. Die Menſchen verkriechen ſich mit ihrer Habe und ihrem Gut in die Papierlumpen, mit ihrem Herzen und ihrer Seele. Für einen eigentlichen Papierſpekulanten giebt es nichts Höheres, nichts Edleres als den Kurs, nichts Melodiſcheres, als das ein Achtel, ein Viertel, und ſo weiter. Der ganze Lebens-Takt ſolcher Leute iſt Papierſpekulation, ihre ganze Menſchlichkeit ſteckt in den Papieren. Börne hat einmal irgend wo geſagt, wenn man ſich der Frankfurter Börſe nähere, oder gar in die Börſen-Verſammlung trete, ſo müſſe man unwillkurlich auf den Gedanken kommen, es ſeyen dort viele Muſikliebhaber verſammelt, denn man höre nichts Anderes, als von ein Viertel, ein Achtel u. ſ. w. ſprechen. Ich dachte bei dieſem ein Viertel, ein Achtel an Tänzer, aber an Tänzer, die den St. Veitstanz tanzen; und wenn ich meine Augen auf einen Mann richtete, der freundlich ſinnend in einer Ecke des Börſenhofes ſtand, und den viele Orden zierten, ſo dachte ich bei ihm an einen Zauberer, der alle die Juden und Chriſten an einem Bande hielt, wie er das Band anzog, ſo mußten ſie tanzen. Wahrhaftig! ich bin nie in einem Irrenhauſe geweſen, aber ich meine, die

Frankfurter Börsenhalle hat einige Aehnlichkeit mit einem Irrenhause. Hier summt und wogt es in einem Knäul; dort steht einer in düsterem Nachdenken und notirt sich den Kurs. Alle aber — wenn sie's auch nicht sagen — halten sich für Papiermenschen. Sie fragen weder nach Unsterblichkeit, noch nach Liebe, weder nach Humanität, noch nach dem Glauben; sie fragen nur nach dem Kurs. «Was giebt es Neues?» ««Die Metalliques sind gefallen.»» «Was ist vorgefallen?» ««Rothschild hat einen Kurier bekommen.»» Mir sind die Metalliques böhmische Dörfer, und vom Kurs weiß ich Nichts; man kann sich deshalb leicht vorstellen, wie vernünftig ich auf der Börse unter dem Papier-Gewimmel stehe, unter den lebendigen Geldsäcken. Großer Gott mir wurde oft Angst und Bange, wie dem Kaspar Larifari in der Teufelsmühle, als die Mehlsäcke um ihn herumtanzten. Es war wahrhaftig! nicht mehr Leben in diesen Metalliques-Herzen, als in jenen Säcken. Das Geld ist ein trefflicher Mechanismus; die Leute tanzen nach ihm, als seyen sie an einem Drath befestigt.

Und die Gesichter muß man sehen: lauter Habichtsgesichter, lauter markirte Geldzüge, ächtes Frankfurter Gepräge der neuesten Rothschild-Zeit.

Ich habe nie einen so großartigen Trödelmarkt gesehen; denn es handelt sich hier nicht um alte Kleider, es handelt sich hier um das große Lotto in den Staatspapieren, um die Verschacherung alles dessen, was menschlich heißt, gegen Papierlumpen. Man giebt nicht nur sein Geld für diese Lumpen hin; mit dem Gelde wickelt man Geist, Herz, Seele, Gefühl, Erhabenheit, Würde, kurz, die Tugend in das Papier hinein; und wie der Kurs steigt und fällt, so steigt und fällt hier auch der Mensch in seinem Werthe. Auf der Frankfurter Börse giebt es keine Christen, keine Juden, nicht einmal Heiden. Alle diese Drei glauben doch noch an Etwas; aber ich frage die Papiermenschen, auf ihr Geld-Gewissen, woran glauben sie, wenn sie auf der Börse sind? (Sie sind nämlich immer auf der Börse, auch in der Synagoge und Kirche.) Glauben sie an Moses? Moses sprach: du sollst keine anderen Götter haben neben mir. Glauben sie an Christum? Der jagte die Wechsler aus der Kirche. In die Kirche gehen sie nun nicht, wenigstens nicht mit Geist und Herz. Deshalb können sie auch nicht heraus gejagt werden. Glauben sie an die Sonne, an Wodan, an Jupiter, an Walhalla, oder den Olymp? O nein! so heidnisch sind sie

nicht. Weil ſie an Chriſtum und Moſen nicht glauben können, und weil ſie eine zu gute Erziehung erhalten haben, um Heiden ſeyn zu können, ſo glauben ſie lieber an gar Nichts. Sie glauben an Nichts, aber ſie lieben die Papiere, und hoffen Alles von den Papieren. Dieſe löſchpapierne Liebe und Hoffnung iſt das einzige Gefühl der Lumpen-Spekulanten, die nie Lumpe ſind, weil ſie Geld haben und keine Gedichte machen.

Auch ihn habe ich dort geſehen, ihn, mit dem mächtigen Scepter, den die Welt anerkennt, ihn, der die Welt erkannt hat, der da erkannt hat, welches der Faden der Ariadne ſey, um aus der Judengaſſe zu den Thronen der Fürſten zu gelangen, und wieder unverletzt von den Thronen der Fürſten in die Judengaſſe. Ja ich habe ihn geſehen den Mann, der an das alte Teſtament und die Beſchneidung glaubt. Er ſieht gar freundlich aus, und ſeine Augen glänzen, als wären es ein paar blanke Goldſtücke, oder ein paar Kronthaler: neues, funkelneues Heſſendarmſtädtiſches Gepräge. Rothſchild hat dieſe Kronthaler ſchlagen laſſen; und ich glaube, es iſt kein Kreuz darauf, wie ſonſt häufig, ſie ſind im moſaiſchen Glauben erzogen, wie alles Geld.

»Du ſollſt keine anderen Götter haben neben mir,« ſo ſprach Moſes, im Namen des Einen, und wenn die Juden das erſte Gebot auch nicht auf den Einen mehr anwenden, ſo wenig wie die Chriſten, ſo hat doch wenigſtens das Geld keine anderen Götter neben ſich. Das Geld iſt ſehr legitim, es ſpricht, im ächt-moſaiſchen Glauben: »Du ſollſt keine anderen Götter haben neben mir,« und die Menſchen glauben an das Gebot.

Da ſtand der Mann unſeres Jahrhunderts, mild und freundlich ſtand er da, der und das Verdienſt in einer Perſon. Der Verdienſt iſt ein Mann, und das Verdienſt iſt kein Mann und kein Weib, nicht die, nicht der, nicht vom Weibe geboren. Was hilft Einem alles Verdienſt auf Erden, ohne den Verdienſt. Wenn es Einem auch einen Orden zubringt, es iſt im Uebrigen doch zum Todthungern. Das Verdienſt iſt ein Zwitter, ein Einhorn, ein Baſtard. Der Verdienſt iſt ein großer, reicher Banquier, ein Geheimer Hof- oder Kommerzien-Rath, ein edler Ritter, der, ein zweiter Bayard, Fürſten und Königen den Ritterſchlag ertheilt und ihnen das Diplom darüber in Staats-Schuldſcheinen ausfertigen läßt. Das Verdienſt iſt auf ſich ſelbſt

beſchränkt, auf die Anerkennung des eigenen Bewußtſeyns; der Verdienſt, ihm ſteht die ganze Welt offen, er weiß ſich die Anerkennung der ganzen Welt zu verſchaffen. Der Mann unſeres Jahrhunderts's nennt das und den Verdienſt ſeyn; aber ich möchte wiſſen, auf welches von Beiden er das meiſte Vertrauen ſetzt. Auf dem Verdienſte, das nicht Mann noch Weib iſt, kann man keine Kinder zeugen; aber der Verdienſt buhlt mit der ganzen Welt und beſchläft alle Völker. Die unehelichen Kinder, die er erzeugt hat, ſind die Staatspapiere, wie ſie alle heißen. Sie werden nur vermittelſt des Kaiſer-Schnitts der Mutter entnommen, und, ob dieſe auch bei der Geburt mit dem Leben davon gekommen iſt, ſie wird ſpäter von den eigenen Kindern gefreſſen werden. Ach es iſt etwas Fürchterliches mit der Uebervölkerung. Es hat einmal ein Arzt in Halle gegen die Uebervölkerung geſchrieben; man müſſe den Naturtrieb verſtändig in Schranken halten, man müſſe nur lieben, wenn man Geld habe. Ein huldreiches Kabinettsſchreiben war ſein Lohn dafür, daß er aufforderte, die Natur zu bekämpfen. O der Naturtrieb des Verdienſtes, welches man den Verdienſt heißt, iſt weit nachtheiliger, der ehebrecht mit Allem,

was man heilig nennt, der treibt Blutschande mit der eigenen Mutter, und die Bastarde, die er erzeugt, werden von der Regierung anerkannt.

Der Mann, mit den Augen, wie ein paar Goldstücke, ist nun freilich der Klügste unter allen Papierspekulanten, der Einzige, welcher den St. Veitstanz nicht mittanzt, sondern nur tanzen läßt. Er ist der große europäische Banquier, der den Pharaotisch für alle Staaten offen hält. Ich glaube nicht, daß seine Bank gesprengt werden kann; denn die gegen ihn pointiren, denen muß er selbst das Geld dazu leihen, und wenn er einmal nicht mehr verleihet, so können sie nicht mehr pointiren. Va banque! kann Keiner sagen, wenn nicht das Volk. — Ja das wird in den ersten zehn Jahren noch nicht geschehen; denn man hat bei den heutigen Staatsverhältnissen noch den Kredit zu sehr nöthig. Es heißt noch immer: «Wer seine Schulden bezahlt, verbessert seine Güter.» — Der Mann, von dem ich eben sprach, ist ein braver, ehrlicher Mann, der den Armen viel Gutes thut, der so human ist, als er nur eben seyn kann. Man könnte ihn lieb, recht lieb haben, wenn er nur nicht das große Triebrad des ganzen Papierhandels wäre, der Gott, um den sich die Welt dreht.

Sein Brod ist ihm nicht zu beneiden. Der stete Umgang mit den Papieren hat sein Herz freilich nicht zu Papier gemacht, es ist menschlich geblieben; aber das Papier ist am Ende ein Theil seines Herzens geworden, seine Herzensfreude, und das ist sehr schlimm für einen Menschen. Um diese Herzensfreude ist Keiner zu beneiden.

Die Börse — sie bleibt nicht in den vier Mauern des Braunfels, man trägt sie mit nach Hause, man geht mit ihr in's Bett, man steht mit ihr auf. Ein ächter Papier-Spekulant vergißt sich selbst über das Papier, geschweige denn Kirche und Staat. Begegnet man einem Solchen, so wird man es ihm gleich an den Augen ansehen, weß Geistes Kind er ist. Entweder geht er in Gesellschaft: da schreit er denn laut über die ganze Straße hinweg über den Kurs und die Metalliques, über Verkaufen, oder Kaufen, über ein Achtel oder ein Viertel. Oder er geht auch allein, da hat er sich mit seinen Gedanken in die Papiere verkrochen, wie eine Blattlaus, da wälzt er sich im Gewinn, da ist ihm unwohl, weil der Kurs gefallen. Redet man ihn an, so erwacht er, wie aus einem Traume; aber selbst der Jude kann in einem solchen Augenblicke nur von seinen Papier-Traum-

bildern ſprechen, nicht einmal von der Emancipation der Juden, worüber er doch ſonſt ſo gern ſpricht.

Emancipation — die Frankfurter Papier-Juden — ich ſage der gröſte Theil derſelben — denkt, vor lauter Papieren, vor lauter Kaufen und Verkaufen, vor lauter Procenten kaum noch an die Emancipation. Der vermaledeite, Vermögen und Menſchlichkeit ruinirende, Papier-Handel hat einen großen Theil der iſraelitiſchen Bevölkerung in Bande geſchlagen; und ſie emancipiren ſich nicht, ſie leben in dieſem glänzenden Elende, in dieſem «Hangen und Bangen in ſchwebender Pein.» Das groſe Glücksſpiel in den Papieren lenkt die Intereſſen Iſraels von Allem ab, was menſchlich heißt, und folglich auch von der Emancipation. Die jetzige Frankfurter Papier-Juden-Generation hat keinen Sinn für die Emancipation. Abends ſind ſie zu müde, um dafür zu kämpfen, oder zu ängſtlich wegen der morgenden Poſt; und Morgens ziehen ſie wieder ein in das Land Goſen. Wie können auch Spieler für etwas Anderes Sinn haben, als für das Spiel. Und was ſind ſie Anderes, als Spieler? Aber daß dieſe reichen Frankfurter Juden nicht nur ihre menſchlichen Intereſſen

verſpielen, ſondern auch die der Nachkommen, darüber werden ſie einſt Rede ſtehen müſſen, am Tage des Weltgerichts. Ich bin kein Jude, aber ich fühle etwas Menſchlichkeit in mir, und deshalb gönne ich den Juden ihren Menſchen. Wenn ſie jedoch dieſen Menſchen ſelbſt in den Papieren vergraben, wenn ſie von Neuem das güldene Kalb umkreiſen, und dem Götzen opfern, ſtatt der Menſchheit, ſo möchte ich — da ſchwerlich ein Moſes erſtehen wird, der das Kalb zertrümmert — aus Rache wegen der gekränkten, tiefgekränkten Menſchheit, ihnen die Feuertaufe wünſchen, wie ſie im Jahr 1240 ſtattgefunden.

Das glänzende Elend des Papierhandels unterdrückt — wie ich ſchon oben bemerkt und ausgeführt, wie ſolches die That erweiſet — jegliche Civiliſation, jegliches geiſtige Leben, jegliche geiſtige Ausbildung, und woran es die Juden den Chriſten zuvor thun ſollten, an Humanität, das wird durch dieſen Papierhandel vernichtet. Die geiſtige Ausbildung wird auf den Gefrierpunkt gebracht werden, und äußerer Glanz wird der einzige Abfall dieſes Treibens ſeyn. Wohin ſoll das Judaeam führen? Es geſchehen keine Wunder mehr, das Licht will angezündet ſeyn, und Recht und Wahrheit laſſen ſich nicht mit

Metalliques erkaufen. Ich könnte den Papierspekulanten rathen, in sich zu gehen, und einen Scheiterhaufen zu errichten, um den alten Adam darauf zu verbrennen. Da würden sie mich auslachen, und es doch ungethan lassen. Ich könnte die Papierspekulanten in einem weitläuftigen moralischen Bilde an den Himmel und an das Menschenrecht verweisen, und sie würden doch nur Sinn für Papier haben. Ich will nicht ausgelacht werden, und keine Moral in das lecke Faß ihrer Herzen gießen. Aber einen Rath will ich Israeln geben. Ich glaube es noch immer, der Messias Israels ist das Geld. Den mag Israel in Ehren halten, so lange er von der Welt in Ehren gehalten wird; denn die Humanität allein erlöset keinen heut' zu Tage. Aber Israel ehre diesen Messias, wie es sich gebürt, und spiele nicht mit ihm in Papieren; denn diese Papiere zersplittern den Messias, und machen ihn, statt zum Schilde, zur Geißel des Volks. Israel benutze das Geld als Mittel für sein Recht, nicht als das Schwert, mit welchem es sich selbst das Herz zerfleischt. Dixi atque salvavi animam.

Die Frankfurter National-Bühne.

National-Bühne! National-Bühne! das klingt so feierlich und erhaben, das klingt so ſuß und lieblich, das klingt nach den olympiſchen Spielen, denen einſt Griechenland zuſchaute. Ach! die Frankfurter National-Bühne hat wirklich einige Aehnlichkeit mit den olympiſchen Spielen. Wenigſtens hatte ſie dieſelbe am 18. Oktober des Jahres 1834. Da hörte man Spontini's Siegesmarſch im Theater, und auf der Bühne ſtanden drei Springbrunnen: Glaube, Liebe und Hoffnung; die ſpritzten Waſſer hinauf gen Himmel, und das Waſſer fiel zurück in ein Becken, und in dieſem Becken lag Stroh. Der 18. Oktober iſt ein National-Feſt, und das Waſſer auf der Frankfurter Bühne war nationales Waſſer und das Stroh auf der Frankfurter Bühne war nationales Stroh, und — wo ſo viel National-Feſtliches, ſo viel Waſſer und Stroh zuſammenkömmt, da mag man mit Recht von einer National-Bühne ſprechen. Aber die Frankfurter Bühne hat nicht blos deshalb Aehnlichkeit mit den olympiſchen Spielen, weil ſie den Leuten nationales Waſſer und Stroh auftiſcht, ſondern auch aus dem Grunde, weil ſie Alles, was

Frankfurt an nationalen Dichtungen aufzuweisen hat, zur Darstellung bringt: «Hampelmann im Eilwagen,» «Hampelmann sucht ein Zimmer zu miethen,» «Hampelmann fährt nach Königstein,» «die Tage aus Frankfurts Vorzeit,» die Ballette des Herrn Prée, die Wasser-Springbrunnen des Herrn Gruner.

Der 18. Oktober konnte in der That nicht erhabener gefeiert werden, nicht grünerisch-nationaler: Spontini's Siegesmarsch, ein Kübel Wasser und ein Fuder Streh. Hinten auf der Bühne, im vergoldeten Rahmen, standen die Springbrunnen, und das Wasser stieg zum Himmel in die Soffiten; vorne tanzten Mägdelein und Knäbelein und sangen: «Heil dir im Siegerkranz,» nachdem der Siegesmarsch zuerst einige Zeit die Wasser akkompagnirt hatte. Vor den Springbrunnen, der schönsten National-Dichtung, die ich zu Ehren des Sieges jemals veranstaltet gesehen habe, brachte man Bauernfeld's «Bekenntnisse» zur Aufführung. Es war eine große würdige National-Feier, der ich beiwohnte; ich hätte gerührt werden können, ich hätte Thränen weinen können, ich hätte begeistert werden können, wenn mir ausgedorrten Deutschen nur noch irgend nationale Thränen und nationale Begeisterung zu

Gebote ſtänden. Franz Grüner iſt ein Volks-Dichter: Waſſer und Stroh für ein Volk! — es iſt zu ſchön, zu erhaben; hol mich der Teufel! ich glaube wahrhaftig, es war Ironie von Herrn Grüner mit den drei Springbrunnen. Sprach er nicht in der Ankündigung von lebenden Bildern? Sind drei Springbrunnen ein lebendes Bild des deutſchen Oktoberfeſtes?

Ich habe Alles gethan, den Titel: National-Bühne zu rechtfertigen. Anführen könnte ich zu dem Ende noch, daß man von Direktionswegen ſorgfältig bemühet iſt, alles nicht Nationale, nicht Frankfurtiſche von der geweihten Schwelle des Bühnen-Tempels entfernt zu halten, wenigſtens ſo lange es nicht gedruckt iſt. Raupach ſoll deshalb großen Zorn auf Frankfurt haben, und gedrohet haben, nächſtens eine Trilogie zu ſchreiben, betitelt: «Die drei Springbrunnen, oder: Glaube, Liebe und Hoffnung.» In dem erſten Theile dieſer Trilogie wird ein Springbrunnen vorkommen, mit der Inſchrift: «Die Kraft des Glaubens.» Ein Intendant ſteht daneben und hält eine Antoniniſche Rede, die ſtets mit den Worten ſchließt: «Doch Brutus iſt ein Ehren-Mann.» Sie enthüllt dem deutſchen Volke den mächtigen Ein-

fluß, welchen das Waſſer auf die dramatiſche Kunſt ausübt; und das Volk ſteht mit offenem Maule da und ruft ach! und oh! — In dem zweiten Theile der Trilogie kömmt wieder ein Springbrunnen zur Anſchauung, mit der Inſchrift: «Die Kraft der Liebe.» Ein Delphin ſpeiet Waſſer aus ſeinem Rachen, und um den Springbrunnen tanzen Genien mit Strohwiſchen, und ſingen: «Heil dir im Siegerkranz!» Der Geſang gilt nämlich Melpomenen, die aus den Wolken herniederſchwebt, das Haupt mit Stroh umwunden, und ein Füllhorn mit Waſſer in den Händen haltend. — In dem dritten Theile der Trilogie erblickt man abermals einen Springbrunnen in der Geſtalt des Runkelrüben-Kommiſſions-Aſſeſſors Sperling. Er ſpeiet grünes hoffnungsfarbenes Waſſer aus ſeinem Munde, und das Volk umtanzt ihn, und ſingt: «Freuet Euch des Lebens!» Melpomene ſchwebt in einer großen Waſſerwolke, mit lauter Strohblumen bekleidet, zum Himmel. Ihr Gewand iſt aſchgrau, und ſie ſpricht im Entſchweben Worte der Hoffnung über das Gedeihen der dramatiſchen Kunſt auf Erden, die in dieſem Augenblick in der größten Einfachheit einherſchreite. Wer ſich erniedrige, der werde erhöhet

werden, und wie der Heiland von einer Krippe aus die Welt erlöſet habe, ſo werde auch die dramatiſche Kunſt, auf ein Strohlager gebettet, und mit Waſſer getränkt, das Gedeihlichſte wirken. Die drei Springbrunnen werden eine neue Aera in der Geſchichte der dramatiſchen Kunſt hervorrufen u. ſ. w.

Die erſte Aera derſelben gehe nämlich von der Stegreif-Komödie bis zu Leſſing; die Zweite von Leſſing bis zu Schiller und Göthe; die Dritte von Schiller und Göthe bis zu Waſſer und Stroh, oder den drei Springbrunnen. Bei dieſen Worten erſchallt Spontini's Siegesmarſch, von vier und zwanzig Trompetern geblaſen, und man erblickt, nach veränderter Dekoration, im Hintergrunde den Olymp in der Vogel-Perſpektive. Die Bildſäulen von Schiller, Göthe, Leſſing, Shakespeare liegen zertrümmert am Boden, und die Götter ſitzen beiſammen und feiern den Geburtstag des Intendanten Grüner. Ambroſia und Nektar hat die Verſammlung bereits enthuſiasmirt, und die Freude wogt ringsum unter den Göttern. Melpomene erſcheint, und nachdem ſie ſich durch ein Glas Nektar geſtärkt von der Reiſe nach der Erde, berichtet ſie in einem

improvisirten Epos über die Kraft des Wassers über die Fortschritte der dramatischen Kunst auf Erden. Jupiter aber ergreift einen Becher mit Nektar, und wendet sich an die lorbeerbekränzte Büste des Intendanten und singt: «Heil dir im Siegerkranz!» und die ganze Versammlung stimmt in das Jubellied ein, und der Vorhang fällt unter einem Triumph-Tusch von Pauken und Trompeten.

Wenn Raupach nicht zu theuer ist mit dem Stück, so wird es gewiß in Frankfurt zur Darstellung gebracht werden.

Das Frankfurter National-Theater ruhet auf den Schultern von sechszig Aktionairs. Drei aus ihnen gewählte Ober-Direktoren, denen ein artistischer Geschäftsführer, mit dem Titel: Intendant, beigegeben ist, leiten die Geschäfte. Alljährlich einmal ist eine General-Versammlung der Aktionairs. Sie fällt in den Mai, und ich heiße sie das Maifest. Nicht weil die Versammlung Stoff zu Vergleichungen mit dem Maifelde Karls des Großen bietet, sondern weil sie, wie dieses, in den Mai fällt und es in derselben gar bunt hergeht, oft bunter als in der französischen Deputirten-Kammer. Die Aktionairs der Frankfurter National-Bühne haben

nämlich in jedem Jahre einmal das Recht, für ihre bedeutenden Geld-Zuschüsse ex officio grob gegen die Geschäftsführung zu seyn, und zwar während zwei Stunden. Da kann man denn leicht denken, wie sich die Sechsziger, oder vielmehr die Nation der Sechsziger, Luft machen. Nachdem man sich in den hitzigsten Debatten ausgesprochen, oder vielmehr ausgekämpft, schließt man damit, die bisherigen Ober-Direktoren in ihrem Amte zu bestätigen, oder, wenn diese, rappelköpfisch durch die Bataille gemacht, abdiciren, sie zu bitten, sich von Neuem des Theater-Instituts anzunehmen, denn im Grunde sehnt sich Keiner der Aktionairs nach der ministeriellen Würde. Endlich geht alles in Frieden auseinander, und die Ober-Direktion mit dem Intendanten regiert bis zum nächsten Maifeste ungestört.

Was den financiellen Bestand der Frankfurter Bühne betrifft, so mag kein Stadt-Theater in Deutschland so gut fundirt seyn, wie das Frankfurter. Sechszig der begütertsten Frankfurter haften, Einer für Alle, und Alle für Einen, rücksichtlich des Deficits. Rücksichtlich des Interessens der Kunst haftet eigentlich Keiner; denn der jetzige Intendant hat bloß die Verpflichtung übernommen, nicht mehr als 125,000 fl. zu

verausgaben, und ist dafür berechtigt, sich von dem Minus Procente abzuziehen. Es gilt gleichviel, was er einnimmt. Würde er 130,000 fl. verausgaben, und 140,000 fl. einnehmen, man würde ihn der Ueberschreitung des Mandats beschuldigen; würde er aber 100,000 fl. verausgaben, und 20,000 fl. einnehmen, so wären die Procente von 25,000 fl. seyn. «Kein Deficit! kein Mehr als 125,000 fl.» ist das ewige «Memento Mori» des Intendanten. Seine intendanturliche Existenz, seine Procente hängen von diesem Wahlspruch ab. Je mehr er der Kunst abschneidet, deste mehr fugt er dem Gelde hinzu. Für 20,000 fl. Kunst weniger, es geht Keinen Etwas an, aber für 100 fl. Kunst mehr, als verabredet, und er hat den Vertrag uberschritten.

Wo die Kunst von dem Gelde abhängig gemacht wird, da ist sie schlecht berathen, und wo ein Intendant, außer auf einen bedeutenden Gehalt, noch auf Procente angewiesen ist, da ist dem Kunst-Wucher freies Spiel gegeben. Es hängt hier Alles von dem guten Willen, von dem Kunst-Eifer des Intendanten ab; aber das Geld gilt viel im menschlichen Leben.

Kunst und Geld! Feuer und Wasser! das Geld löscht die Kunstgluth. Kunst und Geld!

Freiheit und Knechtſchaft! die Letztere frißt die Erſtere. Kunſt und Geld! Saft und Dürre! Endlich trocknet die Kunſt aus.

In Frankfurt hängt das Geld, wie ein Schwert an einem Pferdehaare, über der dramatiſchen Kunſt; ein Ruck des Intendanten und das Schwert fällt der Kunſt ſtets in den Nacken. Es mag auch ſchon oft geſchehen ſeyn; denn die drei Springbrunnen am 18. Oktober ſpritzten ihr Waſſer nicht umſonſt über die Kunſt der Menſchendarſtellung aus, und die Ballette des Herrn National-Balletmeiſters Prée ſind eben ſo trefflich wie die drei Springbrunnen; und die Maskerade in der Oper Guſtav, mit der Hahnen-Polonaiſe, iſt nicht minder trefflich, als Waſſer und Stroh; und die Nonnen, welche in «Robert der Teufel» aus ihren Gräbern ſteigen, ſind wiederum ſo meiſterhaft arrangirt, wie die drei Springbrunnen; und die weißen Todtenhemde, die an einem einzigen Strick von den Nonnen abgezogen werden, zeugen von eben ſo guter Maſchienerie, wie die drei Springbrunnen; und die Nonnen gebehrden ſich nicht umſonſt ſo liebenswürdig-üppig und frivol, ſo ſüß und ſinn-einſchmeichelnd. O! ich weiß das wohl: man will heut zu Tage Effekt, faßlichen Effekt, handgreiflichen Effekt,

und Scribe verſteht ſich auf ſolche Dinge. Dieſe mannſüchtigen Nonnen ſind der Anerkennung werth, und durch ſie iſt der erſte Schritt gethan, das Aeußerſte auf die Bühne zu bringen. Wir haben jetzt Galgen und Hofgericht in der dramatiſchen Kunſt; wir werden noch weiter kommen; wir werden noch bis zum Palais royal kommen, und das Alles der Kaſſe wegen. Uebrigens iſt Scribe ein frommer Dichter: es iſt ihm Nichts zu gemein, daß er demſelben nicht eine äſthetiſche Seite abgewinne; aber in jeder Oper muß dafür auch gebetet werden. Ja, die Nonnen haben auf der Frankfurter Bühne großes Glück gemacht, und die Auferſtehung, die heilige Roſalie und der arme Teufel Robert, der ſich ſo ganz und gar wie ein Neuling benahm und daran war, ein zweiter Joſeph, Mantel und rameau vert im Stich zu laſſen, haben der Kaſſe viel Geld eingebracht. Aber ich ſah ſie, die ſich Kunſtfreunde nennen, im verrückten Freudentaumel im geweihten Tempel der Kunſt, ich ſah es, wie, des Geldes wegen, Thalia und Melpomene zu Phrynen gemacht wurden, ich ſah die drei Springbrunnen an der Stelle, wo die Lindner ſteht, und das Herz wurde mir elektriſirt von dem Skandal und meine Feder wird zum Dolch, wenn ich an den Skandal denke.

Gott segne die Frankfurter National-Bühne, aber da lobe ich mir doch nationalen Aepfelwein.

Es sieht überall, all überall vortrefflich mit der dramatischen Kunst aus. Man findet sie eigentlich nur noch auf dem Papiere, in der »Abendzeitung« u. s. w. In der Wirklichkeit ist sie von den Direktoren, Intendanten und Schauspielern beinahe zu Tode gearbeitet, und siech und matt an Körper und Geist schleicht sie über die Bühne, vor dem Souffleur-Kasten sich in hohlem Pathos erbärmlich abmühend, eine geflickte Lumpenkönigin, mit papiernen Lorbeeren bekränzt, eine geschminkte Buhlerin, eine feile Dirne der großen Menge. Schickt heut' zu Tage ein schönes Lärvchen auf die Bretter, ein Lärvchen, das sich geltend zu machen weiß, und ihr werdet sehen, was die Kunst diesem Lärvchen gegenüber vermag. Was ist ein Held und Liebhaber ohne kräftig-üppige Schenkel? Sie ist ungeheuer im Preise gesunken die dramatische Kunst, ein entnervter Wollüstling ist diese Kunst geworden. Man hat sie mit hoher Gage und Beifall überfuttert, sie leidet an der Wassersucht, am Mutterkrebs, und da ist kaum Heilung möglich. Man sehe nur die Repertoires der meisten Bühnen an, man schaue nur den Inten-

danten der meiſten Bühnen ins verdörrte Herz hinein, und man wird kaum einen Augenblick an der Wahrheit des Geſagten zweifeln können. Doch ich werde wieder ernſt über ein Thema, das dem Humor ein ſo ſchönes Feld einräumt.

Dramatiſcher Künſtler — wer iſt jetzt noch Künſtler, und wer iſt es nicht? Ob Seydelmann noch ein Künſtler iſt unter allen dieſen Künſtlern, wer möchte das behaupten? Und behauptet man es, beweiſet man es, ſo ſpricht der «Geſellſchafter» aus Berlin: «Er war noch nicht in Berlin, und will ein Künſtler ſeyn?» Aber ob Herr Feuerſtake, der an der Frankfurter National-Bühne die Bedienten mit drei Worten ſpielt, ein Künſtler iſt, wer möchte das nicht behaupten? Ein dramatiſcher Künſtler iſt heute ein wahrer Ueberall und Nirgends: er ſteht in allen Blättern und doch nirgends im Leben; eine Seifenblaſe, die, wenn man nach ihr greift, in der Luft zerfließt: man ſieht ihn, aber man kann ihn nicht faſſen; ein Schreckgeſpenſt, wie ſolches dem Brutus vor ſeinem Tode erſchien. O geht mir mit euren Künſtlern. Wer nicht an ihre Kunſtheiligkeit glaubt, den wollen ſie vergiften, und wer daran glaubt, der iſt betrogen. Aber wenn ich dieſe

Künſtler ſehe, dieſe ungebildeten, rohen, hochbezahlten Leute, deren ganze Kunſt ein bischen Bühnen-Routine iſt, ſo denk' ich immer an die Schreckgeſpenſter, die dem Tode vorhergehen. Ja wenn die dramatiſche Kunſt nur einmal ſterben könnte, da wäre noch eine Auferſtehung zu hoffen. Sie aber, die ſich Künſtler nennen, laſſen ſie an dieſer ewigen Schwindſucht kränkeln, und dieſe Schwindſucht iſt fürchterlicher als der Tod.

Man denke ſich einen Intendanten einer National-Bühne und einen ganzen Haufen Künſtler, dieſem Intendanten gegenüber; man denke ſich dabei die Eitelkeit und die Selbſtſucht und alles Unkraut, das aus ihr emporgewuchert, man denke ſich dabei das Geld und das kein Deficit, die Procente für den Intendanten und das ewige Widereinander der Künſtler; und nun denke man ſich die Kunſt in dieſem Chaos. — Der Intendant ſitzt auf ſeinem Büreau, und die Künſtler beſuchen ihn, und machen ihm den Hof, und der Intendant ſpricht.

Intendant. Sie waren geſtern vortrefflich, ganz im Geiſte ihrer Rolle, Sie haben ſich ſelbſt übertroffen.

Künſtler, oder Künſtlerin. Es freut mich unendlich, Herr Intendant, daß Sie mit

mir zufrieden gewesen sind; sagen Sie mir immer aufrichtig Ihre Meinung, ich achte dieselbe höher, als jede andere. Unter Ihrer Leitung wird sich unser Kunst-Institut von Tage zu Tage heben. (Umarmung und Thränen.)

Intendant. Wie hat Ihnen gestern der Wasserfall gefallen?

Künstler. Ausgezeichnet! Ach es war Alles so natürlich, wie ein wirklicher Wasserfall. Ja, Herr Intendant, Sie verstehen das Arrangement.

Intendant. Und mit Wenigem mache ich viel. Das kostet kaum fünf Gulden.

Künstler. Es ist unglaublich. Nun das Publikum erkennt Ihre Bemühungen auch an. Man war ordentlich erstaunt, wie das Wasser so auf einmal herabfloß.

Intendant. Und doch hat man mir schon heute Morgen wieder einen anonymen Brief geschrieben. (Er holt aus seinen Papieren ein Schreiben hervor.) Lesen Sie einmal, da schreibt man mir, ich solle lieber eine Tragödie von Raupach zur Darstellung bringen, statt daß ich solche Spiegelfechtereien auf die Bühne bringe —

Künstler (lies't. Nachdem er gelesen). Nichts als Kabale, Herr Intendant; ich weiß

das beſſer, das Publikum war ſehr zufrieden. Den Brief hat der nichtsnutzige L— geſchrieben.

Intendant (wird etwas muthiger). Ich weiß es wohl, der Kerl iſt ein wahrer Krebsſchaden für das Inſtitut; ich mache mir übrigens aus dem Geſchreibe Nichts, es lohnt ſich nicht der Mühe, es zu leſen; aber es verdrießt mich denn doch, meine Anſtrengungen ſo vergolten zu ſehen. Ja wenn das Publikum nur wüßte, was ich weiß. Dem Raupach habe ich für jedes ſeiner Stücke, wenn es zum Zweitenmal gegeben wird, den fünften Theil der Brutto-Einnahme verſprochen. Aber er will darauf nicht eingehen.

Künſtler. Da laſſen ſie ihn gehen. Wo ſoll alles das Geld herkommen? Der fünfte Theil der Einnahme, das ſind wenigſtens 22 fl.

Intendant. Dafür kann ich vier Waſſerfälle haben. — Wenn die Dichter nur vernünftig wären; ich kann nicht über den Etat hinausgehen. Ich muß ſparen.

Das war ein Kunſtgeſpräch zwiſchen einem Intendanten einer National-Bühne und einem Künſtler der National-Bühne, die ſich verſtanden und ſich lobten. Daſſelbe ließe ſich noch eine Zeitlang fortſpinnen, wie es denn auch oft in der Wirklichkeit fortgeſponnen wird, wenn gerade

der Intendant — wie ſolches immer der Fall iſt — nichts auf der Probe zu thun hat.

Ich will nun ein zweites Kunſtgeſpräch eines ſolchen Intendanten zum Beſten geben, das derſelbe mit irgend Einem, gleichviel welchem, hält, und in dem er ſich bemüht, dieſen von der Vortrefflichkeit eines Schauſpielers zu überzeugen, der dem Publikum nicht gefällt, der aber dem Intendanten gefällt.

Intendant. Haben Sie den Herrn N. N. geſtern ſpielen geſehen?

Irgend Einer (gedehnt). Ja!

Intendant. Nicht wahr, vortrefflich?

Irgend Einer (verlegen). Das könnte ich nicht ſagen.

Intendant (kunſtbegeiſtert, ſo gut es ihm gelingt). Wie! auch Sie — das hätte ich von Ihnen nicht erwartet. Sie ſind ſonſt ein ſo geſcheidter Mann. — Der N. N. iſt ein wahrer Künſtler.

Irgend Einer. Er hat ſo viel Manier.

Intendant. Manier nennen ſie das? Es iſt Studium. Da iſt Ihnen der Charakter nicht klar. Der muß ſo geſpielt werden.

Irgend Einer. Ja, wenn das iſt.

Intendant. Glauben Sie mir, lieber Alter, ich verſtehe das. Das iſt keine Manier, das iſt Schule, Studium, Kunſt und Charakteriſtik. Der Mann iſt begeiſtert für ſeinen Beruf, und ich habe ihn für 600 fl. jährlich. Was iſt da Herr X dagegen?

Irgend Einer. Nun der Herr X gefällt doch ſehr.

Intendant. Bah! X iſt ein Komödiant. Gehen Sie mir mit dieſem X.

Irgend Einer. Aber er ſpielt doch mit Natur und Wahrheit.

Intendant. Bah! Wahrheit! Wahrheit! er iſt nur in Epiſoden zu gebrauchen. Ich habe unter Göthe meine Laufbahn begonnen; ich weiß, was Wahrheit iſt, ich kenne die Natur. (Zu einem daneben ſtehenden Chor-Anführer.) Was meinen Sie, lieber M; iſt in X's Spiel Natur und Wahrheit?

Chor-Anführer (mitleidig lächelnd). Nicht ein Fünkchen.

Intendant. Er iſt ein Ignorant.

Chor-Anführer (demüthig nachbetend). Ein Ignorant.

Irgend Einer. Ja, wenn dem ſo iſt —

Intendant. Sie können sich darauf verlassen.

Das war wiederum ein Kunstgespräch zwischen einem Intendanten und Irgend Einem. Es ist nur aus dem Grund angeführt, um die Kunst-Ansicht des Intendanten zu enthüllen, um seine Gründe anzugeben.

Ich könnte ein ganzes Buch voll schreiben mit Gesprächen der Art, die ich hier und da einem Intendanten und diesem, oder jenem abgelauscht; ich könnte die schönsten Kunst-Konversationen über neue Ballette, Hahnen-Polonaisen, Perrücken, Kupferstechungen aus den Gräbern, Zuschneidungen von Garderobestücken, Malicen, Kanzelei-Bescheiden, Konferenzen, Dummheiten, Widersprüchen, Arroganzen, Festmahlen, Besoffenheiten, Toasten, lorbeerbekränzten Büsten, Grobheiten, Thränen, Umarmungen u. s. w. berichten; aber wo ist hier die Kunst? Sucht sie nur, und wenn ihr sie in diesem Chaos, in diesem grosen Rührei von Unrath findet — so will ich vor dem Oelbilde aller Theater-Intendanten knieend Abbitte thun.

Ueber die eilige Abreise des Herrn Dobler von der Frankfurter National-Bühne, sans prendre congé, hat man in Deutschland gehört.

Der «schwäbische Merkur,» das «Frankfurter Journal,» das «Frankfurter Konversations-Blatt» enthielten eine lange Epistel der Theater-Ober-Direktion gegen den Entwichenen, der übrigens bei dem Königlichen Hoftheater in Stuttgart ein lebenslängliches Engagement erhalten hatte. Es lag eine Ruhe und Würde in dieser Epistel, als käme sie direkt aus dem Kabinette des Mufti. Der Intendant, Herr Grüner, soll sie verfaßt haben, und was recht ist, ist recht — sie war der «Würde des Instituts» angemessen. Herr Dobler war indeß über alle Berge im Schwabenlande; und man las die Epistel, man lachte und schimpfte abwechselnd, und die Schauspieler sprachen von ihrer Tugend, und daß sie im Leben nicht durchgehen würden, so lange sich dazu keine Gelegenheit böte. Einige Tage darauf jedoch stand eine öffentliche Danksagung in den Frankfurter Blättern. Die Danksagung war von dem Intendanten verfaßt, sie galt dem Kapellmeister Guhr, dem Hochgefeierten: er habe sich unsterblichen Ruhm erworben um die Frankfurter National-Bühnen-Oper; er habe in der Zeit des Wirrwarrs eingegriffen in das Repertoire und die Anarchie der Kunst verhindert, Frankfurt müsse ihn anerkennen. Als

die Franzoſen ſich von Hanau über Frankfurt durchſchlugen, und die Stadt in Gefahr war, nahm Moritz von Bethmann den wankenden Titanen Napoleon-Cäſar, der in Bethmann's Garten abgeſtiegen, bei Seite, und ſprach für die Stadt, welcher durch das heftige Feuer der Untergang drohe, und Napoleon nickte gnädig, und ſprach zu Berthier: «Berthier, faites cesser le feu!» Es war ein großes Verdienſt, was ſich Herr von Bethmann dadurch um die Stadt erwarb. Aber als Dobler durchgegangen war, da nahm Herr Grüner Herrn Guhr bei Seite, und ſprach. «Guhr, bei Dir allein iſt Hülfe!» und Herr Guhr war gnädig, wie Napoleon, und lächelte und nickte, und brachte ſodann ein paar Opern zur Darſtellung, die ohne Herrn Dobler gegeben werden konnten, und das geſchah zu einer Zeit, in welcher die National-Bühne wankte und mit ihr Frankfurt a. M., zu einer Zeit, in welcher der Himmel ſein Antlitz verhüllte und ein Erdbeben drohte. Da erließ der Intendant ein öffentliches Dankſchreiben, wie einſt Herr Klingenſpor (S. d. Art. Intelligenzblatt) ein ſolches an diejenigen erließ, die mit «eigener Hand Miſt herbei trugen» und Frankfurt ſah mit Stolz auf den Mann, der für

eine hohe Gage und sonstige große Emolumente ein Arrangement getroffen, welches ohne Dobler getroffen werden konnte. Ich weiß es sehr wohl, Herr Guhr ist ein vortrefflicher Opern-Dirigent, ein musikalischer Feldherr, der die größten Massen umsichtig leitet. Ich möchte ihn einen Opern-Schmidt heißen: so kräftig und harmonisch fügt er die Einzelnheiten zum Ganzen zusammen, und wenn er den Taktirstock ergreift, so geht ein lebenskräftiges Werde von ihm aus. Aber wozu sollen die Danksagungen im Kanzleistyle dienen? — Ja die Schauspieler verstehen es vortrefflich, den Großen nachzuahmen. Sie möchten sich vergiften; aber sie erklären sich dann und wann einander für Heilige, und das Publikum ist stets so gutmuthig, es zu glauben.

Kunst ist bei solchem Verfahren wieder nicht zu finden, aber viel Nationalität. Die Schauspieler bilden nämlich eine eigene Nation, voll Dunst und Eitelkeit, Selbstsucht, Neid, Tugend in Worten u. s. w. Das Alles ist ihre Nationalität. Und sie haben Patriotismus, sie suchen diese Nationalität zu erhalten; sie drohen den, welcher ihnen Bescheidenheit, Liebe, Harmonie, Einigkeit u. s. w. predigt, umzubringen. Eine Bühne, die nun von oben und unten auf die

Erhaltung dieser Nationalität hinwirkt, ist — freilich keine Kunst-Bühne, aber doch stets eine National-Bühne, und die Frankfurter Bühne ist wirklich eine National-Bühne.

Das ist Etwas von einem Bilde der Frankfurter National-Bühne, doch fehlt ihm das Leben. Ich kann die Freudenthränen nicht auf's Papier bringen, die sich die Künstler einander ins Gesicht weinen, die Stachelreden, die sie sich einander hinter dem Rücken weihen, die Worte der Liebe und Kunstbegeisterung, die sie ausströmen, — ich kann das nicht, meine Feder ist zu schwach dazu, und ich bin zu boshaft, um das Verdienst anzuerkennen. Ja ich gestehe es ein, ich ärgere mich, wenn man die Kunst mit so viel Dunst umhüllt, wenn man einen Kapellmeister, der der beste Opern-Dirigent in Deutschland ist, wie einen Halbgott hält, wenn man ihn mit Weihrauch überfüttert, wenn man ihn den Einzigen, den Unersetzlichen u. s. w. heißt. Es ist mir nichts mehr zuwider, als das ewig sich wiederholende, aufgewärmte und abgebrühte Lob, mit welchem man den dramatischen Künstler überschüttet, auf das man ihn bettet, in das man ihn kleidet. Es giebt ein zu harlekinsmäßiges Ansehen, und dieser Pfauenschmuck steht

wirklich der Kunst zu schlecht. Ich hätte hier noch manchen Künstler der Frankfurter National-Bühne, der sich wirklich Kunstruf erworben, und nicht bloß Künstler von Gottes Gnaden ist, abbilden können. Aber sie stehen so erbärmlich, so isolirt, so verlassen da, diese Leute, daß man wirklich Mitleiden mit ihnen haben und sie in Ruhe lassen muß. Auf der National-Bühne sind sie nicht zu Hause; sie befinden sich daselbst schlechter, als die Polen in Frankreich, und helfen kann man ihnen auch nicht. Soll man sie nun gedruckt anbeten und über die Wiedergeburt ihres Vaterlandes, der Kunst, raisonniren? Soll man sie weinen und die wunden Stellen ihres Herzens von Neuem blutfließend machen? Ehrliche Bürgersleute verbitten sich die Condolationen bei Sterbefällen, und verkünden, daß das Geschäft des verstorbenen Seligen fortgesetzt werde. Sie mögen desgleichen thun; denn der Trost ist zu alltäglich, und leben müssen sie einmal. Die Lindner kann doch nicht so mir nichts, dir nichts ihre 3,500 fl. Gage aufgeben, und sie thut am Besten, der gemordeten Kunst im Stillen eine Thräne zu weinen. Auch hat man ja bereits einen Schritt zum Nutzen des National-Theaters gethan: man

beschäftigt sich augenblicklich damit, die Garderobe nachzusehen und die Rechnungen zu revidiren; denn das Leichenbegängniß der dramatischen Kunst hat nicht mehr, als 19,000 gekostet. Das Geschäft der Seligen wird übrigens, nach wie vor, fortgesetzt werden.

Indeß einen Steckbrief einer Schauspielerin, die, heimathlos umherziehend von Bühne zu Bühne, allenthalben hochgefeiert, aber von keiner Direktion gefesselt wurde, will ich, als Beitrag zur Geschichte der dramatischen Kunst neuester Zeit, den Lesern noch mittheilen. Besagte Schauspielerin wandte sich nämlich auch gen Frankfurt, und damit die National-Bühnen-Intendanz ein wachsames Augenmerk auf sie haben, und die Holde nicht entschlüpfen lassen möge, hatte ihr die hannöver'sche Polizei-Kritik folgendes Signalement vorausgeschickt, das allen Polizeien als Muster eines poetischen Steckbriefes dienen kann, und insofern großen Werth hat. Es lautet, wie folgt:

« C. H. gehört nicht zu den großen, noch weniger zu den kleinen, nicht zu den korpulenten, noch weniger zu den dünnen Theaterdamen; sie hat nicht die Taille einer Wespe, noch weniger die einer Biene; Hände und Füße stehen im besten Ebenmaaße zu dem Körper; ihr Haar ist

ſchwarz und glänzend, wie Ebenholz; ihre Augen ſind braun und ſcharf, bald klein und ſchmachtend, bald groß und blitzend; ihre Naſe iſt proportionirt, ohne griechiſch und römiſch zu ſeyn; ihr geſchloſſener Mund gleicht einer knospenden, ihr geöffneter einer aufgeblühten Roſe, in deren Kelche zwei Perlenſchnüre liegen; ihr Kinn iſt etwas Napoleoniſch; ihr Hals und Nacken ſammetartig, ihr Teint iſt blaß — mit einem Wort: Sie iſt nicht häßlich genug, um Männer zu erſchrecken, noch ſchön genug, um Weiber neidiſch zu machen, auch weder zu jung, um nicht ſchon Gutes leiſten zu können, noch zu alt, um nur Treffliches leiſten zu müſſen. Sie ſpricht immer deutlich, richtig und verſtändig, ſey es mit Worten, Blicken, Geberden, Geſten, oder mit allen zugleich. Ihr Organ iſt umfangreich, hat jedoch einen eigenen Klang, der anfänglich frappirt, an den man ſich jedoch, beſonders in der ruhigen Rede, bald und gern gewöhnt, in der heftigen muß ſie ihn ſehr bewachen und zügeln, ſonſt kränkt er das Ohr. Haltung, Gang, Bewegung ſind ſtets dem Charakter und der Situation angemeſſen. Beſondere Beachtung verdient ihr ſtummes und Mienenſpiel, ſie ergänzt damit jede Lücke, jede Pauſe,

unterſtützt den Mitſpielenden, bereitet jeden Uebergang vor. Ihre Koſtümes, ganz nach den Muſtern des Wiener Hofburgtheaters, ſind äußerſt geſchmackvoll, richtig — und wo es zuläſſig iſt — brillant.»

Das war der Steckbrief, wie er in dem Frankfurter Konverſationsblatt in einer Korreſpondenz aus Hannover vom 13. November abgedruckt ſtand. Ich traute meinen Augen kaum, als ich ihn las. Keine Weſpe, keine Biene, nicht zum Erſchrecken, nicht zum Beneiden; blaß, ſammetartig, napoleoniſch; eine Knoſpe, eine aufgeblühte Roſe; die Naſe nicht griechiſch, nicht römiſch; das Haar wie Ebenholz ſchwarz und glänzend; Augen: braun, ſcharf, klein, ſchmachtend, groß, blitzend. Allah iſt groß! und das iſt ein ſüßer Steckbrief, ein ächter Hannöverſcher Steckbrief; hingelispelt, hingehaucht, duftig, ambroſianiſch, ſchmachtend, blitzend, griechiſch nicht, nicht römiſch, glänzend wie Ebenholz, ſammtartig und roſig, und doch ein Steckbrief, ein Steckbrief, um die Polizei, das Publikum, die Kritik, die Theater-Direktoren, mit einem Worte, alle Welt verliebt zu machen, raſend verliebt. O Georg Harrys, warum haſt du mir das gethan! Und dennoch iſt dieſe C. H.,

mit der namenloſen Naſe, mit der juste milieu-Taille zwiſchen Weſpe und Biene, mit der Knoſpe, mit der Roſe, mit den Perlen im Munde und dem Ebenholze auf dem Kopfe nicht dazu geeignet, Weiber neidiſch zu machen? Edler Hoſpital-Inſpektor! du urtheilſt zu fromm über die Weiber, zu mild. Ein ſammetartiger Nacken ſteht heut zu Tage hoch im Preiſe; und es iſt ſüß, wenn die Kritik auf einem ſammetartigen Nacken ihr Mittagsſchläfchen halten kann. Ach! die Schauſpielerinnen mit dem Sammet-Nacken ſind gar wohl zu beneiden. Die Hand, die dieſen Sammet faßt, o ſie wird weich, und die Feder — und die Kritik — Alles wird wie Sammet. — Doch zum Irrenhauſe! —

Das Irrenhaus.

Irrenhäuſer giebt es in jeder civiliſirten Stadt, und in einer Stadt, wie Frankfurt, wo es Geld, Stolz und Egoismus mehr, als in irgend einer andern Stadt giebt, da muß man vorzugsweiſe auf ein gutes Irrenhaus bedacht ſeyn; denn Geld, Stolz und Egoismus ſind gerade die Dinge, die das beſte Tollkraut abgeben. Ein Armer wird ſelten geiſtesſchwach und

wirrig. Sein Geist bleibt in ihm und in der Armuth, und er ist Mensch, und die Armuth ist etwas Menschliches, sintemal jeder Mensch von Geburt arm ist. Er bringt keinen Geldsack mit zur Welt; er ist von Natur demüthig und hülflos, und läßt sich in Windeln legen und hat genug an der Muttermilch. Wird der Mensch aber reich und von Adel; treibt er sich im großen Handwerksleben umher, da kann es leicht möglich seyn, daß sich der Geist in das Geld verkriecht; in den Stolz, in die Ichsucht, und der Mensch ohne Geist wird irrig und toll. Er kann seinen Geist nicht wieder erhalten, und er muß in das Irrenhaus.

Frankfurt ist eine freie Stadt, aber das Irrenhaus in Frankfurt ist die freieste Stätte in Frankfurt. Wer da sitzt, der kann sich zum König, zum deutschen Kaiser, zum Rothschild und zum Rebellen machen, zum Despoten und zum Liberalen — man läßt ihm sein Spiel; denn im Irrenhause gilt die Freiheit. Der Geist muß unfrei werden, daß der Thier-Mensch frei werde. Man zuckt die Achseln, und spricht: «Nun der ist verrückt.» Freilich spricht ein Verrückter oft aus Instinkt die Wahrheit, aber den Instinkt kann man durch eiserne Stäbe vor den Fenstern

und Käfige und Ketten bändigen; man hat hier Schutzmittel, die der Geist überſpringen würde. Wo das freie Wort keinen Schaden bringt, da legt man ihm nichts in den Weg.

Das Irrenhaus in Frankfurt iſt recht menſchlich eingerichtet, und den Irren wird nicht zu nahe getreten. Man hält ſie gut, und läßt ihnen das Reich, welches ſie ſich geſchaffen. Man veranſtaltet Concerte zum Beſten der Irren-Anſtalt; Poeſie und Kunſt wirken für ſie, und die Humanität bringt ihr reichliche Spenden.

Man kann den Verrückten gar Nichts anhaben, ſie ſind wirklich über allem Geſetzes-Zwange erhaben, ſo lange ſie nicht lichte Augenblicke (diluciala intervalla) haben. In lichten Augenblicken können Verrückte, nach dem römiſchen Rechte, ein Teſtament machen, und da ſind ſie natürlich auch den Geſetzen und dem Zwange der Geſetze unterworfen. Nur die Dunkelheit, der Unverſtand, die Unvernunft, die Verrücktheit ſind vom Zwange frei, aber ein lichter Augenblick, und man ſetzt einen Lichtſchirm vor das Licht. — Was die Frankfurter Verrückten betrifft, ſo theilen ſie hierin das Loos aller Verrückten. Wenn ſie lichte Augenblicke haben, ſo können ſie teſtiren. Sein

Teſtament machen — es iſt ſchön! Schenkt Einem der liebe Gott auf ein paar Stunden den Verſtand wieder; ſo kann man ihn, wie ein armer Sünder, dazu benutzen, ſein Teſtament zu machen. Will man aber Andern das Teſtament machen, will man der Unvernunft das Teſtament machen, und über die Emancipation der Vernunft teſtiren, o da wird Einem ſchon der Weg gezeigt werden. Die einmal verrückt ſind, thuen am beſten, verrückt zu bleiben, denn die lichten Augenblicke ſind doch nur zum verrückt Werden. Man kömmt aus dem Regen in die Traufe.

Man iſt z. B. verrückt und erhält einen lichten Augenblick. Man geht in dieſem lichten Augenblick in das Theater, und will die Kunſt ſehen. Statt der Kunſt ſieht man Herrn Eduard Poé in einem Ballett von Herrn Eduard Poé, und Herrn Klaas, wie er an einem Eiſendraht baumelt, oder über Mad. Barezzi und Mad. Klaas hinwegſpringt. Iſt das nicht ein lichter Augenblick zum verrückt Werden?

Oder man iſt verrückt und erhält einen lichten Augenblick. In dieſem lichten Augenblick wird Einem ſchwindelig und man fällt in die literariſchen Vorleſungen des Herrn Charles Durand, der da ſpricht über romantiſche und klaſſiſche

Schule. Shakespeare scheint er nicht zu kennen, aber unter den Deutschen kennt er Kotzebue, weil dessen »Menschenhaß und Reue« in's Französische übersetzt worden ist. Weil er nichts Anders von der deutschen Romantik kennt, so ist ihm Kotzebue der beste deutsche Romantiker. Ist das nicht ein lichter Augenblick zum verrückt Werden?

Oder man ist verrückt und erhält einen lichten Augenblick. In diesem lichten Augenblick will man sein Herz erheben. Man lies't den »Gesellschafter,« der sich auch nennt »Blätter für Geist und Herz;« man lies't, daß Seydelmann durchaus des Privilegiums, als Künstler, von Berlin bedürfe. Ist das nicht ein Augenblick zum verrückt Werden?

Oder man ist verrückt, und erhält einen lichten Augenblick. In diesem lichten Augenblick will man sich an Freimüthigkeit laben. Willibald Alexis überreicht Einem den Berliner Hutten. »Hutten!« — ruft man sehnsüchtig aus — »Hutten, was bringst du?« Man lies't, und lies't. Jeder Zoll an diesem Hutten ist ein Häring. Ich das nicht ein lichter Augenblick zum verrückt Werden?

Oder man ist verrückt, und erhält einen lichten Augenblick. In diesem lichten Augenblick lies't

man Herrn Pfeilschiffter über den Adel, oder das «Journal de Francfort» über die konstitutionellen Verfassungen Deutschlands, oder die griechische Uebersetzung jener Gedichte, wodurch die Klassiker Griechenlands um Einen vermehrt wurden, wie, nach Durand, durch Herrn Kotzebue die Romantiker Deutschlands. O man wird wahrhaftig wiederum verrückt.

Ich muß zu meiner großen Schande gestehen, ich war nicht im Irrenhause zu Frankfurt. Was ich davon weiß, das weiß ich nur von Hörensagen; und aus Kirchner's «Ansichten» hab' ich erfahren, daß Howard und Knigge sich beifällig über das Irrenhaus in Frankfurt ausgesprochen haben. Indeß ich will es besuchen, und mich bestreben, ein Buch über den Umgang mit Verrückten zu schreiben. Knigge hat bekanntlich über den «Umgang mit Menschen» geschrieben. Menschen! Wo findet man die? Und wenn man sie findet, ist es nicht zum verrückt Werden, über einen Umgang mit ihnen zu schreiben? Wo soll man sie anfassen? Aber Verrückte, die findet man, und sie sind faßlich und halten meistens an einer Idee fest, und der Umgang mit ihnen ist leicht auseinander zu setzen.

Ein Verrückter hält sich für einen Großen. Nun da behandelt man ihn, wie einen Großen. Man heißt ihn Sire, Majestät, von Gottes Gnaden. Aber wie behandelt man einen Großen, der, dem gewöhnlichen Sprachgebrauche nach, zu den Großen gehört. Am Besten gar nicht. Man könnte allein ein Buch über den Umgang mit einem Großen schreiben, und wollte sich Einer danach richten, wie nach einem Komplimentirbuch, er würde doch am Ende einsehen, daß es mit der allgemeinen Theorie Nichts sey. Jeder Große ist anders. Der Eine will geschmeichelt und geheuchelt haben; der Andere liebt die Wahrheit; ein Dritter will weder die Schmeichelei, noch die Wahrheit; ein Vierter weiß gar nicht, was er will.

Ein Verrückter hält sich für einen Künstler. Nun, da behandelt man ihn, wie einen Künstler. Man heißt ihn genial, erhaben, charakteristisch. Aber wie behandelt man einen Künstler, der wirklich ein Künstler ist? Ach! selbst ein wirklicher Künstler hat die reizbarsten Nerven und ist schwer zu behandeln. Mit jedem Künstler muß man anders umgehen. Und nun gar die unwirklichen Künstler, deren Zahl Legion ist, wie soll man mit ihnen umgehen? Man lobt sie. Schon

gut. Das ist ein Schritt zum Umgange. Aber nun soll man auch den Nebenbuhler tadeln. Auch gut. Man tadelt. Jetzt glaubt man mit einem Pseudo-Künstler umzugehen. Geht man wirklich mit ihm um? O nein! er geht mit Einem um, und nur dadurch, daß man mit sich umgehen lasst, gewinnt das Verhältniß einen Anschein von Umgang. Ein Pseudo-Künstler liegt schon ausser dem Bereiche alles Umganges, und doch will er ein Mensch seyn.

Es ist sehr schwer, mit den Menschen umzugehen. Weit leichter, sehr leicht kann man mit den Verruckten umgehen. Ich glaube, Herrn Antoni, dem Verwalter im Frankfurter Irrenhause, würde sein Amt sehr erschwert werden, wenn er lauter verständige Leute, statt der Verruckten, in seinem Hause hätte.

Literatur.

Die Frankfurter Literatur — ja mit der hat es wirklich eine ganz besondere Bewandniß. Bratwurste, Sauerkraut mit Solperfleisch, Krepfeln u. s. w. das Alles lasse ich mir gefallen, es mag nirgends besser gefunden werden, als in Frankfurt, es ist ganz vortrefflich, ganz überaus einladend.

O es hat große Verehrer. Aber Literatur! «Wie viel kostet das Buch? Wie theuer ist das Journal? Sechszehn Gulden für ein Journal. Das ist sehr viel, außerordentlich viel.» Wenn in Frankfurt die Literatur pfundweise verkauft werden könnte, wenn sie einigermaßen nach Trüffeln und Champignons schmeckte, wenn sie wenigstens Coupons hätte, die man abschneiden könnte, sie würde wirklich an Werth gewinnen. Aber so, wie sie nun einmal ist, ohne reellen Geschmack und Werth, gilt sie gewaltig wenig in Frankfurt. Es wird wahrhaftig in Frankfurt zu viel spekulirt; und wer im «Schwan» zu Mittag gegessen, der dankt Gott, wenn er am anderen Mittag mit der Verdauung so weit gekommen, daß er wiederum im «Schwan» zu Mittag essen kann. Die Literatur muß ihn nothwendigerweise in der Zwischenzeit inkommodiren, es kann nicht anders kommen. Man komme dem Frankfurter bei Leibe nicht mit Poesie und Wissenschaft zu nahe: er fürchtet sie, wie das gebrannte Kind, das Feuer. Ich weiß es wohl, es giebt hier, wie allenthalben, Ausnahmen von der Regel, es giebt verständige, literarisch-gebildete Leute in Frankfurt; aber im Ganzen begnüget sich Frankfurt mit dem Be-

wußtſeyn, daß Göthe in ſeinen Mauern gebo-ren, daß Börne hier die Erſtlingsverſuche als Schriftſteller gemacht, daß Klinger ein Frank-furter geweſen, daß Kirchner ſich einen Namen in der wiſſenſchaftlichen Welt erworben. Die Frankfurter erkennen dieſe Leute an und thuen ſich etwas darauf zu Gute, ſie die Übrigen zu nennen. Man kann doch nun — der Anſtand will das ſo — auch von einem gelehrten Frankfurt reden und ſchreiben; man hat doch etwas Literariſches neben dem Gelde. Göthe iſt doch ein Frankfurter geweſen, und Börne iſt doch auch nicht zu verachten. Und dabei hat man ein Städel'ſches Kunſt-Inſtitut; man hat ein Muſeum, man hat ein National-Theater, man hat, mit einem Worte, von der Literatur und Kunſt ſo viel, als zum guten Ton erforder-lich iſt. Man weiß, wohin man einen fremden Gelehrten führen ſoll; man hat im Nothfalle einen Anhaltspunkt, wenn einmal, ſtatt über den Kurs und die Jagd, über Kunſt und Poeſie geſprochen wird. Börne's «Wage» hat man geleſen; ſeine «Briefe» hat man auch geleſen — ſie ſind recht luſtig, und fördern — was nicht alle Briefe thuen — die Verdammung; Göthe's «Taſſo» hat man wenigſtens theilweiſe im Theater

geſehen, und man hat es ſich ſagen laſſen, daß er in Jamben geſchrieben iſt. Man hilft ſich nun ſchon durch, wenn einmal zwiſchen der Suppe und dem Rindfleiſch, oder bei dem Deſert die Literatur auf's Tapet kommt.

Aber die Frankfurter Buchhändler ſind in Wahrheit zu bedauern. Wenn die allein auf Frankfurt angewieſen wären, ſie würden nicht das Salz auf dem Brode von der Literatur haben, oder die Literatur würde ihnen vielmehr alles Brod verſalzen. Mit eiſerner Ausdauer ſchicken ſie ihre Verlags- und Kommiſſions-Artikel in Frankfurt umher, und mit eiſerner Ausdauer empfangen ſie das Umhergeſandte zurück. Meiſtentheils iſt es viel zu theuer. Gelingt es dem Buchhändler nicht, den Leuten deutlich zu machen, daß dieſes, oder jenes Werkchen zu leſen, zum guten Ton gehöre, daß es nicht auf der Toilette fehlen dürfe — es wird nicht genommen. Hie und da erbarmt man ſich eines armen Literaten auf Subſcription. Solch' eine Liſte kann man nicht immer zurückſchicken. «Es iſt ein armer Teufel» — ſpricht ein reicher Banquier, nimmt die Feder, und unterſchreibt einen Gulden. Muß man doch auch den Kellnern im «Schwan» ein Trinkgeld geben.

Einen Belletriſten bittet man auch vielleicht zum Thee, und läßt ihn eine Novelle vorleſen. Bei der nächſten Geburtstagsfeier im Hauſe wird er aufgefordert, ein Gelegenheitsgedicht zu machen. Das bezahlt man denn mit einem Dukaten, und läßt es für einen anderen Dukaten in Gold auf Seide drucken. Es nimmt ſich, ſo gedruckt, recht poetiſch aus und wird nach der Suppe verleſen. Wo man des Dichters bedarf, da gebraucht man ihn — das iſt nicht zu läugnen. Man bezahlt ihn ehrlich — ein ſchuhlanges Gedicht auf Seide mit einem Dukaten. Das iſt Alles, was ein Dichter verlangen kann. Wenn man übrigens mit der Poeſie nicht einen reellen Zweck verbinden kann, ſo behandelt man ſie, wie eine pauvre honteuse. Gäbe es keine Geburtstage, keine Hochzeiten, keine Begräbniſſe, es brauchte auch keine Dichter zu geben. So aber iſt es gut, daß auch ſie exiſtiren. Es giebt kein Weſen in der großen, weiten Schöpfung — heißt es — das nicht zu Etwas nütze ſey. So ſind denn auch die Dichter zu Etwas tüchtig erfunden worden in Frankfurt.

Frankfurt ſieht zu ſehr nach Geld aus, und es muß hier Alles Geld ſeyn, was einigen Eindruck machen ſoll. Nachdem übrigens Deutſchland den «Fauſt» von Göthe anerkannt hatte,

hat ihn auch Frankfurt gewürdigt, und es giebt Leute daselbst, die ihn in Maroquin, mit goldenem Schnitt, haben einbinden lassen, des gediegenen Werthes wegen. Wird es einmal dahin kommen, daß die Literatur, wie englische Renner, Phaetons, Jäger und Hunde, Modesache wird, so wird sie auch sicherlich in Frankfurt mehr goutirt werden; wahrlich! man wird dann sich bestreben, ihr Geschmack abzugewinnen, man wird ihr einen Platz einräumen im Hause, und sie nicht in die Mansarde des Lebens verweisen, zu den Domestiken. Die Poesie wird dann mit zu Tische sitzen, sie wird nicht mehr bei den Geburtstagen und Hochzeiten aufwarten; sie wird dann nicht mehr pauvre honteuse seyn. O gewiß! es wird dann auch fette Literaten in Frankfurt geben, und die Dichtung wird so viel Einkommen erhalten, daß sie im «Schwan» jeden Tag zu Mittag essen kann; die gebratenen Tauben werden ihr in den Mund fliegen, und sie wird in den Stand gesetzt werden, in Papieren zu spekuliren. Wann diese «schönen Tage von Aranjuez» in Frankfurt für die Literatur kommen, so wird sie es daselbst recht wohnlich und zutraulich finden — bis jetzt muß sie sich schon so durchhelfen und von der Hand in den Mund leben.

Censur.

Ceterum censeo, Carthaginem esse delendam.

Der alte Censor Cato war ein sehr gescheidter Mann. Er sah es sehr wohl ein, daß Rom den großen blutigen Censurstrich durch die Nebenbuhlerin in Afrika ziehen müsse, wolle es ruhig schlafen, und deshalb schloß er eine jede seiner Reden mit dem centnerschweren Aufruf zur Zerstörung Karthago's, und Karthago sank vor den fünf Worten des alten, staatsklugen Diplomaten in Staub und Asche. Der erste Censor war ein weiser, umsichtiger, aber ein erbarmungsloser Mann, die Censoren heut' zu Tage haben sich die Erbarmungslosigkeit des alten Cato zum Muster genommen, und das »ceterum censeo, Carthaginem esse delendam« schwebt ihnen in Fraktursschrift vor; sie wollen auch ruhig schlafen, und nur sie. Uebrigens sind sie nicht immer weise und umsichtig. Sie werden recht gut bezahlt, und es ist durchaus nicht ihre Sache, zu untersuchen, ob ein Karthago zu zerstören sey, oder nicht. So fallen sie denn oft so gut über Freund, wie über Feind her, wenn sie zufälligerweise Migräne haben, oder

an Leibbeſchwerden leiden — ſie ſtreichen. Es giebt kein Wort, welches ſo ſehr gemißbraucht worden iſt, wie das Wort: Cenſor. «Censeo» heißt: ich urtheile; ein Cenſor iſt ein Beurtheiler. Aber du großer Gott! woher ſollten die Cenſoren heut' zu Tage Zeit zum Urtheil haben? Man ſollte ſie Streicher, oder Rothſtifte, oder auch Bleifedern heißen, ſintemal ihre Meinung oft ſchwer, wie Blei, ihre Gründe aber leicht, wie elaſtiſche Federn ſind. Ein Cenſor ſchwebt zwiſchen Himmel und Erde, d. h. zwiſchen der Wahrheit und der Politik, zwiſchen der Wahrheit und dem Gehalte, zwiſchen der Wahrheit und dem Staate, zwiſchen der Humanität und Eſſen und Trinken, und in dieſer fürchterlichen Lage ſoll er cenſiren. Es kann nicht fehlen, daß er ſich die Sache bequem macht — er ſtreicht. Sein Kopf muß ihm in der hängenden Lage ſo ſchwerfällig werden, daß kein vernünftiger Gedanke Platz darin finden kann. Tauſend Schreckgeſpenſter umrauſchen ihn. Läßt er die Wahrheit ſtehen, ſo iſt die erſte Frage: Was wird die Regierung dazu ſagen? Die Regierung kann viel, ſehr viel dazu ſagen. Es iſt aber beſſer, wenn die Regierung nichts ſagt, und der Cenſor — ſtreicht. Je blutiger der Cenſor iſt,

je mehr Rothstift, je weniger Mensch, ein desto besserer Censor ist er.

Die Frankfurter Censur ist in diesem Augenblick nun wirklich mehr Mensch, als Rothstift; sie erschrickt nicht vor dem Worte: Freiheit, sie erkennt die Zeit, und vergißt die Menschheit über ihren Gehalt nicht. Wenn die Censur überhaupt nicht ein zu inhumanes Ding wäre, ich könnte die Frankfurter Censur wirklich human nennen. Ich weiß es sehr wohl, daß sich der Censor in Frankfurt in der kritischsten Lage von der Welt befindet, und daß er eher, als jeder andere Censor, den Kopf verlieren kann. Man mag das auch wohl früherhin bedacht und Sorge getragen haben, daß ein Frankfurter Censor eigentlich gar keinen Kopf zu verlieren habe. Indeß in der Person des Kanzleiraths Dr. Fiedler ist man denn doch an den unrechten Mann gekommen. Es ist nun einmal seine Pflicht, den Staatszweck und die deutsche Bundesakte vor Augen zu haben, aber er hat nie und nimmer seine Humanität der Censur zum Opfer gebracht, und was mir besonders an ihm gefallt, ist das, daß er den Preß-Unfug, jene Frechheit, die lediglich Persönlichkeiten involvirt, in Schranken hält. Die ängstliche Hamburger

Cenſur, die ſtets an den Staat und die Kirche denkt, läßt meiſtentheils da, wo es Privaten gilt, allen Dingen freien Lauf, und es exiſtiren in Hamburg wirklich Blätter, die ſich lediglich durch moraliſche Vernichtung dieſes, oder jenes Menſchen erhalten, privilegirte Kloaken, in welche die Redaktoren ungehindert Ehre und Menſchenrecht des Nächſten werfen, und wenn man ſie durch eine Injurienklage wieder herausholt, ſind ſie ſo beſudelt, daß man ſie kaum wieder erkennen kann. Solche Blätter exiſtiren nur in Hamburg, und daß ſie in Frankfurt nicht exiſtiren, darüber kann man kein Aufhebens machen. Aber rühmen mag man es, daß die Frnnkfurter Cenſur, ohne Witz und Laune zu beeinträchtigen, wenn es dem Für und Wider dieſer, oder jener Sache gilt, da, wo die Beeinträchtigung einer Perſon vorliegt, mit dem Ernſte auftritt, der einzig und allein der Cenſur eine Lichtſeite abgewinnen läßt.

Die Cenſur ſoll einmal das Beſtehende gegen die Preſſe ſchützen, und die Frankfurter Cenſur vergißt nicht, was ihres Amtes iſt. Aber gegen die Grundſätze der Humanität zieht ſie nicht zu Felde, ſie ſchüttet nicht das Kind mit dem Bade aus, ſie wendet nicht ihre Blicke nach dieſem,

oder jenem vornehmen Gönner: was er davon halten, was er dazu ſagen werde? Sie denkt wirklich, ſie weiß Karthago von Bockenheim zu unterſcheiden, ſie wittert nicht in der freien Meinung Meuchelmord und Verrath; ſie weiß es', daß nicht jeder Journaliſt ein Marius iſt, daß nicht von jedem freien Worte Karthago zerſtört werde. Der von Eduard Duller und Karl Gutzkow redigirte «Phönix» bietet augenſcheinliche Belege meiner Behauptung, und Frankfurt — ſteht noch, wo es geſtanden, Deutſchland iſt von keiner Revolution heimgeſucht. Es iſt doch recht gut, wenn der Cenſor, außer dem Rothſtifte, auch noch Geiſt aufzuweiſen hat. Menſchheit, Staat und Schriftſteller befinden ſich dabei wenigſtens erträglich.

Wenn die deutſchen Cenſoren endlich nur einmal dahin kämen, ihren Beruf zu erkennen, ſie würden wenigſtens dem Dinge: Cenſur eine beſſere Farbe geben können, ſie würden ihr Handwerk populairer hinſtellen können, die unterdrückte Unſchuld, die ſie mit ihrem «haud imprimatur» in Schutz genommen, würde ihnen vielleicht Thränen freudiger Rührung und Dankbarkeit weinen, und ſelbſt die Literatur würde freundlicher gegen ſie geſinnt werden. Aber

so, wie sie jetzt sind, geben sie mit Kirche und Staat zu Bette und stehen mit Kirche und Staat auf. Diese zwei Worte lassen sie Christenthum und Christenheit vergessen. Sie sind zu Schirmvögten jener Beiden eingesetzt; der arme Nächste, welchen die Presse in den Koth tritt, mag sich selbst helfen. Könnte es schaden, wenn die Censur etwas ästhetischer zu Werke ginge, wenn sie, z. B. in Kunst-Kritiken, jede Anspielung auf persönliche Verhältnisse, in sofern eine solche die bürgerliche Ehre im Geringsten beeinträchtigt, striche? Fürwahr! die Censur könnte manches Gott wohlgefällige Werk vollbringen, wenn sie Staat und Kirche etwas mehr im Herzen, und weniger vor den Augen hätte.

Museum.

Wann es gestiftet? Welchen Zweck es erfüllen soll? Das ist im Ganzen ziemlich gleichgültig. Näher steht die Frage: Welchen Zweck erfüllt das Museum? Man mag vielleicht bei der Stiftung dieser Anstalt weitsehende Pläne vor Augen gehabt haben; jetzt musicirt man im Museum, man deklamirt, man lies't dieses, oder jenes vor, um Literatur, Poesie und Kunst populairer

zu machen. Dabei ist eine nicht unbedeutende Gemäldesammlung zur Anschauung aufgestellt und dem Maler und Zeichner ist hier Gelegenheit geboten, seine Kunst-Produkte dem Publikum vorzuführen. Das Museum soll die verschiedenen Stände für Kunst, Literatur und Poesie vereinen, Belehrung und Unterhaltung bieten, wie die belletristischen Journale unserer Tage. Es liegt an den Vorstehern, dem Institute den Ton des »Morgenblattes« zu geben, oder jenen seichten, poetisch-sentimentalen, der aus so vielen der neueren belletristischen Zeitschriften spricht. Eine Jenaer Literatur-Zeitung darf man hier nicht erwarten, wo Laien und Gelehrte zu Tische gehen. Es ist gar schön, daß sich die moderne Journalistik immer mehr und mehr von dem Schulmeisterton und dem Professorstyl, die früherhin Kritik, Literatur und Kunst für die große Menge so ungenießbar machten, entfernt und in einer Jedermann verständlichen Sprache spricht. Es ist schön, daß sich Anstalten öffnen, die Kritik, Literatur, Kunst und Poesie zum Gemeingut zu machen und die Interessen des Publikums darauf hinzulenken suchen. Das Frankfurter Museum scheint sich gleich, bei seinem Entstehen, diesen Zweck gesetzt zu haben,

und es ist im Ganzen von dem Pfade nicht abgewichen. Hofrath Berly — ich möchte ihn den literarischen maitre de plaisir der Frankfurter nennen — der so ziemlich das Institut leitet, geht hier mit Sachkenntniß zu Werke und mit jenem Takt, der für eine Anstalt erforderlich ist, in welcher alle Stände, von den Salons bis zu der Mittel-Klasse der Bürger herunter, sich für Kunst, Literatur und Unterhaltung vereinen. Gott weiß es, und die Leser werden es, wenn sie das Kapitel: Literatur in diesen Bildern beherzigt haben, gleichfalls einsehen, daß es schwer hält, die Frankfurter in dieser Hinsicht unter einen Hut zu bringen.

Alle vierzehn Tage verbinden sich die aus vier Klassen bestehenden Mitglieder (schöne Redekunste; zeichnenden Künste; Tonkunst; Kunstreunde) Freitag Abends zu dem obenbemerkten Zwecke im großen Saale des «Weidenbusches.» Während der Sommermonate bleibt jedoch die Anstalt geschlossen. Es ist eine große musikalisch-deklamatorisch-literarische Soirée, die hier stattfindet, und Euterpe, Polyhymnia, Klio, Kalliope und Erato erscheinen hier wechselweise bald im klassischen Gewande, mit welchem sie Mozart, Beethoven, Göthe geschmückt; bald im

romantischen William Shakespeares, Schillers und Karl Maria von Webers; bald in jenem himmlisch-menschlichen Jean Pauls; bald in dem eleganten fashonablen Gewande der neueren Schule. Scherz und Ernst bilden hier ein buntes Potpourri für alle Klassen der Zuhörer, und zuweilen, aber im Ganzen selten, tritt auch Momus herbei, wenn dieser, oder jener, der mit seinen Ansichten in die Oeffentlichkeit verlangt, sein poetisches, oder literarisches Unvermögen an den Tag legt und eine muthwillige Laune bei den Zuhörern hervorruft. Eine sorgfältigere Prüfung der zum Vortrag bestimmten Gegenstände möchte überhaupt wohl stattfinden können, und, was Polyhymnia und die schönen Redekünste betrifft, so wäre es schon gut, wenn man deren Feier etwas würdiger zu begehen suchte. Das, was nicht von Schauspielern vorgetragen wird, sollte billigerweise solchen Leuten anvertraut werden, welche die organischen Mittel dazu besitzen. Meistentheils findet hier aber ein schülerhafter Vortrag Statt, der dem Gegenstande nicht zuträglich ist, ihn den Zuhörern verleidet. Trefflich wird übrigens Euterpe bedient. Guhr verwaltet hier das Ober-Priester-Amt. Eine Symphonie von Beethoven kann nicht wür-

diger ausgeführt werden, als es im Muſeum geſchiehet. Und da auch das Frankfurter Oper-Perſonal willfährig zur Feier Euterpens mitwirkt, ſo möchte ich den tonkünſtleriſchen Theil der Soirée am beſten ſervirt heißen.

Die vierte Klaſſe der Muſeums-Mitglieder — die ſogenannten Kunſtfreunde — iſt die zahlende. Sie giebt einen jährlichen Beitrag an Geld. Die drei übrigen Klaſſen zahlen mit der Kunſt und Wiſſenſchaft. Uebrigens hat der Verein eigenen Beſitz. Der verſtorbene Großherzog hat ihn freigebig bedacht, und Fritz von Dalberg hat ihm ſeine Bibliothek und eine Sammlung auserleſener Muſikalien vermacht. Außerdem iſt er von manchem Privaten mit Geld und Kunſtgegenſtänden beſchenkt worden.

Es ſpricht ſich ſowohl in dem Beſuche des Muſeums, als auch in der aufmerkſamen Theilnahme, während Kunſt, Literatur und Poeſie, freilich mehr zur Unterhaltung, als ihrer ſelbſtwegen, das Wort führen, das regeſte Intereſſe der Frankfurter für das Inſtitut aus, und es läßt ſich nicht erwarten, daß das Letztere jemals von ihnen werde vernachläßigt werden, wenn es auch durch den Tod des Konſiſtorial-Raths Kirchner, der am 1. Januar 1835 den

Heimgang antrat, eine ſeiner kräftigſten Stützen verloren hat.

– In den Vorſälen des zur Abend-Unterhaltung beſtimmten großen Salons findet man an den Muſeums-Abenden die neueſten Kunſtprodukte einheimiſcher und fremder Maler aufgeſtellt, ſo wie eine werthvolle Sammlung älterer Kupferſtiche.

Die Intereſſen des Muſeums werden in dieſem Augenblick von vier Vorſtehern, den Herren Buchhändler Krebs (was die Oekonomie betrifft), Hofrath Berly, Dr. med. Klemens und Kapellmeiſter Guhr (was den artiſtiſchen Theil betrifft), mit großer Vorliebe verſehen.

Der «Phönix.»

Nachdem ich bereits der Frankfurter Journaliſtik Erwähnung gethan, erſchien am Horizonte der deutſchen Literatur jenes belletriſtiſch-literariſch-artiſtiſche Geſtirn, welches der Redakteur Dr. Eduard Duller «Phönix» taufte, und deſſen Literatur-Blatt dem blonden Gutzkow übertragen wurde, dem geiſtreichen, eleganten Berliner Kritiker, der die Narren-Briefe geſchrieben, der ſich von den Einflüſſen der Berliner Mittwochs-Geſellſchaft

frei gehalten; der früher zu Menzels Fahnen schwor, ohne Tiek anzubeten und Göthe zu verketzern; der nun, kräftig, wie einst Menzel im Literatur-Blatte, aber selbstständig, und ohne Vernichtungs-Princip, für die gute Sache, für die heilige Sache unserer deutschen Literatur kämpfen will. Es ist eine schwere Sache, die der witzige Gutzkow übernommen: ihm entgegen stehen die Tiek-Koare, ihm entgegen steht die, freilich wankende, aber dennoch, wenn ihr Haupt es anders nur will, gut bediente Kritik der Verneinung, ihm entgegen steht das Brockhausische Erhaltungs-Blatt, das zwischen Himmel und Erde schwebende, zwischen Brockhaus und Wahrheit; ihm entgegen steht endlich der Zeitgeist, der unglücklicherweise dem Liberalismus noch immer einen zu großen Einfluß auf Literatur, Kunst und Poesie zugesteht und die Eltern ihren Kindern, den Göthe zu lesen, verbieten läßt. Aber Gutzkow, durch Menzel zur Opposition kräftig gemacht, hat das Schwerdt, welches dieser bei Seite gelegt, zur Hand genommen. Es glänzt wie Karls des Großen Schwerdt, das den Götzendienst vernichtete. Indeß Gutzkow sieht nun ein, daß die Ausrottungs-Idee allein der Literatur nicht auf die Beine hilft.

So segendbringend die Opposition, der seit der Julius-Revolution Zeit- und Volks-Geist zu Hülfe kam, gewirkt hat, um die Periode des «marmornen Ruhms und des Elends» — wie Gutzkow sie in seinem kritischen Glaubensbekenntniß, Nro. 1 des Literatur-Blattes zum «Phönix» so treffend nennt — enden zu machen, sie muß nun ihr Grund-Princip fahren lassen, die «Negation der Literatur,» die Schreckens-Herrschaft mit einigem robespierre'schen und marat'schen Geiste muß schwinden, ein neues Reich muß emporblühen auf den Trümmern der Restauration, die Umwälzung darf nicht weiter getrieben werden, sie kann nicht weiter getrieben werden; denn die Literatur sehnt sich nach Ruhe, die Guillotine darf fernerhin nicht allein angewendet werden, der Geist muß sich von der Kritik, unter deren Schutz er sich geflüchtet hat, zur Produktivität emancipiren, und O'Connel — Gutzkow erhebt die Stimme, seine Interessen zu wahren. Sein Glaubensbekenntniß ist wirklich der Art, daß die Reformers nicht davor zurückzuschrecken brauchen; und der junge literarische Anwachs wird eben so wenig in ängstlicher Hast nach dem Kopfe greifen, zu erspähen, ob er auch noch sicher auf dem Rumpfe sitze, wenn er Gutzkow's Glaubensbekenntniß lies't.

So schlecht dem Kritiker die Bescheidenheit steht, so wohlanständig ist sie für die Kritik, und die Redaktion, die Kritik des neuen Literatur-Blattes bekennt offen, im Geiste wahrer Reform: »die Kritik sey die untergeordnetste Branche der Literatur,« das tyrannische Uebergewicht, welches sie sich durch Zeitverhältnisse und die einmal, seit der Julius-Revolution, vorherrschende Vernichtungs-Idee angemaßt, sey wirklich unerträglich. So wird denn Gutzkow's Urtheil schaffend hervortreten, befestigend, wenn auch schneidend. Es ist in der That zu bewundern, daß sich so viel Witz und Geist — wie sich unverkennbar in diesem sarkastischen Kritiker vorfinden, in Berlin erhalten haben, daß Willibald Alexis ihn nicht für den »Freimüthigen« gewonnen, daß die Tieck-Berlinische Schule ihn nicht für ihre Interessen angewendet hat, daß sich Alles an diesem Gutzkow vom preußischen Zuschnitt freigehalten hat. Ob man sich bestrebt hat, diesen Geist ungefährlich zu machen? Ich weiß es nicht. Aber man hätte es wirklich thun sollen, man hätte es wenigstens versuchen sollen; denn dieser Geist wird jetzt, da er selbstständig über einem Literatur-Blatte schwebt, fürchterlich gegen den preußisch-Tieck'schen Thron

verfahren, und dabei einiges Aufsehen erregen, weil er in jenem fein-witzigen, galanten, diabolischen Ton auftritt, der zur Mode der Literatur gehört. Er wird die Kritik auf die Toilette der Damen bringen, und es wird soweit kommen, daß Mancher, der Tieck, wegen seines langweiligen Kunst-Egoismus, nicht zu Ende lesen kann, den Hofrath Tieck im Literatur-Blatte mit einigem Vergnügen lies't und in sich lächelt über den närrischen, weiberbeherrschten Mann, der auf dem wankenden, zerfetzten Thron von Weimar Fürsten-Recht ausüben möchte.

Der «Phönix» hat sich, etwas prunkend, «Frühlingszeitung für Deutschland» angekündigt; indeß die Tendenz des Literatur-Blattes mag im Ganzen den Namen rechtfertigen. Die Kritik hat wirklich lange genug wie Winterfrost gewirkt, und manche Blüthe geknickt, die des Frühlings würdig gewesen wäre. Der Sonnenschein, der belebende Odem der Hoffnung, der aus der Julius-Revolution für die Literatur hervorging, wurde durch die strenge Kälte der Kritik December-Sonnenschein, nicht warm genug, um Leben hervorzurufen, und gerade hell genug, die Gräber zu bescheinen, die Todten dem Auge zu zeigen. Es muß Frühling werden, der Winter

hat seine Kraft verloren. Und ich will deshalb mit dem «Phönix,» der allen literarischen Kräften, nicht den Schwächen, zum publizistischen Kampfplatz bestimmt ist, und dessen Kritik über dem Grab und Tod sich entwindenden Frühling der Literatur wachen soll, nicht rechten, daß er sich nach dem nennt, welchem er angehört: also «Frühlingsfeyerung für Deutschland.»

Das belletristische Blatt wird von dem phantastischen Eduard Duller redigirt, der, als Schriftsteller, viel Aehnlichkeit hat mit dem sternumwundenen Nachthimmel, der des Morgenroths harrt. Wolken ziehen am Horizonte einher, Donner rollen, Stürme brausen, Felsen stürzen, dann aber wird's wieder licht- und sternenhell. Sie gehen nie unter die Sterne, aber die Sonne geht nicht auf, es wird nicht Morgen: Wahrheit, Recht, für welche Duller ficht, wir sehen sie mehr im Kampfe, als im Sieger-Kranze. Er wird sich regeln, der junge, kräftige Aar, und dann kann unsere Literatur das Schönste von ihm erwarten. Das Wort steht ihm zu Gebote, wie Keinem. Gewaltig handhabt er es, oft zu gewaltig, zu donnerpolternd. Eine größere Einfachheit der Sprache, besonders in dem Dialog, und ein festerer Plan

sind seinen Novellen allerdings zu wünschen. Ein Verein tüchtiger Mit-Arbeiter hat sich der neuen Zeitschrift zugesellt; und sie bietet in den bis jetzt erschienenen Nummern eine reiche belletristische Auswahl, Notizen für Kunst und Geschichte, Dramaturgie, mit einem Worte, Unterhaltung und Belehrung.

Die Sauerländer'sche Buchhandlung, in deren Verlag der «Phönix» herauskommt, hat es sich angelegen seyn lassen, die Zeitschrift würdig auszustatten; sie erscheint in dem eleganten Toilettenschmuck, der dem Auge so wohlgefällt, und es ist wünschenswerth und recht zu hoffen, daß das Publikum Sorge trage, den aus dem Flammengrab erstandenen Phönix der Welt zu erhalten. Mit unserer Journalistik sieht es wirklich heut zu Tage gar zu dürr aus; statt das Symbol der Literatur zu seyn, ist sie das Bild an ihren Schwänzen: statt die Literatur dem großen Haufen zugänglich zu machen, wirft sie dieselbe unter das Volk: ein Jeder kann sich einen Fetzen davon anziehen; statt ein Accessorium der Literatur zu seyn, macht sie sich zur Hauptsache, und man muß die Laterne anzünden, um Kunst, Poesie, Literatur aus der Journalistik herauszufinden. Es ist eben nicht mehr zum Aushalten mit der

Journalistik. Deshalb, Ihr Frankfurter, thut ein Uebriges, lest die sechszehn Gulden nicht eher an, als bis Ihr was von dem »Phönix« erschienen, gelesen. Ihr werdet daselbst Novellen und Gedichte finden, Kunst und Dames, Theater und Volksleben, Alles, wie Ihr es gern habt, und dabei keine Kompilation, keinen Nachdruck. Aber, was mehr ist, Ihr werdet im »Phönix« ein System finden, ein System, die Interessen unserer Literatur zu sichern, ein gottgefälliges System, und nicht jenen erbarmungslosen Atheismus der heutigen Journalistik, der an nichts Anderes glaubt, als an Geld und Abonnenten, an Essen und Trinken, an Buchhändler und deren Honorar.

Seydelmann in Frankfurt.

Ein Schauspieler! Ja nur ein Schauspieler; aber ich halte ihn in angemessener Entfernung von der Frankfurter National-Bühne, der er nicht angehört. Ich achte das Völkerrecht, und will den dramatischen Kunstler Seydelmann ganz stricte besprechen.

Karl Seydelmann kam im März des Jahres 1851 nach Frankfurt, und gastirte ein

Monat lang auf der Frankfurter National-Bühne, und man sprach und schrieb viel von seiner Kunst, und die Frankfurter strömten in's Theater, und gedachten Iffland's und der alten, guten Zeit, in welcher Iffland Direktor war, ohne Intendant zu seyn, und in welcher man eine dramatische Kunst, ohne Oper, hatte, und ein Theater ohne Springbrunnen und Hahnen-Potenatsen. Die Frankfurter Bühne zog im März des Jahres 1834 sogar die Blicke des Auslands auf sich, und der «Gesellschafter» von Gubitz wurde aufmerksam auf Seydelmann, und meinte, er müsste nach dem Spree-Athen kommen, solle man an ihn glauben, solle er den erledigten Thron von Berlin in Besitz nehmen. Aber Seydelmann war klug, wie Uhland, als man diesen, nach Göthe's Tod, auf den Thron von Weimar rief, und wollte Nichts hören von der Berliner Majestät und von dem Berliner Heiligenschein, welche ihm der große Holzschneider aus der Ferne zeigte. Er erklärte im «Morgenblatte» bescheidenen Tones und stolzen Sinnes, daß ihm nicht gelüste nach der vacanten Würde, daß er nicht Devrient seyn wolle, sondern nur der Künstler Seydelmann, daß er glaube, es gäbe auch noch ein Deutschland außer Berlin,

und eine Kunst-Kritik, außer der Kunst-Kritik der «Blatter für Geist und Herz.» Der große Holzschneider schwieg darauf, und Seydelmann will nun nach Berlin gehen, um den Lohn zu empfahen für die vermessene Sprache. Er ist wirklich gerade soviel Künstler, um des «Geistes» des «Gesellschafters» nicht zu bedürfen, um sein gekränktes holzgeschnittenes «Herz» nicht zu fürchten.

Seydelmann war also in Frankfurt, und vermachte den Frankfurtern, gegen 4000 fl., die sie ihm kunstbegeistert, in vollgewichtigem Silber auszahlten, das Andenken an seine Kunst, die nie alternde Erinnerung; und wie ein Traumbild schwebt es dann und wann aus den Koulissen hervor, wenn Springbrunnen rauschen, Genien tanzen, Nymfen sich wälzen, und die Musen ihr Antlitz verhüllen über die entweihete Kunst. Ja, ich gedenke dann oft des Shylock, des Marinelli, des Wellenberger, des Mephisto, des Karlos, des Vatel; ich gedenke dann oft der hehren, allmächtigen Kunst, die über Allem steht, was Kunst heißt, und die hinter Allem steht, was Kunst heißt, wenn man sie sieht, wie sie heut zu Tage gemeiniglich einhergeht.

Seydelmann ist wahrhaftig! ein großer Künstler, selbst wenn ihn Berlin nicht anerkennen sollte. Ich glaube sogar — was freilich viel sagen will — Seydelmann kann durch Berlin so wenig an Werth gewinnen, wie er durch Berlin an Werth verlieren kann. Ich meine sogar, es gäbe auch in Buxtehude Menschen und nicht bloß in Berlin; ich meine, es gäbe auch in Bockenheim Sinn für die Wahrheit und nicht bloß im «Gesellschafter.» Aber diese Recensenten halten sich nur an Vergleichungen, und da Devrient sie gelehrt hat, was dramatische Kunst sey, so haben sie ihm — wie billig — einen Thron erbaut, und, ob der Thron leer steht, sie blicken nach dem Thron, sie glauben an den Thron, sie hoffen Alles von dem Thron, und loben doch den «Kalkbrenner» des Herrn von Holtei, und «Ein Stündchen vor dem Hallischen Thor,» wo die dramatische Kunst sich mit Berliner Kindermädchen gemein macht. Ja sie meinen es gut mit der Kunst, und hofmeistern Seydelmann, weil er sich nicht in Berlin prüfen läßt, ob er auch Devrient sey, der er gar nicht seyn will.

Nochmals sey es gesagt: Devrient war romantisch; Seydelmann ist klassisch: Devrient

war ſubjektiv; Seydelmann iſt objektiv. Das iſt doch ein Unterſchied, der allen Vergleichungen von vorneherein den Weg verſperrt. Wer hätte es nur wagen können, Devrient in Seydelmann umzugeſtalten? Wer will es jetzt wagen, Seydelmann zu Devrient zu machen? Weit eher ließe ſich Gubitz zu einem Menzel machen, und der «Kalkbrenner» zu dramatiſcher Poeſie. Die Beiden: Seydelmann und Devrient ſtehen vereint und geſchieden neben einander: vereint durch die Kunſt, geſchieden durch die Ausübung der Kunſt; jener mehr auf Erden, dieſer mehr über die Erde hinwegragend. Und ſie wollen ſie vergleichen, weil Devrient im Leben auf dem dramatiſchen Kunſt-Thron ſaß, und weil Seydelmann, wenn Devrient noch am Leben wäre, zu ihm hätte erhoben, neben ihn hätte geſetzt werden können. Fürwahr! Devrient war weit beſcheidener, als Gubitz, mit ſeinem hölzernen Berlinerherzen: er hätte es der Frankfurter Kritik nicht verübelt, wenn ſie etwas enthuſiaſtiſcher über Seydelmann geſprochen, als über dieſen, oder jenen anderen Schauſpieler. Was hat denn der dramatiſche Künſtler vor dem routinirten Schauſpieler voraus? Den Beifall muß er mit ihm theilen; das

Lob? Der Kouliſſenreißer ruft: «halb Part mir!» und die «Abendzeitung» ſpricht — «halb Part ihm!» Der dramatiſche Kunſtler hat nur den lebenswarmen, friſchgrunen Enthuſiasmus voraus, und man konnte es der Frankfurter Kritik, wie dem Frankfurter Publikum anſehen, daß ihrem Enthuſiasmus die Wahrheit zum Grunde lag.

Seydelmann befand ſich übrigens bei dem Enthuſiasmus der Frankfurter ſehr wohl; es wurde ihm klar, daß einem Kunſtler doch noch etwas Beſſeres beſchieden ſey, als in einer kleinen langweiligen, öden Reſidenzſtadt, freilich für eine hohe Gage und unter beſonderer furſtlicher Protektion, aber doch ſonſt von «Robert dem Teufel,» «dem Rodenſtein,» dem ganzen groſſen Opern-Spektakel umgeben, in ein paar ſchlechten Stücken Komödie zu ſpielen, und am Ende die Kunſt zu langweilen, wenn ſie dabei ſitze und zuſehe, wie ihr treueſter Prieſter ſich abmüden muſſe, ſeine kontraktlichen Verbindlichkeiten zu erfullen. Seydelmann lebte in Frankfurt einige ſchöne Tage der Kunſt, und er durfte ſogar in «Nathan der Weiſe» ſpielen, zwei Mal, bei uberfulltem Hauſe, unter einer Todtenſtille der Zuſchauer, die Gefallen an Leſſing fanden,

und dann, wenn er sie zu sich herangezogen, zu sich, dem Nathan Lessing's, unter dem jähauf brausenden Sturme des Enthusiasmus.

«Wär' es nicht rathsamer» — fragte mich Seydelmann — «ich zöge, so wie ich nun bin, (ob als Künstler? das zu entscheiden, liegt mir nicht ob, aber als redlicher Priester des Isistempels, der bin ich wirklich,) in Deutschland umher, und spielte den Leuten was vor, die Interessen der Kunst vor Augen, mich an ihr erbebend, und das Publikum an meiner Kunst-Gluth wärmend?» ««O ja»» — erwiederte ich gedehnt — ««das wäre schon gut»» — und dann, alsbald die 4000 fl. und das Engagement in Stuttgart vergessend, mit Begeisterung: ««das wäre vortrefflich!»» — — — — Bald darauf spielte Seydelmann in Wiesbaden, und man verlangte höheren Ortes von ihm, er solle nur den Vatel spielen, nur etwas Komisches, bei Leibe keinen Nathan. Und Wiesbaden liegt auch in Deutschland, und man verschreibt sich alljährlich ein paar Mal den Hampelmann dahin von Frankfurt a. M., und die Frankfurter National-Bühne, die selbst so arm ist, daß sie nicht das tägliche Brod für die Kunst hat, muß der Wiesbadener Bühne noch Etwas von ihrer

Armuth abgeben. O! es giebt noch mehre Orte, wie Wiesbaden, in Deutschland, und ich hätte Seydelmann mit seiner Kunst in Deutschland umherziehen sehen mögen. In Berlin wird er nun den Nathan spielen dürfen, das unterliegt keiner Frage. Aber da wird man diesen, oder jenen Schauspieler, der auch den Nathan spielt, den Shylock, den Franz von Moor, fragen: ob Seydelmann ein großer Künstler sey? Und antwortet er, achselzuckend und bescheiden: «darüber steht mir keine Entscheidung zu» — so werden die H. H. Schiff und Konsorten schreiben: Herr Seydelmann habe noch weit bis zu Devrient, und Gubitz wird ausrufen: «Da haben wir es, er ist doch kein Devrient!» Thäte Seydelmann den redlich gemeinten, enthusiastischen Tollmanns-Schritt, und gäbe die 4000 fl. in Stuttgart auf, dürfte er sich nicht mehr königl. württemb. Hof-Schauspieler unterschreiben, er müßte dann die Kritik mit in sein Gefolge nehmen, nicht die besoldete, sondern die wahrhafte, enthusiastische Kunst-Kritik, die reine, lautere, die sich durch Nichts irre machen ließe, weder durch Schiff, noch durch Gubitz, weder durch Schauspieler, noch durch Intendanten, die reine Kritik der Vernunft. Diese Kritik

mußte aber eine reiche Kritik ſeyn; denn Seydelmann würde auch den Schein vermeiden wollen, ſie von ſich abhängig zu machen. So konnte Seydelmann und die Kritik auf Reiſen vielleicht etwas Gutes für die deutſche Bühne bewirken.

Die Frankfurter — es läßt ſich nicht läugnen: ſie haben Sinn für die dramatiſche Kunſt — verfuhren zuerſt, wenigſtens nach dem Grundſatze: audiatur et altera pars, und ließen Weidner und Meck, und Werdy und ſogar Iffland außer Augen, und ſtellten keine Vergleichungen an. Und Seydelmann trat auf, ohne Empfehlungsbrief der Blätter, ohne poetiſches Signalement, wie ſolches Clara Hirſchmann von Hannover aus aufzuweiſen hatte, einfach und prunklos. Man hörte ihn an, und er gefiel als Dominique im «Eſſighändler.» Er ſpielte weiter, und gefiel immer mehr. Er ſpielte den Nathan, den Wellenberger, den Shewa, er ſpielte lauter einfache Rollen, und am Ende ſogar den einfachen Teufel Mephiſto, und das Haus war überfullt, die reichen Frankfurter Banquiers vergaßen ihr Geld uber Seydelmann: man ſchüttelte den Kurs aus dem Leibe heraus; in der Diplomatik wurde es Frühling, und Leſſing

besetzte das europäische Gleichgewicht; Rothschild hielt ganze Abende im Theater aus, und auf der Börse sprach man mehr von Seydelmann, als von Metalliques; die Kunst ging in sich, und das Konversations-Blatt der Oberpostamts-Zeitung schrieb begeisterte Abhandlungen über Seydelmann. Seydelmann freute sich des bewegten Treibens, und blieb zu Hause und lernte und studierte, als sey Nichts vorgefallen. Aber auf dem blassen, kunstängstlichen Gesichte dämmerte das Morgenroth der Auferstehung, und Seydelmann fühlte sich als Seydelmann.

»Der Kritiker müsse die Menschen den Büchern vorziehen,« hat Karl Gutzkow in seinem kritischen Glaubensbekenntniß geschrieben, und Karl Gutzkow hat in seinem Literatur-Blatte wirklich die kritische Sonne über Seydelmann leuchten lassen, obwohl dieser kein Buch geschrieben, und nichts Gedrucktes für die Unsterblichkeit geschaffen hat. Da steht Seydelmann nun neben Tieck, Pückler-Muskau, den schwäbischen Lyrikern, neben Gans und den Doktrinären, und die »Jenaer Literatur-Zeitung« wird sich wundern. Aber die Humanität wird den Hut abziehen vor dem Geiste

les Literatur-Blattes und Immermann und Grabbe werden ihm Beifall zunicken; denn Seydelmann iſt, wie der Verfechter der dramatiſchen Kunſt, auch der Verfechter der dramatiſchen Literatur. Fragt ihn nur, ob er es vorziehen würde, Grabbe's «Don Juan» und Immermann's «Alexis» in Scene zu ſetzen, oder Auber's «Maskenball?» O! er wird ſich für Jene entſcheiden, und den Theater-Maſchiniſten anweiſen, was er in dieſem möglich gemacht hat, auch in Jenen zu bewirken. Seydelmann iſt ein literariſcher Charakter; denn ich glaube nicht, daß Immermann und Grabbe, wie ſie ihre gigantiſchen Dramen ſchrieben, an unſere heutigen Schauſpieler, Intendanten und Theater-Maſchiniſten dabei gedacht haben; aber ein Etwas, wie Seydelmann, mußte ihnen vorſchweben; Seydelmann iſt ein literariſcher Charakter: er würde, kennte er, wie er wollte, der dramatiſchen Poeſie Deutſchlands auf die Beine helfen, ihr zeigen, daß ſie von der Maſchinerie unſerer Bühne eben ſo wenig Etwas zu fürchten habe, wie Scribe und ſeine Opern, der Direktor Karl und ſeine Pferde.

Die frühere Kritik war zu vornehm geworden: ſie fürchtete, ſich die Hände zu beſchmutzen,

wenn sie von der dramatischen Kunst Notiz nähme. Sie trieb sich unter Käse-Papier und Makulatur herum, aber die Menschheit galt ihr keinen Kreuzer. Es ist auch damit anders geworden; denn die Julius-Revolution hat Wunder gewirkt, und die linke Seite der Kritik ist zu mächtig geworden. Das Volk steht ihr zur Seite, Europa zeigt ihr das Banner, geschmückt mit der göttlichen Jungfrau, die den Speer mit dem Hute in Händen hält und das Bündel Pfeile. Die löschpapierne Zeit mit dem ewigen Glauben, der Liebe und der Hoffnung in Worten, sie ist vorüber, das Leben ist in die Literatur übergegangen und die Göttinger Bibliothek ist im Preise gesunken, denn Göttingen zählt nicht mehr als achthundert Studenten; Cujacius Hugo, der die Bäume von Oben beschneidet, hat keine Zuhörer mehr, und Cajus Asinius Göschen, der endlich Hofrath geworden, lies't die Pandekten im öden Saale, und man gedenkt kaum mehr des großen Werkes, das er vollbracht, der Auffindung von »Caji Institutiones.« Ja! man verlangt Leben, und die junge Kritik, die sich endlich den revolutionairen Stürmen entwunden, sie wird auch der Schauspieler gedenken, sie wird die Mimae und Histriones vergessen und die

levis notae macula, und Leſſing wird ſich vor Freuden in ſeinem Grabe umkehren, Göthe wird beruhigt werden wegen der Oppoſition, und Schiller'n wird das Herz höher ſchlagen, ſo hoch, wie damals, als er den Poſa gedichtet. Laßt ſie ſich nur wehren, die alte bemooste Kritik der Legitimität; die gute Haut kämpft für Reich und Thron, aber ſie wird unterliegen. Ehrenwerthe Notabilitäten der Literatur werden ſich — wie geſagt — mit der dramatiſchen Kunſt-Kritik beſchäftigen, unbekümmert um die beſternten Intendanten, die Grafen, Barone und Kammerherren an der Spitze der Bühne, unbekümmert um die Schauſpieler rechts und links, aber ſehr bekümmert um die Intereſſen der Kunſt. Daß ſolches übrigens nur die junge muthige, in der Oppoſition großgezogene, bei der Revolutions-Periode der Literatur thätig geweſene und nun endlich, nachdem ſie ausgegoren, ſich ſetzende Kritik unternehmen könne, iſt gewiß; denn hinter ihr liegt Brockhaus und das Erhaltungs-Blatt, die Cliquen und die Tieck'ſche Dramaturgie, vor ihr liegt die Verweſung, mit allen Schauſpielern, mit Raupach, Holbein und Kotzebue, mit Clauren und dem »Kalkbrenner,« mit allem Gewäſche der heutigen Theater-Recen-

senten. Großer Gott! das muß ein Kampf werden, wie ihn nur eine muthige, kräftige, jugendliche Literatur kämpfen kann.

Gutzkow schickt sich nun an, die Bahn zu lichten; er hat mehr die Humanität (das Wort ist umfassend), als die Bücher in seinem Literatur-Parte vor Augen; und so kam denn auch Seydelmann hinein.

Seydelmann ist mir ein schönes Bild in Frankfurt, wenn auch ein Traumbild, wie Börne. Ich sehe ihn häufig dort in dem stillen Hinterstübchen in der Ballengasse, mit dem großen, lichten Auge, und dem melancholisch angehauchten Antlitz, sinnend und dichtend, mit dem Geiste bei den Sternen, im Uebrigen angeschmieedet an seinen festen, lebenslänglichen Kontrakt, ein zweiter Prometheus, das Herz zerfleischt von dem Geier: Unverstand und Dummheit. Anders seh' ich ihn freilich dort, wo die Musen walten sollen, und wo sie so selten walten. Da hatte er die Welt von sich geschüttelt mit allen Intendanten und sauberen Kollegen; da stand er, ein Shakespeare, Lessing, Göthe; da stand er lebendig, kräftig, groß, allmächtig schaffend. Und die Frankfurter wurden auch zu der Erkenntniß gebracht, daß man es hier mit einem großen

Schauspieler zu thun habe, und sie vergaßen allerdings darüber, daß Seydelmann noch nicht in Berlin gastirt, daß er noch nicht von dort die Erlaubniß erhalten habe, ein großer Schauspieler seyn und die Menschheit staunen machen zu dürfen. Freilich hieß das nicht, den ordentlichen Gerichtsgang beobachten; der Enthusiasmus war hier ein Exekutions-Verfahren vor dem rechtskräftigen Urtheil des Berliner Recensenten-Schöppenstuhls; aber die Sache war zu entschuldigen, man vergaß sich einmal in Frankfurt, man jubelte einmal, wie denn das wohl vorkommt, und Gubitz und Seydelmann vor die Schranken. Jetzt wird er hinreißen. «Ja nun» — sagen die Frankfurter — «ist Luther nicht auch gen Worms gereiset?» Man sieht es wohl ein, sie glauben, sie glauben fest daran: auch Berlin müsse Seydelmann anerkennen.

Ich habe wahrlich! nie Aehnliches erlebt, als das, was mit diesem Seydelmann in Frankfurt vorging. Man wußte, bevor Seydelmann auftrat, nur, daß «Robert der Teufel» die interessanteste Bühnen-Erscheinung sey, und «Robert der Teufel» schwebte als schützender Genius über der Aesthetik der Frankfurter und der Kasse des Theaters. Was nicht Robert war,

das war eben Nichts, und wer nicht Robert anerkannte, der war ein Indifferentist. Man schwor bei Robert, ging mit Robert zu Tisch und schlief, was allerdings ein Wunder rücksichtlich der geldstolzen Frankfurter war — mit »Geld ist nur Chimäre« ein. Die Nonnen in »Robert« machten Epoche in der dramatischen Kunst, und Franz Grüner war nahe daran, unsterblich zu werden, weil er das Alles möglich gemacht hatte. Mitten unter diesem Teufels-Spektakel kam Seydelmann; ruhig, harmlos, vielleicht etwas ängstlich fuhr er in das Assenthor. Er erklärte, er wolle zuerst als Dominique (Essighändler) auftreten. Der Intendanz, die die starken Nerven des Publikums kannte, die da wußte, welche Reizmittel sie bisher angewendet hatte, wurde bei dieser Erklärung ganz sonderbar zu Muthe. Aber Seydelmann konnte nicht singen, und im Schauspiel gab es keine Teufels-Tragödie so piquanter Art, wie die erwähnte Oper; man mußte ihn gewähren lassen. Er spielte auch Anfangs vor einem leeren Hause, und die Intendanz hatte die Genugthuung, daß sie auf dem Theaterplatze umhergehen und über den wenigen Kunstsinn der Frankfurter Glossen machen konnte. Indeß kam die Sache bald anders: Seydelmann

drang schon in der dritten Vorstellung durch, und man mußte das Orchester ausräumen, was allerdings in «Robert der Teufel» nicht anging. Die Frankfurter bewiesen, daß Herr Gruner sie verkannt habe, und Herr Gruner sprach mit Enthusiasmus über die Kunst, die so viel Geld einbringe und bei der man keines Orchesters bedürfe, über die Kunst, die so einfach sey und so vielfach in Betreff der Kasse. Nathan kam wieder zu Ehren; Emilia Galotti wurde für ein Stück erklärt, das man noch nicht in die Rumpelkammer zu legen brauche; Robert der Teufel wurde vergessen, und man schämte sich sogar, daß man so viel Aufhebens von den Nonnen und der neuesten Opern-Literatur Scribe's gemacht habe. Die Lindner athmete wieder auf und Meck empfand keinen Kunst-Neid, und flocht, als Hild in «Garrik,» den mühsam errungenen Lorbeerkranz seinem Kollegen Seydelmann um's Haupt; das Publikum jubelte, und Mainz und Frankfurt rissen sich um Seydelmann. Seydelmann schied; und, was nach seiner Abreise geschah, überstieg beinahe noch das, was während er gegenwärtig, geschehen war. Die Intendanz ließ sich wieder geben und griff ängstlich zu dem alten Freund, dem trauten Robert, ihn

wieder in die früheren Rechte einsetzend; und i
Frankfurter gingen wieder zu Robert, der al
Spektakel ging von vorne an. Die Frankfurt
sind wirklich geduldige Leute, und sie mochte
wohl der Meinung seyn, daß die zu sehr ang
strengte Kunst ein Mittagschläfchen halten muß
So kam es denn auch, daß man sich mit de
Alten wiederum versöhnte und den Intendante
gewähren ließ. Aber ob man Seydelman
vergaß? O nein! Es sprach Etwas für ihn i
den Herzen der Frankfurter, das kein Robert
keine Nonnen, keine Springbrunnen, keine Cha
latanerie vernichten konnte. Wie man das Etwa
nennt, weiß ich so eigentlich nicht. Es läßt sic
wohl mehr fühlen, als definiren. Ich meine
man könne es die göttliche Wiegen-Mitgift de
Menschen heißen; es ist jener Sinn für Wahr
heit und Schönheit, der dem Menschen angeboren,
der sich wohl durch Firlefanz und Prunk und
Unflath dann und wann von dem rechten Wege
abbringen läßt, der aber nie so sehr in dem
Menschen erlischt, daß er nicht mehr zu wecken
wäre, oder daß er je vergessen könnte, was ihm
Schönes oder Wahres geboren. Seydelmann
ist in Stuttgart lebenslänglich engagirt, aber
das Engagement, welches er sich in Frankfurt

errungen, das Engagement des Ruhms, das Engagement in Aller Herzen — ich glaube, es ist das ächte, wahre Engagement des Künstlers, zwar ohne Gage und Pension, aber ein Engagement für die Unsterblichkeit.

Der Bürger-Kapitain.

Die Zeit der «Rabbedehns,» der «Leibschütze,» der «Fennerichs-Mahlzeit,» der «Gelahtsreider» ist vorüber; man hat jetzt in Frankfurt eine Polizei, die man, bis zum Anfange dieses Jahrhunderts, nur dem Namen nach kannte, und Quartierverstände, die ein Schatten der alten erloschenen «Rabbedehns»-Wurde sind. Sie ist dahin die klassische Zeit jenes reichsstädtischen Philisteriums, welcher die «Borjer» ihr «Frankfort» wie ein Haus, und den Burger-Verband wie eine große Familie betrachten ließ. Jeder Angehörige wachte über Haus und Familie, und die alten «Rabbedehns» waren die Familien-Väter, denen vorzugsweise die Sicherheit für Haus und Hof und für die Insassen oblag. Ja, es ist kein Scherz: man hatte wirklich bis zum Anfange dieses Jahrhunderts keine Polizei in

Frankfurt. Die französische Revolution des vorigen Jahrhunderts ging spurlos an dem Frankfurter Philisterismus vorüber, und es war kein Grund vorhanden, eine Polizei einzusetzen. Es kam der Krieg und Napoleon und das Großherzogthum, und der Frankfurter Philisterismus — der wahrlich der edelste Philisterismus von der Welt war — hätte festgestanden und keiner Polizei bedurft, wenn man ihn nicht mit Gewalt über den Haufen geworfen, wenn nicht das Ausland nach Frankfurt gekommen wäre. Man erhielt jetzt eine Polizei, und die «Rabbedehns» wurden in Ruhestand versetzt. Aber nachdem Alles gefallen, was der korsikanische Titan heraufbeschworen, da krochen die alten «Rabbedehns» wieder aus ihrem Dachsbau hervor, und baten Vater Franzle, er möge ihr gutes Frankfurt doch wieder in das alte Recht einsetzen. Ob man ihren Bitten nicht widerstehen konnte? Ich weiß es nicht; aber Frankfurt erhielt seine Freiheit wieder und wurde die vierte freie Stadt des deutschen Bundes. Uebrigens wurde auch hier, wie in den übrigen freien Städten, die Thorsperre beibehalten. Die «Rabbedehns» machte man indeß zu Quartier-Vorständen, und die Polizei blieb, und hat in der neuesten Zeit sehr viel zu thun bekommen.

In Mitten der letzten Ereigniſſe, die der Julius-Revolution vorhergingen, jener Revolution, die die letzte Hand an die Vernichtung des bereits auf alle Weiſe beſchnittenen reichsſtädtiſchen Philiſterismus legte, die den Grabhügel über der Ruheſtätte der vierzehn «Rabbedehns,» der Marſchälle von Frankfurt, errichtete, ſchrieb Malß (er erlaubt es mir wohl, ihn zu nennen?) ſeinen «Bürger-Kapitain,» das ſchönſte Bild einer früheren, nun ſchlafen gegangenen Zeit, ein Haſſiſches Bild niederländiſcher Schule, ein ächtes Genrebild des «Frankfurter Borger-» Lebens aus dem vorigen Jahrhundert. Man mag darüber hin- und herraiſonniren, wie man will: es giebt keine Stadt in Deutſchland, in welcher ſich ein ſo durchgreifender Volks-Charakter (ich ſpreche hier nur von der Mittel-Klaſſe des Volks, dem eigentlichen Durchſchnitts-Maaßſtab) herausſtellt, wie in Frankfurt, weil hier eben gar ſo viel natürlicher Inſtinkt gefunden wird. Dieſen Charakter in ſeiner urſprünglichen Bekleidung getreu abzubilden, hatte ſich Malß als Ziel geſetzt, und er hat es erreicht. Wir finden hier ein Sitten- und Charakter-Gemälde, das, je weniger es von der Oberfläche geſchöpft iſt, einen um ſo zuverſichtlicheren Spiegel der Vergangenheit und

theilweise auch der Gegenwart bietet; denn wenn auch die Hülle fiel, der treue, einfache Sinn blieb, und die jetzige aufgeklärtere und elegantere Generation, welche sich von der belebenden Frühlings-Sonne des Liberalismus erwärmt fühlt und großartigere Interessen vor Augen hat, als eine «Fennerichs-Mahlzeit,» wird auch für die Zukunft jene Einfachheit bewahren, die einem Republikaner sowohl ansteht. Ich habe mich über den jetzigen Stand der Dinge in dieser Hinsicht in dem Kapitel: «die Stände» ausgesprochen, und ich liebe die Wiederholungen nicht. Aber des schönsten Bildes einer heimgegangenen Vorzeit muß ich in meinen «Bildern» gedenken, und dieses Bild ist der «Bürger-Kapitain» von Malß.

Ich möchte sie nicht wieder herbeiwünschen die gute alte Zeit mit den alten Vorurtheilen. Sie thut sehr wohl, zu bleiben, wo sie ist — im Grabe. Aber was Gutes an ihr war, das preise ich, obwohl ich der gemüthlichste Reformer von der Welt bin, und bei Leibe kein Philister, der da wünscht, es möge nie Tag geworden seyn in Europa und in Frankfurt. Mir gefällt der «Bürger-Kapitain» sogar aus dem oben angegebenen Grunde mehr, als aus dem Grunde,

weil er poetiſch iſt, weil Göthe ihn gewürdigt und dazu gelacht hat, weil Malß durch ihn in die Brockhauſiſche Unſterblichkeits-Fabrik des Konverſations-Lexikons gekommen iſt. Das ſind mir Neben-Dinge, die, ſo angenehm ſie dem Verfaſſer ſeyn mögen, doch für die Menſchheit ohne Intereſſe ſind, und den alten «Kimmelmeier,» den Repräſentanten des Frankfurt, wie es war, nicht höher ſtellen, als er ſteht. «Kimmelmeier» iſt mein Freund geworden, trotz dem, daß ich mit meiner Denk-Weiſe eben ſo wenig, wie der Kornet von «Daxowitz,» der Seinige geworden ſeyn würde. Der «Verführer» würde er ſagen, o er würde vielleicht noch nachdrücklicher mit mir ſprechen; den «Weigenand» würde er mir als Vorbild aufſtellen, den «Miller» würde er mir auf den Leib hetzen, den «Klubiſt» würde er an mir herauswittern. Ich weiß das Alles; doch er iſt todt, und in Frankfurt wird kein zweiter «Kimmelmeier,» wie dieſer Einer war, erſtehen, und deshalb bin ich ſo gerührt, ſo tief gerührt. Ich muß ſchnell abbrechen. Aber, Ihr Frankfurter, haltet mir den «Bürger-Kapitain» in Ehren!

Hampelmann.

Auch seiner muß ich gedenken. Er hat Epoche gemacht in der dramatischen Literatur unserer Frankfurter Bühne. Frankfurt ist mit ihm nach Königstein und Nürnberg gefahren; es hat ihn begleitet, als er, ein Zimmer zu miethen, ausging. Es hat mit ihm geliebt und gelebt; es hat mit ihm gelitten und Trübsal ausgestanden. Wie der Polichinell der Italiäner, ist Hampelmann die komische Maske der Frankfurter geworden, und man hat ihn sich nach Wiesbaden und Mainz verschrieben. Der Baumwollen-Waarenhändler hat es solchergestalt zu einer Celebrität gebracht, und ist sogar auf dem Repertoire mit «Robert dem Teufel» in die Schranken getreten. Wie er aussieht? Gar komisch, pudelnärrisch. Ich glaube, dem Verfasser muß hier dieses, oder jenes Original aus Frankfurt vorgeschwebt haben, und er hat es in die französische Posse verpflanzt, und Haffel hat ihn verstanden und dem Original Leben gegeben. Hampelmann ist nicht ohne Frankfurter Blut, schon deshalb, weil er sich gar so behaglich als Frankfurter fühlt; aber sonst trägt er freilich Nichts von einem Lokal-Charakter an sich. Er ist eine

komische Figur, wie sie allenthalben vorkommen kann, mit viel Dummheit, aber auch mit viel Witz und Laune ausgestattet, nur für einen Christen — der er doch seyn soll — etwas zudringlich und plump-galant.

Mir sind alle literarische Erscheinungen merkwürdig, die von sich reden machen in der Oeffentlichkeit, die die Salons in Thätigkeit setzen und die Aepfelwein-Kneipen anziehen. Man kann sie häufig als einen Thermometer des Volksgeistes betrachten. In «Hampelmann» hat sich Frankfurt vereinigt. Alles hat sich den Hampelmann besehen, und die noble Gesellschaft hat sich so gut an ihm erholt, wie die kleinen tabackeingequalmten Wirthsstuben der Leute von gröberem Thon. Die Kritik hat den Hampelmann hie und da für unästhetisch erklärt; hie und da hat man ihm Originalität beigelegt; in der That aber ist man darin übereingekommen, daß er einen und auch mehre Abende sehr wohl amusiren könne. Endlich hat man sich darüber gestritten, ob «Hampelmann's Fahrt nach Königstein,» oder «Hampelmann im Eilwagen,» oder auch «Hampelmann sucht ein Zimmer zu miethen,» vorzuziehen sey? Und das Alles geschah kurz nach dem Hauptwache-Sturm, in Mitten der

neueſten Frankfurter Politik, in Mitten der blutigen Vorfälle vor der Konſtabler-Wache. Ein Hampelmann nach dem anderen kam zum Vorſchein, und ein Hampelmann nach dem anderen wurde beſehen und belacht, wenn ihn Unfälle aller Art trafen, wie jenen Kaufmann in Bagdad mit den Pantoffeln, oder wenn er allenthalben, ein tölpelhafter Eulenſpiegel, Unfälle hervorrief. Man ſieht es wohl ein, es iſt im Ganzen zu viel fröhlicher Geiſt unter den Leuten in Frankfurt, als daß Deutſchland etwas Ernſtliches von Frankfurt zu fürchten haben könnte. Man lacht hier noch gar zu gern; und wenn ein Deutſcher lacht, ſo kömmt es ihm aus Herz und Seele. Die Franzoſen mögen immerhin, nach einer blutigen Tragödie der Julius-Revolution, heiteren Sinnes einer Poſſe beiwohnen können und ſich hier todtlachen, wie ſie ſich dort todtgeſchlagen. Sie lachen mit der Oberfläche des Gemüths, nicht mit dem Herzen. Der Deutſche aber, den ein Hampelmann enthuſiasmirt, brütet nicht über Mord und Tod; er kömmt von keiner Revolution, er gebt zu keiner Revolution. Das Aergſte, was ihm widerfahren kann, iſt das, daß er, nach Hauſe gehend, zu ruhigeren Betrachtungen gelangt, daß er anfängt zu raiſonniren, zu

kritisiren, daß er sich furchtbar ärgert, über so dummes Zeug gelacht zu haben. Ja so sind die Deutschen, sie verleiden sich selbst jeden Genuß. Immer fällt ihnen später ein, was sie früher hätten bedenken sollen, oder lieber gar nicht. Selbst wenn sie einmal lustig gewesen sind, meditiren sie nachgehends darüber und haschen nach Motiven und werden griesgrämlich, wenn sie sich sagen müssen: «nun es war halt dummes Zeug.» So hat man denn auch dem armen Hampelmann manche böse Nachrede gehalten und es ihn gedruckt mit ästhetischem Zartgefühl entgelten lassen, daß er selbst die hypochondre Kritik unserer Tage zum Lachen genöthigt hat. Bei dem Allem ist Hampelmann der Polichinell der Frankfurter geblieben, und ich würde ihm diese Charge nicht mißgönnen, wenn die Bühnen-Intendanz nicht noch einen Schritt weiter gegangen wäre und ihn zum Polichinell der dramatischen Kunst, oder vielmehr die dramatische Kunst zum Polichinell des Hampelmann gemacht hätte. Es gehen keine vierzehn Tage vorüber, daß nicht Hampelmann gespielt wird, und dieses ewige Hampelmannen, ohne Maaß und Ziel, dieses Hampelmannen in den Tag hinein — es ist ein großes tragisches Leid, welches, neben vielen

anderen großen tragischen Leiden, über der Frankfurter National-Bühne schwebt, und viel dazu beigetragen hat, sie selbst zu einem Hampelmann zu machen, der Arme und Beine mechanisch bewegt, wenn der Intendant den Faden zieht, den Kopf aber, frazenhaft lächelnd, einen Taz, wie den anderen, hält. Nun man kennt ja die Nurnberger Hampelmänner.

Punsch-Buden; Freicisen; Sauerwein; Funk.

Wie es allerdings nicht zu läugnen ist, daß die Literatur — wenn auch nicht die Frankfurter Literatur, die sich eben durch Nichts irre machen ließ, sondern stets auf dem alten Pfade beharrte — durch die Julius-Revolution einen bedeutenden Um- und Aufschwung erhielt, daß ihr neues Leben zuströmte, so kann man der Literatur gegenüber mit Fug und Recht ein zweites Institut stellen, daß, wie jene, den belebenden Einfluß der Julius-Sonne empfand, und ein solches sind die Punsch-Buden in Frankfurt, oder Punsch-Kneipen, die bis zum Julius 1830 ein ärmliches Leben dahinkrochen, ein Leben, von welchem man nicht sagen konnte, daß es ein Leben war,

ein Leben, wie solches die dramatische Kunst heut zu Tage lebt, ein wahres Philister-Leben. Die Frankfurter konnten sich nicht mit Punsch und Grog befreunden; es lag ihnen etwas Nordisches, Phlegmatisches in dem Getränke, das mit dem lebhaften, übersprudelnden Wein-Humor nicht harmonirte, ein gemachtes Feuer, das ihnen nicht zusagte, eine Schwerfälligkeit, die der Aepfelwein nicht aufzuweisen hatte. Doch, wer hätte es denken sollen! Kurz nach der Julius-Revolution fuhr der Geist des Liberalismus in die Punsch-Buden. Polen pflanzte die Fahne mit dem weißen Adler auf, und die Frankfurter Liberalen, die in diesem Augenblick größtentheils in der Schweiz und Amerika sitzen, tranken Baierisches Bier, und wenn sie Bier getrunken hatten, so gingen sie, spät Abends, in die Punsch-Buden und tranken Punsch und sprachen über die Wiedergeburt Polens, und der «Eulenspiegel» erschien; Sauerwein schrieb liberale Schwänke und das humoristische A. B. C. der Freiheit; Freieisen schrieb das Lederndste, was er je geschrieben: «die Republik,» und Censur und Polizei hatten vollauf zu thun; die Universitäten fällten Sentenzen; Wirth erhielt einen Ehrensäbel; Frankfurt erfuhr — was man bis dahin

noch gar nicht wußte — daß es in einem Bleicher einen zweiten Lafayette besitze, und bei dem Allen wurde fortwährend Punsch getrunken. Die Zahl der Freiheits-Männer nahm mittlerweile zu, und die Punsch-Buden nahmen auch zu; denn was berathen und ausgeführt wurde, das wurde mit Punsch berathen und ausgeführt. Es war ein lustiges, witziges Leben in den Punsch-Buden, und sie faßten Boden und wurden kräftig. Späterhin gestalteten sich freilich die Sachen anders; man wehrte ihnen, die den Punsch so in Ansehen gebracht, sie mußten ausziehen: der Eine hier-, der Andere dorthin, wo der Liberalismus sich nicht so behaglich fühlt, als in dem kleinen, traulichen Stübchen unter der Katharinen-Pforte. Indeß die Punsch-Buden erhielten sich in dem einmal erlangten Ansehen, und manch' lustiger Geselle: Journalist, Schriftsteller, Philister zieht spät Abends zu ihnen ein, und gedenkt kaum mehr ihrer, die sie so mächtig machten. Aber mein Freund, W. Wagner, der sich viel mit dem Studium der Frankfurter Geschichte befaßt, erzählte mir neulich, als einige andere Journalisten und ich, in die neueste Literatur vertieft, mit ihm im Punschstübchen saßen, die seltsame Entstehung der Punsch-Buden und wie sie plötzlich zu Ansehen

gekommen ſeyen; und ich weinte eine Thräne wehmüthiger Erinnerung in das vor mir ſtehende Punſch-Glas und vergab der «Republik» von Freieiſen. Rings um mich regte es ſich, und ich ſah' ſie eintreten, die witzigen Triumvirn des Liberalismus: Freieiſen, Sauerwein, Funk in das enge Punſchſtübchen, begleitet von ihrer Parthei, ihrem Chor, ihrem Echo; ich ſah ſie Platz nehmen und Punſch und Grog fordern.

Freieiſen, Sauerwein, Funk. Der Letztere hatte wirklich wenig mit Baieriſchem Bier und Punſch zu ſchaffen. Es lag ihm etwas Ernſteres am Herzen, und, ob er — wie ein guter Hausvater ſagen würde — zu weit ging und dem Geſetz verfiel, er war ein edler Mann, mit großem republikaniſchen Starrſinn, mit ſchlagendem Witz, ein Mann von vielen Kenntniſſen und eines Beſſeren werth, als auf dem Rententhurm zu ſitzen. Funk gab viel auf, um Nichts zu gewinnen, als ein ärmliches Zimmerchen mit Gitterfenſtern und den modernen Käfigen. Er hätte wahrlich ein weit behaglicheres Leben als Profeſſor oder Pfarrer führen können; denn man war ihm perſönlich nicht abgeneigt, weil er ſeine Studien abſolvirt, weil er thatkräftig war, weil er unaufhaltſam den Wiſſenſchaften oblag. Indeß

er hat ſich ſeine Carrière verdorben — ſo ſagen die verſtändigen Leute, die ihr tägliches Brod vor Augen haben.

Sauerwein. Der ſitzt in der Schweiz, und es ſoll ihm dort nicht gefallen; es ſoll ihm ſchlecht gehen. Ich glaube das wohl; denn Sauerwein war, bei allem Liberalismus, doch nur ein Frankfurter Philiſter, aufgeklärt genug, um nicht ein «Weigenand» zu ſeyn und an die Ariſtokratie zu glauben, witzig genug, um den alten Schlendrian perſifliren zu können, im Uebrigen aber ein Mann, der viel, ſehr viel auf die alte, gute Behaglichkeit in Frankfurt hielt, der gern Punſch, ein Schoppchen und Baieriſches Bier trank, ſich dabei über den geiſtigen Philiſterismus amuſirte und die Freiheit belobte. Es kam ihm vom Herzen, was er ſagte und ſchrieb; aber, ob Polen fiel, ob die freie Preſſe unfrei wurde, Eſſen und Trinken ſchmeckte ihm eben ſo gut, und ich glaube nicht, daß er deshalb ſchlafloſe Nächte hatte. Er lehrte die Frankfurter die Freiheit in ſeinem A. B. C. Buch; er verglich die Zeit des alten Kimmelmeier mit der jetzigen; er ſchrieb über die Gefängniſſe, Alles in humoriſtiſchem Tone, im ſchlichten witzigen Frankfurter Tone, den man hier im gemeinen Leben ſo häufig

antrifft; und dabei trank er jeden Abend im «Donnersberg,» oder «Brückenkolleg» Baieriſches Bier, und zwar bis eilf Uhr, und nach eilf Uhr bis Mitternacht trank er in der Punſch-Bude Punſch. Wie er ſchrieb, hätte er ſogar, den H. H. Kimmelmeier, Eppelmeier, Dappelius, Knorzheimer, Schmuttler, Leimpfann*) gegenüber, ſchreiben und ſprechen können: man würde ihm, des Frankfurters wegen, den revolutionairen Sinn verziehen haben. Der alte Gaſtwirth Kimmelmeier würde eingeſehen haben, daß ſeine Schoppen-Wirthſchaft von Sauerwein Nichts zu fürchten habe, das «Millerche» würde ihn ſpaßig gefunden haben; Eppelmeier, Dappelius u. ſ. w. würden ſich luſtigen Sinnes mit Wein, Spanſau und Sauerwein unterhalten haben. Aber Sauerwein, der ſonſt recht liſtig war, und nie eine «Republik» ſchrieb, nie eine Revolution predigte, vor welcher die guten Frankfurter hätten zurückbeben können, machte ſpäterhin dumme Streiche und war einmal nicht witzig genug. Er mußte hinaus, nach der Schweiz, und da mag er nun Heimweh haben; denn es giebt dort kein Bier-Kolleg und keine Punſch-Bude und die

*) Portraits aus dem Bürger-Kapitain.

Behaglichkeit geht dort dem Liberalismus ab. Er hat, seitdem er in der Schweiz ist, nichts weiter geschrieben, und soll sich nach Frankfurt zurücksehnen. Man sieht es, er war zu sehr an Frankfurt gewöhnt, um Frankfurt Deutschland opfern zu können.

Freieisen. Er mußte, wegen der «Republik,» ein halbes Jahr lang auf der Hauptwache sitzen, und konnte zu Zeiten in fürchterlichen Ingrimm gerathen, daß es noch immer Monarchie blieb in Deutschland. Dabei spielte er gern Klavier, und zwar mit großer Virtuosität, las seinem Käthchen den Shakespeare vor und schimpfte fürchterlich auf die «Didaskalia» und «Robert den Teufel.» Beethoven war er mit Leib und Seele zugethan; und in Sachen der Poesie und Tonkunst hatte er ein bündiges und durchgreifendes Urtheil. Uebrigens erkannte er durchaus nichts Vermittelndes an. Wer als Schriftsteller nicht liberal war, der mußte entweder Jean Paul, Shakespeare oder Göthe seyn, sollte er ihm etwas gelten. Produktiv war Freieisen nicht; ich möchte ihn die liberale Apathie heißen; denn seine «Republik» war das Einzige, was er geschrieben, und das geschah nur, weil Käthchen ihm keine Ruhe ließ und ihn durchaus gedruckt sehen wollte. Was seinen Charakter betrifft, so

war Freieiſen ein ehrlicher, treuer Menſch, und allerdings, da er, neben der Liberalität, auch — wie geſagt — der Poeſie und Tonkunſt herzlich zugethan war, mehr deutſch, als frankfurtiſch. Man würde unrecht thun, ihn einen Frankfurter Philiſter zu heißen; denn er konnte Bier, Aepfelwein und Punſch entbehren, und wird ſich in der Schweiz neben Göthe, Tieck, Beethoven und ſeinem Käthchen eben ſo behaglich fühlen, wie in Frankfurt. Ohne ſein Käthchen würde er es freilich nicht weit bringen; denn Käthchen muß reden, überzeugen, handeln, mit einem Worte, für den Liberalismus kämpfen und den Haushalt beſorgen. Sie wird ihn ſchon irgendwo hinſchieben, wo er ſeinen Platz ausfüllt; und wenn ihre Pläne durchgehen, und es ihr gelingt, Einfluß auf die deutſchen Angelegenheiten zu bekommen und das europäiſche Gleichgewicht zu ſtürzen, ſo wird ſie jeden Tag Audienz geben, die Klagen der Armen hören, ſie mit Jean Paul und dem Himmel tröſten, ihre Geſundheit trinken von dem Ehren-Wein, welchen Deutſchland ihr ſchenken wird; doch im Uebrigen wird ſie den lieben Gott einen guten Mann ſeyn laſſen und die Jungfrauen beſchwören, nie einen preußiſchen Offizier zu heirathen. Freieiſen

aber wird im Nebenzimmer ſitzen und Klavier ſpielen; er wird phantaſieren und ſeinem Käthchen die weitere Reform überlaſſen; Gott aber wird er danken, wenn Deutſchland ohne ihn fertig werden kann, wenn Deutſchland ihm ſo viel zugeſteht, daß er im gemächlichen Liberalismus ungeſtört ſeine Tage dahinbringen kann. Nun er war ein recht umgänglicher Mann, ein gemüthlicher Geſellſchafter. Der Himmel möge ihm ſein Käthchen erhalten.

Die Thor-Sperre.

Ob die freien Städte Deutſchlands fürchten, daß die Freiheit und Unabhängigkeit ihnen Nachts davon laufen werde? Ich kann keine genügende Antwort auf dieſe Frage ertheilen. Aber mit dem Eintritte der Nacht werden in Frankfurt, Lübeck, Bremen und Hamburg die Thore geſchloſſen, und nur gegen Erlegung eines ſogenannten Sperrgeldes kann man ein- und auspaſſiren. Die Aufklärung hat in Frankfurt wirklich um ſich gegriffen, aber die Thor-Sperre iſt geblieben. Wollen wir das Inſtitut der Thor-Sperre geſchichtlich erörtern, durch Quellen-Belege, ſo werden wir eingeſtehen müſſen, daß

die Unſicherheit im Mittel-Alter und die Abgeſchloſſenheit der Städte, dem wegelagernden Land-Adel gegenüber, der Hauptgrund zur Einführung jener war. Der allgemeine Landfrieden und die Einführung des römiſchen Rechts in Deutſchland, im Jahre 1495 gewährten im Ganzen nicht die Sicherheit, die man von dieſer Maaßregel erwarten konnte, und es blieb ſomit immer rathſam, die Thore, nach wie vor, zu ſperren. Aber der Adel iſt jetzt in ſich gegangen, die Raubneſter am Rhein und in der Wetterau ſtehen wüſt und leer, und die Stiftsdame Karoline von Stolterfoht ſingt uns von ihnen Balladen und Sagen, ſo ſentimental und ſuß, ſo zart und weiblich, daß man wohl einſehen kann, wie man Nichts mehr von ihnen zu fürchten habe. Alles Grauſen Erregende iſt von ihnen gewichen: die Dichterinnen benutzen ſie zu poetiſchen Stickereien. Bertram von Wilbel iſt auch längſt todt; der Adel hat das Schwert ganz und gar bei Seite gelegt, und in der neueſten Zeit ſteht er ſogar ehrlichen Bürgersleuten mit der Feder bei, und ſchreibt «Tutti frutti.» So nebel wie hie und da auch noch der Adel ausſieht, ſo reich und begütert, er thut keinem Etwas zu Leide. Wenn er ſich auch im Ganzen nicht unter die Kanaille miſcht und mit

Krämern verkehrt, er begnügt sich doch damit, dasjenige, was seine Vorfahren von jenen in ehrlicher Weglagerung erpreßt haben, in Ruhe zu verzehren, und Rothschild hat keinen Ueberfall von den Edelen von Kronberg und von den Dynasten von Cyprstein zu besorgen. Will er diesem oder jenem mediatisirten Fürsten kein Geld leihen, so kann er es bleiben lassen: es zwingt ihn keiner dazu. Dabei haben wir ein «preußisches Landrecht,» eine «Gesetzgebung der österreichischen Monarchie,» die Doctrinairs lehren uns, den rechten Gebrauch von der Freiheit zu machen, und Ludwig Philipp sitzt ohne Thorsperre auf seinem Throne fest. Also man ist gegen die Schnapphahne sicher. Und doch haben wir noch eine Thorsperre. Mit dem Eintritte der Nacht erhält man nur, gegen den Erleg von vier Kreuzern, Einlaß in Frankfurt; nur gegen den Erleg von vier Kreuzern kann man Auslaß erhalten. Die vier Kreuzer kommen freilich den Armen zu Gute, eben so gut, wie die Abonnements-Gelder für jene Blätter, die der Professor Victor Amadäus Huber «meklenburgische Blätter» heißt, die er zum Besten der meklenburger Armen redigirt. Indeß, Frankfurt ist eine freie Stadt, und die Thor-Sperre ist keine Literatur. Wer sich

auf die «meklenburgiſchen Blätter» nicht abonniren will, der kann es bleiben laſſen, Amadäus Huber ſtellt es in Jedes Belieben; aber bei Nacht kann man ſo gut ein- und auspaſſiren müſſen, wie bei Tage, und hier wird man denn in die rauhe Nothwendigkeit verſetzt, vier Kreuzer zu zahlen. Großer Gott! man hat eine Pfennigs-Literatur in Deutſchland, und die Thor-Sperre in Frankfurt koſtet vier Kreuzer. Und die vier Kreuzer ſind es nicht allein, die Einem Frankfurt bei Nacht verleiden: Geſundheit und Leben werden durch die Thor-Sperre gefährdet. Bruſtkranke und Schwindſüchtige, ganze Familien, die den entſcheidenden Trommelſchlag am Thore vernehmen, drängen ſich in gewaltiger Haſt herein; Jeder will die vier Kreuzer ſparen. Dem Einen geht der Athem aus, der Andere ſtürzt halb beſinnungslos in die geöffneten Thorflügel. Man quetſcht ſich, man ſtoßt ſich zurück; Reiter und Wagen ſchieben ſich in den Knäuel; Kinder jammern; Mutter, mit zarten Säuglingen an der Bruſt, mit wilden, herabhängenden Haaren kreiſchen, Pferde wiehern und ſtampfen, es iſt ein Bild des Elends, wie dort — an der Bereſina. Und das Alles der Thor-Sperre wegen? Ja man hat ſchreckliche Dinge wegen der Thor-Sperre

erlebt: Mord- und Todtschlag, Revolution und Bürgerkrieg, und dennoch läßt man es bei'm Alten. Weshalb? Der Armen wegen? Die wurden freilich schlecht wegkommen, wenn man sie auf die Literatur anwiese. Die Frankfurter Literaten haben nicht so viel übrig, daß sie Frankfurter Blätter für die Armen schreiben können. Aber sonst thut man denn doch in Frankfurt viel für die Armen, auch ohne Literatur und Thor-Sperre. Ich meine, man könne die Letztere wirklich entbehren. Die Freiheit läuft uns auch nicht davon, sie hat es hier noch immer am Besten; eine alte Frankfurter Philisterin, wie sie es nun einmal geworden, eine mit Grundbesitz angesessene Bürgerin der vormaligen Reichsstadt, die sich nur in Frankfurt bei dem guten Auskommen behaglich fühlt, die dem Senate gehorsam ist und an die gesetzgebende Versammlung glaubt, wird sie nie und nimmer über Nacht ihr Frankfurt verlassen. Homburg und Bockenheim, Rödelheim und Homburg, die Stände in Nassau und Darmstadt haben Nichts von ihr zu fürchten. Sie hat ein weiches Bett von Eiderdaunen in Frankfurt, und sie wird im Leben nicht anderwärts schlafen wollen, als in Frankfurt. Sie hat in den Kollegen die Zeitungen von Deutschland, Frankreich

und England, das Frankfurter Intelligenz-Blatt, und den «rechten Weg, ein Unterhaltungs-Blatt für die gesunde Vernunft» von Heinrich dem Franken redigirt, der auf Erden Ludewig heißt; sie hat zu essen und zu trinken, und ist von den Großmächten Europas anerkannt. Was soll sie sich von hier entfernen, ohne Paß- und Heimaths-Schein? Warum soll sie eine Vagabundin werden, und nach der Schweiz gehen, wo es freilich einen Rigi und eine Jungfrau, Alpen und Seen, aber keinen Donnersberg und kein Frankfurt giebt? Nein die alte, betagte Matrone wird ihr Ende innerhalb ihrer vier Pfähle erwarten; sie wird sich auf dem christlichen Begräbniß-Platz beerdigen lassen; denn sie ist keine Israelitin und der Emancipation der Juden durchaus entgegen. Wann sie sterben wird? Ich weiß es nicht. Sie lebt mäßig, und deßhalb kann man ihr ein langes Leben prophezeien. Aber stirbt sie einmal — es wird eine schöne Begräbnißfeier werden; denn die Ursache ihres Todes wird nur die Altersschwäche seyn, und man wird an ihrem Grabe weniger Thränen weinen, als auf die Auferstehung im Glanze der Unsterblichkeit hinweisen — sintemal man in Frankfurt sehr religiös gesinnt ist. Ist sie geschieden, die fromme Alte,

so wird vielleicht auch die Thor-Sperre aufgehoben werden. Man muß diese Reform, in gläubiger Hoffnung, spätern Jahrhunderten überlassen; aber man versündige sich nicht, und beschuldige die Frankfurter der Neuerungssucht. Wir erlebten viel in Europa, sehr viel: Napoleon thürmte Felsen zum Himmel empor, und starb am Magenkrebs; der Wiener Kongreß ordnete das europäische Gleichgewicht, und die deutsche Bundes-Akte trat in's Leben; Karl X gab die Ordonnanzen, Frankreich blutete, und Europa, Braunschweig, Bockenheim und Hamburg feierten die Julius-Revolution; Ludwig Philipp beschwichtigte Frankreich, und Casimir Perier beruhigte Rothschild; die Presse wurde in Baden frei, und die Gedanken wurden wieder in die Presse genommen; Brasilien schickte seinen Kaiser fort, ungeachtet der Bremer Senat ihm durch eine besondere Gesandtschaft seine Hochachtung bezeugt hatte, und Portugal zerrte sich im Bürgerkriege, desselben Kaisers wegen, blutig herum; der Quadrupel-Traktat kam zu Stande und Ludwig Philipp faßte immer festeren Fuß in Frankreich und Europa. Baiern schickte Griechenland einen König, und in Athen soll ein deutsches Theater und eine baierische Bier-Brauerei eröffnet werden.

Göthe ſtarb und die Kritik will den Hofrath Tieck nicht anerkennen als Fürſten von Weimar; Börne ſchrieb Briefe, und jetzt, da wenig mehr von dem alten Löwen zu fürchten iſt, kommt die Leipziger Literatur-Zeitung, und giebt ihm, wie jener Eſel dem kranken Beherrſcher des Thierreichs, den Fußtritt. Ja, wir erlebten, wir ſahen und hörten das Alles, aber die Thor-Sperre in Frankfurt ſtand feſt, unwandelbar, wie ein Fels im Meere. O! man ſpreche mir nicht von der Neuerungsſucht der Frankfurter. Was ihnen einmal werth geworden; was ſich von Vater auf Sohn vererbt, von Mutter auf Tochter, das Bemooſte, Ehrwürdige, das, was mit Herz und Herzblut verwachſen iſt, ſie geben es nicht leicht auf, ſie laſſen es nicht. Es iſt ihnen heilig. In ihren Gedanken, in ihren Planen ſind ſie freier geworden, aber in der That halten ſie es mit der Verjährungs-Theorie. Es hat einige Mühe gekoſtet, bis die geſetzgebende Verſammlung es durchſetzte, ich meine die Abſchaffung jenes chriſtlichen Geſetzes, das nur vierzehn Juden-Heirathen alljährlich geſtattete.

Der Grind-Brunnen.

Da ich nun einmal zu der Thor-Sperre gekommen, so mag auch ihm noch sein Recht geschehen, ihm, dem alten ehrwürdigen Grind-Brunnen, den man vergebens in Grunhorn umzutaufen, sich bestrebte. Es giebt in Frankfurt, bei vielem Gelde und vieler Humanität, doch auch vielen reichsstädtischen und philisterösen Grind, und eine Viertelstunde von der Stadt, ausserhalb des Unter-Mainthors, liegt sogar ein eigener Grind-Brunnen. Er liegt hart am Main, in der schönen Umgebung der Stadt, von uralten Linden beschattet, und war im Mittel-Alter so berühmt wegen seiner Heilkraft, daß ganze Heere Aussätziger hieher zogen. In neuerer Zeit ist die Quelle noch einmal im Jahre 1818 zu Ansehen gekommen; aber sie hat sich denn doch nicht, in der Nähe der Taunus-Bäder, in denselben erhalten können. Man schöpft und trinkt hie und da noch aus ihr, und die alte Heilkraft soll sich wirklich bei mancherlei Hautkrankheiten und bei Hämorrhoidalbeschwerden bewähren. Aber auch Bäder und Heilquellen verlangen ihre Zeit, und der Grindbrunnen ist aus der Mode gekommen. Da hörte ich nun neulich von einem

Plane, der im Werke ſey. Ein Darmſtädter will auf ſeine Koſten zuerſt, demnächſt aber durch Actien unterſtützt, ein modernes Etabliſſement neben dem Grindbrunnen errichten. Der Grind-Brunnen ſoll mit in die Entrepriſe gezogen werden, und ſein ſchwefelgemiſchtes Waſſer ſoll dann zu Bädern dienen. Der alte Grind-Brunnen wird ſemit mit der Mainluſt in die Schranken treten, und um ihm wieder zu Anſehen zu helfen, will der Unternehmer die Chroniken citiren, und die ſechshundert Ausſätzigen, die, unter Maximilians I. Regierung, von Nurnberg aus gen Frankfurt zogen, um ſich heilen zu laſſen, ſollen aus dem Grabe herauf beſchworen werden, um für den Grind-Brunnen zu zeugen. Außerdem, behauptet der Unternehmer, werden ſich über achtzig Geheilte, die noch am Leben befindlich, im patriotiſchen Geiſte, mit ihren Namen in der »Didaskalia« für den Grind-Brunnen unterzeichnen: Weiber und Männer, die von Hämorrhoiden, oder Ausſatz durch ſein Waſſer erloſet wurden. Das wäre allerdings eine große Entſagung, und man könnte ſolchergeſtalt, beſonders wenn das Etabliſſement mit allen Bequemlichkeiten eines Bades verſehen wird, Etwas für den Grind-Brunnen hoffen.

Die Stadt-Post.

Thor-Sperre — Grind-Brunnen — Stadt-Post. Die Letztere ist ein ganz neues Institut, welches die Frankfurter Sr. Durchlaucht dem Fürsten von Thurn und Taxis verdanken. Frankfurt, das klein genug ist, um jeden Verfall des öffentlichen und Privat-Lebens — z. B. wenn sich ein Paar »Schubkärrcher« in den Haaren liegen, wenn ein Theater-Recensent von einem Schauspieler durchgeprügelt wird, oder ein Ehemann seine Frau in Gesellschaft eines Liebhabers anrifft — mit Blitzesschnelle zum Gemein-Gut des Publikums zu machen, zum Stoff der Unterhaltung für Salons und Aepfelwein-Schenken, ist von der Thurn- und Taxischen General-Post-Direktion für groß genug erfunden worden, um eine Stadt-Post zu besitzen. Wahrlich! ein treffliches Institut, bei weitem nicht so alt und philiströs, wie die Thor-Sperre, einer großen Stadt würdig, und zugleich Unterhaltung und Belehrung bietend. Ein Jeder, der Etwas, zum Wohle seines Nächsten, zum Wohle der Kirchen Frankfurts, auf dem Herzen hat, kann es, vermittelst der Stadt-Post, schnell an die Behörde befördern. In Haus und Herz des Nebenmenschen kann man durch

jene pseudo-, oder anonym eindringen; man kann gegen Revolutionen warnen und den General-Marsch schlagen lassen; man kann die Regierung zittern machen und die Ehre des Nächsten mit einem Federzug vernichten; mit einem Worte, man kann durch die Stadt-Post ein kleiner Attila werden, ein Rubezählchen, ein neckender Kobold, ein unsichtbares Teufelchen, das überall und nirgends umherwandelt. Es giebt gar so viele Leute, die zu Nichts nütz sind im Leben, die, ohne Gewicht, ohne Einfluß daſtehen und nicht einmal als Polizei-Diener zu verwenden sind, oder als Agenten auswärtiger Regierungen. Sie haben keine Aussicht auf Titel und Orden, und doch besitzen sie Stolz und meinen, es wohne ihnen eben so viel Talent zum Denunciiren in, als jenen, die sich, ohne bestimmte Beschäftigung, aber bezirkelt und beordnet in den Hauptstädten Deutschlands umherreiben, um einiges Wahre und viel Falsches an ihre respektiven Regierungen zu berichten. Diesen Leuten wird durch die Stadt-Post geholfen. Weil sie nicht das privilegium spionendi haben, so würden sie natürlich, wegen falscher Anklagen, mit ihrer Person haften müssen, und deshalb kennen sie nicht den direkten Weg zum Ziele

einschlagen. Sie wenden sich deshalb anonymiter an die Stadt-Post, und diese übernimmt es, Alles, was ihr Herz drückt, an die Behörde zu befördern. O sie verbreiten auf diesem Wege mehr Angst und Schrecken, als jene Gewaltigen, die man kennt und vor denen man sich hütet; Regierung und Familien-Verband empfinden die Wirkungen ihres Strebens, und wohin sie den Feuerbrand der Verläumdung werfen, die Flamme wird nicht lange auf sich warten lassen.

Gäbe es keine Stadt-Post, es würde solchen harmlosen, gutmüthigen Menschen an aller Beschäftigung fehlen, so aber hat die Thurn- und Taxische Post-Anstalt für sie gesorgt, und sie werden zu kleinen Hyänen, die allen Nachforschungen entgehen müssen. Ein preußischer Offizier, der, mit Urlaub reisend, Polen besucht hatte, erzählte mir neulich, die Wölfe richten daselbst furchtbare Verheerungen an, weil den Polen kein Feuer-Gewehr zu Gebote stände. Fürwahr, wie die Wölfe in Polen, so hausen jene in Frankfurt.

Die Frankfurterinnen.

»Ehret die Frauen, sie flechten und weben
Himmlische Blumen in's irrdische Leben.«

Und ich waze es, Sie, meine Schönen, hinter die Thor-Sperre zu placiren, Sie, die die Freiheit lieben, die Gedanken-Freiheit nicht nur, sondern auch die Zungen-Freiheit, Sie, die jede Sperre hassen, am meisten aber die Thor-Sperre. Was würden Sie anfangen, sollten Sie für jedes Wort, für jeden Gedanken-Nadelstich, der, nach sechs Uhr Abends, wenn die Theemaschine dampft, aus ihren geöffneten rosigen Thorflügeln passirt, vier Kreuzer Auslaß-Geld zahlen? O! Sie würden Ihre reichen Ehemänner viel Geld kosten: die Sperre würde einen bedeutenden Posten in Ihrem Haushaltungs-Journal einnehmen, sie würde den Aufwand ungeheuer vermehren. — Ich schreibe »Bilder,« meine Liebenswürdigen, und da schweife ich denn so rings umher, ohne System, von Blumen zu Dornen, und von Dornen wiederum zu Blumen. So kam mir denn auch, ohne daß irgend eine boshafte Absicht dabei zum Grunde lag, die Stadt-Post dazwischen, und von ihr will ich mich bei Ihnen erholen. Lassen Sie — ich bitte

darum — Ihren Worten nicht eher freien Lauf, als bis sie meine Gedanken eingelassen haben; machen Sie einmal eine Ausnahme von der Regel, und — schweigen Sie, wenigstens nur so lange, bis ich zu Ende bin. Sie werden es eingesehen haben: ich hasse die Thor-Sperre, gleich Ihnen, ich liebe die freie Rede, gleich Ihnen, und da ich Ihnen im Voraus die beiden wichtigsten Grund-Principien der Weiblichkeit im Allgemeinen und des Menschenrechts insbesondere zugestanden habe, erklärend, daß ich für dieselben mit Gut und Blut, mit Feder und Dinte kämpfen will, so hoffe ich gläubig und vertrauungsvoll, Sie werden Gnade für Recht ergehen lassen, und mich mit meiner ferneren Rede ruhig und gelassen anhören.

Man könnte die Frankfurterinnen — wie die Frauen überhaupt — in mehre Klassen und Ordnungen bringen, wie solches Linné mit den Pflanzen gethan. Indeß da müßte man vorher darüber im Reinen seyn, daß sie den Vegetabilien beizuzählen seyen. Wer möchte jedoch solches im Allgemeinen behaupten? Ich meine, die Damen sind im Ganzen zu wenig schweigsam, um in der Botanik untergebracht zu werden. Und dann blühen sie oft im Winter mehr,

als im Frühling und Sommer; gedeihen oft beſſer in den Treibhäuſern der feinen Welt, auf den Bällen, den Soirés, den Maskeraden, als in der freien Natur. Allein, wenn man nun auch, trotz aller dieſer auffallenden Verſchiedenheiten, eine Klaſſifikation der Frankfurterinnen nach dem Linné'ſchen Syſtem vornehmen wollte, welch' ein Lärm würde ſich unter dem ſchönen Geſchlechte erheben, wenn man neben Feuerröschen, Adonisaugen, Augentroſt, Balſaminen, Vergißmeinnicht, Himmelsſchlüſſelchen, Heilkraut, Engelfuß, Sammetblumen, Ehrenpreis, Mannstreue, Maiblumchen, Königskerzen, Sinngrün, Jerichoroſen, Sonnenthau, Liebesäpfeln, Dreifaltigkeitsblumen, Glockenblumen, brennender Liebe u. ſ. w. mit einmal von Kreuzkraut, Frauenkrieg, Pfeffermünze, Klatſchroſen, Gänſepappel, Tauſendguldenkraut, Unholdenkerz, Schlangenkraut, Krebsdiſtel, Scheuerkraut, Donnergrün, Klöterbuſch, Sauerklee, Goldlack, Erdgalle, Schwerdtlilien, Leopardenwürgern, Natterkopf, Belladonna (welches durchaus nicht ſynonym mit «ſchöne

Dame« iſt) Klebgras, Matronenkraut u. ſ. w. ſpräche. — Die Pflanzen ſind geduldig; aber ich fuhle keinen Beruf in mir, der Linné der Frauenzimmer zu werden. Und wenn es ſich einmal um Blumenkränze für die Damen handelt, ſo bin ich höflich und flechte keinen Bitterklee und Schwarzkümmel in den Kranz. Ich weiß es vorher, ſie würden es mir im Leben nicht glauben, daß ich Wahrheit ſpräche, wenn ich ſie an die Schattenſeite der Vegetation verwieſe; und ich habe savoir faire, ich bin überzeugt, obwohl ich ſonſt ein ſchwaches Geſicht habe, und es deshalb nicht immer eidlich erhärten kann, daß alle Frauenzimmer, und folglich auch die Frankfurterinnen, blaue, oder ſchwarze, oder braune Augen haben, daß ſie Alle Balſampappeln an Wuchs ſind, daß ihr Haar nur golden, oder raben-dunkel, oder mahagonyglanzend, oder höchſtens cendré iſt, daß ſie nie auf großem Fuß einherſchreiten, daß ſie, wenn ſie lieben, brennende Liebe ſind. Ja ich gehe noch weiter, ich behaupte, aus purem, blinden Glauben behaupte ich es: die Frauenzimmer ſtehen weit über allen Blumen. Sie bluhen ewig. Im Fruhling bluhen ſie mit ihren lichten freundlichen Augen, wie Augentroſt;

im Sommer blühen sie, wie Dreifaltigkeitsblumen; die Dreifaltigkeit besteht nämlich aus der Dame selbst, aus ihrem Ehemann zur Linken und dem Hausfreund zur Rechten; im Herbst blühen sie, wie Mannstreue, ihre Zärtlichkeit und Liebe ist ganz dem Ehemann geweiht; im Winter endlich blühen sie wie Ehrenpreis, der Leumund erlahmt an ihnen. Augentrost, Dreifaltigkeitsblume, Mannstreue, Ehrenpreis, das sind die vier Jahreszeiten des weiblichen Geschlechts. Man spreche mir nicht mehr von einem Frühling, einem Sommer, einem Herbst, einem Winter der Damen.

Es möchte übrigens überhaupt schwer halten, für das weibliche Geschlecht einen bestimmten Platz in dem Natur-Reich ausfindig zu machen. Es ist eine gar zu delikate Sache, die Frauenzimmer zu klassifiziren. Man zählt sie gewöhnlich den Menschen bei, und beruft sich dabei gemeiniglich auf die Genesis. Aber nach eben dieser Genesis erscheinen die Frauen wiederum nur als ein Auszug aus dem großen Werke: der Mensch; denn der Letztere stand bereits in optima forma da, und der Schöpfer entnahm ihm ein Diminutivum, jene menschliche Chrestomathie, die wir Weib heißen. Die Frau ist freilich das beste

Stück des Menschen, das Rippenstück, und sie ist dieser Rippen-Eigenschaft, dieses ursprünglichen Bestandtheils, im Ganzen stets eingedenk, nur daß sie in der Ehe aus einem Rippen-Stück häufig der ewige Rippen-Stoß ihres Ehemannes wird. Indeß, trotz der menschlichen Grundlage, trotz des belebenden göttlichen Odems, der Adams Rippe Leben gab und sie als Repräsentantin aller Damen hinstellte, nennt Moses das Weib doch nur die Gefährtin des Menschen. Der Schöpfer habe eingesehen, es sey nicht gut, daß der Mensch allein sey und er habe ihm deshalb eine Gefährtin beigegeben. Moses unterscheidet demnach zwischen Gefährtinnen und Menschen; denn der Mensch war bereits vorhanden, als Gott die Gefährtin schuf. Das Geschlecht der Gefährtinnen kennt Buffon nicht, und nur die französischen Opern-Dichter haben uns mit einem Wesen bekannt gemacht, welches wirklich einige Aehnlichkeit mit jenen hat, ich meine die sogenannten Vertrautinnen. Diese seltsamen Wesen laufen bekanntlich hinter den Prinzessinnen und Prima-Donnen her, sie stellen sich im Mondschein hinter die Rosenlaube, wenn ihre Gebieterin mit dem Geliebten in derselben ein liebesehnendes Duett singt; sie secundiren

zuweilen bei einer Arie, und wenn die Herrin in Ohnmacht fällt, sind sie mit eau de cologne und Hulferuf bei der Hand, und halten die Ohnmächtige so lange, bis der Vater mit dem Chor herbeieilt, in ihren Armen. Dabei haben sie eine unverwüstliche Standhaftigkeit und Geistes-Gegenwart, eine Gemuths-Ruhe, die um so mehr zu bewundern ist, als gewöhnlich alle Leidenschaft, die Dichter und Komponist nur haben auftreiben können, um sie herumwogt. Ich will nicht behaupten, daß Moses diese Vertrautinnen vor Augen hatte, als er schrieb: Gott der Herr sprach: »Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey; ich will ihm eine Gefährtin machen, die um ihn sey.« Indeß wenn er sie vor Augen hatte, wenn vielleicht Gott selbst nur an eine solche Gefährtin dachte, als er Adams Rippe belebte, so muß man, wenn man die Entartung dieser Gefährtinnen historisch nachweisen will, wenn man erklären will, weshalb die Gefährtinnen den ursprünglichen, harmlosen Charakter abgelegt haben und keine Arie singen, wenn der Mann mit einer anderen Gefährtin in der Laube sitzt — so, sage ich, muß man nothwendigerweise bedenken, daß der Baum der Erkenntniß dazwischen kam. Eva aß den Apfel von dem Baume

der Erkenntniß, und sie sah ein, daß sie zu etwas Besserem nütz sey, als hinter der Laube zu stehen, um die cologne herbeizuholen und einer anderen ohnmächtigen Gefährtin beizuspringen. Das war das erste Werk des Teufels. Das Blatt wendete sich, und wenn auch, bis auf diese Zeit, die Frau den Mann ungern allein läßt und in sofern ihre ursprüngliche Bestimmung erfüllt, so möchte ich es doch keinem Ehemann rathen, sie stets als Vertrautin mit in den Mondschein zu nehmen. Ja! es ist nun einmal dahin gekommen — und sogar Lessing, der große Kritiker, hat es behauptet — die Frau gilt für das Meisterstück der Schöpfung, sie ist die sorgfältigste Auswahl, die poetische Blumenlese aus der großen Dichtung «Mensch,» und keine Gefährtin, die zu Allem, was der Mann thut, Amen! zu sagen hat. Wollen die Naturforscher die Frauen nur als eine Episode des Menschen betrachten, so behaupten die Dichter, sie seyen Engel. Spricht die Kritik der Literatur, sie kommen zu Wasser und zu Lande fort, nach Art der Amphibien, wie z. B. Amalia Schoppe und Karoline Pichler, geb. von Greiner, so behaupten die Verleger, ihre Werke gehen reißend ab und an Amphibien werden sie kein so großes Honorar

zahlen. Erklärt der Ehemann, sie haben kaltes Blut, wie die Fische, so behauptet dieser, oder jener Freund des Ehemanns, sie haben warmes Blut, wie der Mann.

Man würde deshalb sehr unrecht thun, einen bestimmten Platz für die Damen im Natur-Reich zu ermitteln; man würde sehr unrecht thun, sie den Amphibien, den Fischen, den Insekten, den Vögeln beizuzählen; man würde noch unrechter thun, sie mir nichts, dir nichts den Menschen unterzuordnen; denn der Himmel steht ihnen offen.

« Ehret die Frauen, sie flechten und weben
Himmlische Blumen ins irdische Leben »

sang Schiller, und der ärgste Philister, der Nichts von Poesie weiß, der die « Frauenwürde » von Karoline Pichler nicht einmal dem Namen nach kennt, geschweige denn sie gelesen hat, spricht, wenn er Abends eine Viertelstunde später nach Hause kömmt, als gewöhnlich, und das Essen kalt geworden ist, und die Ehefrau schmollt, mit zärtlichem Kuß sich zu der ihr Antlitz Abwendenden neigend: — « Mein Engel, die Parthie dauerte so lange. »

Ja das Geschlecht der Gefährtinnen, welches von dem Schöpfer dem Manne beigegeben wurde, daß er nicht allein sey, ist im Laufe der Zeit gänzlich erloschen. Was davon übrig blieb, wurde durch die Sundfluth vernichtet, und es mag den Naturforschern überlassen bleiben, zu untersuchen, ob sich nicht hie und da, in den Kalkgebirgen, dreihundert Metres unter der Erde, ein Gerippe einer alten Gefährtin der Genesis vorfinde? Auf der Erde haben wir jetzt nur noch Engel und Meisterstücke. Der Mann möchte freilich oft ohne diese Engel und Meisterstücke seyn, aber die Ehefrau spricht: «es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey; ich werde dich begleiten. Bin ich bei dir, so spielst du nicht, du trinkst nicht mehr, als dir zuträglich, du kommst zu rechter Zeit nach Hause.» «« Mein Engel, ganz wie du es willst »» — antwortet der Mann, und reicht seinem Meisterstücke den rechten Arm, und das Meisterstück hängt den Schwal über des Ehemanns linken Arm, packt ihm den Regenschirm in die Hand, ruft die kleinen Meisterstücke herbei, und es geht — nach der Mainlust.

Allenthalben drängen sich die «Meisterstücke» und «Engel» zu, und jetzt haben sie es in Frankfurt sogar so weit gebracht, daß die Männer sie nicht nur

mit in den Kolleg-Garten, sondern auch in die Museums-Vorlesungen nehmen. Ja, sie behaupten dort das Vorrecht vor den Musen, und haben nicht nur einen Sitz bei den Vorlesungen erhalten, sondern auch indirekt eine Stimme. Sie haben ihre Ehemänner überführt, daß der ursprüngliche Zweck der Anstalt ein sehr langweiliger Zweck sey, und daß das Museum weit besser für ihre Unterhaltung sorgen könne. So kam es denn, daß die Musen nach und nach sich dem Mode-Journal unterwerfen mußten, und nur selten noch treten sie im alten klassischen und poetischen Gewande hervor. Sie müssen nach Pariser Geschmack gekleidet sein, sollen sie den Beifall der schönen Welt erhalten, die hier Herrscherrecht ausübt, und am nächsten Abend, unter Strickstrümpfen und Thee-Tassen, von der schönen Literatur und Madame Fischer-Achten, von Beethoven und davon spricht, das so viele Gastkarten ausgegeben werden, daß dadurch Mangel an Platz für sie entstehe, daß man sich darüber in einer Vorstellung und Bittschrift bei den Vorstehern beschweren müsse.

Die Frankfurterinnen sollen, nach der Géographie universelle des Herrn Malte-Brun, den Französinnen ähneln; und Kirchner meint

in seinen «Ansichten von Frankfurt,» daß sich das wohl mehr auf die Nettigkeit und den guten Geschmack der Frankfurterinnen im Allgemeinen beziehe, als auf die Schönheit derselben. Man muß ihm hierin beipflichten. Die Frankfurterinnen bewegen sich mit Anmuth in den französischen Moden, und sie haben im Ganzen die transrhenanische Tournure, obwohl hie und da die reichsstädtische Geradheit, mit Geldstolz gepaart, durchblickt.

Viele unter ihnen sind geistig ausgebildet; Manche haben nur die konversationelle Politur aufzuweisen; Andere haben Nichts aufzuweisen, als die Millionen ihres Ehemanns. Haben sie dabei nun gar denselben zu demjenigen gemacht, der er ist, hat er das Geld mit ihnen erheirathet, ist er erst durch sie zu Ansehen gekommen, so betrachten sie sich als den Nerv des ganzen Hauswesens und es entstehen dann jene ehelichen Zerwürfnisse und Geschiedenheiten, die bei den Heirathen, wo Geld allein das vermittelnde Werkzeug war, so häufig vorkommen. Die Frau aber erhält jenes widerwärtige, meduſenartige Ansehen, das mit der Weiblichkeit so ganz unverträglich ist.

Milde und Wohlthätigkeitssinn kann man den Frankfurterinnen nicht absprechen. Sie helfen,

wo man ihre Hülfe nur eben in Anſpruch nimmt, und meiſtentheils mit jenem Zartgefühle, das doppelt giebt. Die Frauenvereine, die die thätigſte Wirkſamkeit an den Tag legen, zeugen nicht nur für dieſe meine Behauptung, ſondern auch hauptſächlich — was weit mehr ſagen will — wird dieſelbe durch jene ſtillen Spendungen unterſtützt, die vollbracht werden, ohne daß die linke Hand ahnet, was die rechte thut. Hülfloſe und Verlaſſene finden die kräftigſte Stütze an den Bewohnerinnen Frankfurts, und die ſogenannten verſchämten Armen verkümmern hier nicht. Ihnen, als den Unglücklichſten, tritt Frauen-Milde und Frauen-Größe ſchützend zur Seite, und ſelbſt bei der Theemaſchine, wo das Mitleid ſonſt gewöhnlich nur auf Nadelſpitzen ſitzt und der Leumund den Umzug hält, wird doch auch manches edele Werk vollbracht, für manchen Bedrängten geſprochen, manchem Unglücklichen geholfen.

Somit ſind denn die Frankfurterinnen im Allgemeinen nicht als die Schlechteſten unter den Engeln und Meiſterſtücken der Schöpfung zu betrachten. Ohne in dem Rufe der Schönheit zu ſtehen, meiſtentheils auf großem Fuße einherſchreitend, oft vornehm und reichsſtädtiſch-ſtolz, ſind ſie im Ganzen doch zart, mild und einfach-weiblich.

Weinschenken.

«Weinwirthschaft» — mit diesem Aushängeschild präsentiren sich diejenigen Wirthshäuser, die der Mittelklasse der Bürger ein Asyl bieten. Ihrer sind Unzählige. «Kellner, e Schoppe Wein,» oder «wie gewehnglich,» das ist das Motto für die alltäglichen Gäste, die hier ihren «Schoppe» oder «halbe Schoppe» trinken, und sich frankfortisch über Kunst und Spansau, über Literatur und das «Blättchen,» über Franz Grüner und den Kaiser von Oesterreich, über Verhaftungen und Poesie, über Welthändel und die «Kameele» von Karl Gutzkow, über Freiheit und die Thor-Sperre, über die Polizei und den «Bürger-Kapitain» u. s. w. unterhalten. Es herrscht ein geselliges, munteres Leben in den Weinschenken, und an Wortführern und Spaßmachern, um die sich die große Masse reihet, fehlt es hier nicht. Jede Weinschenke hat ihr bestimmtes Publikum, und dieses Publikum scheidet sich wieder an den verschiedenen Tischen. Als die vorzüglicheren Weinschenken führe ich die von Valentin und Rauch an. Die Erstere ist kleiner, aber zutraulicher, ihr Wirth ist der freigebigste unter den Frankfurter Gastwirthen. Seine Wirthschaft steht

noch im Frühling, und er giebt deshalb häufig im jugendlichen Enthusiasmus eine Flasche Champagner zum Besten, den man nirgends in vorzüglicherer Qualität antrifft, als bei ihm. Da er mit Heine im Elster-Pavillon zu Hamburg, bei einem Glase Champagner-Punsch, Bekanntschaft geschlossen und mit Maltitz, bei Marr, zu Mittag gegessen hat, da seine Bibliothek eben so ausgewählt ist, wie sein Wein, so kann ich ihn auch den Literaten empfehlen. Rauch lebt mit seiner Weinwirthschaft bereits im Herbste. Er hält an jedem Abend eine gesegnete Erndte, und schreitet wie ein bedächtiger Hausvater unter seinen Gästen umher. Ob er gleich denselben kein gutes Beispiel gibt, sintemal er nur Zuckerwasser trinkt, seine Gaststube ist dennoch stets überfüllt; und wenn Herr Rauch dann und wann bei seinem Zuckerwasser das seinen Gästen so bekannte und mächtig ergreifende Lied: «Tuback! Tuback!» anstimmt, so gelingt es ihm nicht selten, dieselben in die enthusiastischste Wein-Laune zu versetzen, die sich durch den bedeutsamen Ruf: «Kellner eine Flasche Forster!» oder «Kellner e Botell Forster!» Luft macht. Herr Rauch lächelt, und wenn er sieht, daß Alles im besten Zuge ist, überläßt er den fröhlich Trinkenden allein das

Schlachtfeld, nimmt sein Glas Zuckerwasser und zieht sich bescheiden in den Hinterhalt zurück, mit spähenden Feldherrn-Blicken die Trinkenden überschauend, rechnend und sich seine allerhöchste Zufriedenheit zu erkennen gebend.

Außer Rauch und Valentin hat man noch den «Donnersberg» den heiligen Mons Jovis, wo einst Sauerwein, als witzblitzender Jupiter, thronte, den «Steinberg,» das «Wolfseck,» in welchem jetzt Gutzkow, der Verfasser der «Kameele,» wohnt, den «Türkenschuß» und viele andere. Aber Rauch und Valentin,

entin und Rauch, mir geht nichts über diese Beiden, sie nehmen mit ihrem Champagner und ihrem Forster, mit dem alten Marius Weidner und dem kleinen drolligen, witzsprudelnden Ernst die erste Stelle unter den Frankfurter Weinschenken an.

Man muß es den Frankfurtern, d. h. den eigentlichen nationalen Frankfurtern, der Mittelklasse, lassen, es herrscht unter ihnen geselliger Verkehr. Die vielen geschlossenen Gesellschaften, die Kollege und Kasino's, verhindern das nicht. Wenn man im Norden in den Weinschenken nur die Trinker von Profession antrifft, so findet man hier eine heitere, belustigende Gesellschaft,

einen Verein voll Leben und Humor, Luſt und Freude. Es iſt wieder ein Beweis, daß man im Süden mehr herzlich aufthaut. In Bremen, dem ehrbaren, holländiſch-ſteifen, geſcheuerten, nebeligen Bremen giebt es viele Weinkneipen; aber man ſchleicht ſich verſtohlen hinein, man drängt ſich in eine Ecke, man trinkt ſchweigſam ſein Glas Graves oder Medoc; man fürchtet, in böſen Ruf zu kommen. In Lübeck geht man freimüthiger zu Werke, aber Geſelligkeit tritt auch hier nicht mit den Gäſten ein, und meiſtentheils ſind es nur Leute infimae plebis, die die Weinſtuben frequentiren. In Hamburg endlich — nun da iſt Alles zu groß und wüſt, zu mark-bankoartig, zu geldgeprägt im öffentlichen Leben, als daß ſich daſelbſt die Geſelligkeit herausfinden ließe. Sie gehet hier in dem wirren Chaos unter. Ich lobe mir Frankfurt mit den gemüthlichen, «witzigen Frankfortern,» die in ihren Weinſtuben Malß zu ſeinem «Bürger-Kapitain» begeiſterten.

Der achtzehnte Oktober.

Die Frankfurter Stadtwehr beſteht aus «Weiß-Federbüſchen», aus «Scharfſchützen», aus Artillerie, aus Kavallerie, aus Pompiers, aus —

Gott weiß, wie vielen Beſtandtheilen. Am achtzehnten Oktober, am Tage der Leipziger Völkerſchlacht, am Tage der Frankfurter Konſtitution iſt ganz Frankfurt unter Waffen: Linien-Militair, «Weiß-Federbüſche», «Roth-Federbüſche», Scharfſchützen, Artillerie, Kavallerie, die ganze National-Garde Frankfurt's, ſtehen auf dem Roßmarkte aufgeſtellt, und der älteſte Bürgermeiſter, der oberſte Befehlshaber der bewaffneten Macht, ſchreitet in Schuhen und Strümpfen, langſamen Schrittes, durch die bewaffneten Reihen, und hält Heerſchau über die Gewaltigen, die Granit-Kolonnen aus Liberalen und Philiſtern beſtehend, aus Banquiers und Krämern, aus Gelehrten und Laien, aus Tapferen und Bedächtigen. Es iſt ein ſchöner Anblick, ſo viel Gewehre und Federbüſche zu ſehen, ſo viel Patrontaſchen und Soldaten. Und dann jener mächtige Tambour-Major, welchen kein Regiment dem anderen gönnt, der den ſchönſten Bart hat, der einſt bei der großen Armee diente, iſt er nicht der Bewunderung werth? Wenn die Muſterung beendet, defilirt das ganze Heer dem Römer vorüber, die Offiziere ſalutiren vor dem verſammelten Senat, die Muſik ſpielt Spontini's Siegesmarſch, Alles beſtrebt ſich, militairiſche Haltung an den Tag zu legen.

Die freien Städte sind dem achtzehnten Oktober allerdings einigen Dank schuldig, er gab ihnen die alten Gerechtsame wieder, und machte sie aus Städten des Reichs zu unabhängigen freien Städten des deutschen Bundes. Sie dürfen sogar eine National-Garde haben; und damit eben diese National-Garde ihre Waffenkunde an den Tag lege, dazu ist der achtzehnte Oktober ersehen. Er ist gerade gut genug zu diesem großen Soldatenspiel, welches nicht nur in Frankfurt, sondern auch in Lübeck, Hamburg und Bremen mit gleichem Glanze aufgeführt wird. Die Begeisterung ist verraucht, und über den Todten von Leipzig ist bereits Gras gewachsen, Napoleon ist dahin, und Alexander und Franz, die dem Siegesdonner auf dem Leipziger Schlachtfelde beiwohnten, sind abgerufen zu denen, die im Jahre 1813 ihr Blut für die Häuser Habsburg und Romanow in der Völkerschaft versprigten; aber die freien Städte jubeln dem achtzehnten Oktober in dumpfer Bewußtlosigkeit mit allen Glocken, nach wie vor, entgegen; man umgürtet sich mit dem Schwerdt und hält Paraden; man ißt und trinkt, und betet in den Kirchen, wie die Kindlein beten, ohne ein Warum? und Wofür? angeben zu

kommen. Andere Ideen haben längst jenen gemüthlichen deutschen Patriotismus verdrängt, der die Landwehrmänner zu Spartanern machte, und die Deutschen aus tiefer, innerster Brust beten ließ: «Gott mit uns!» Es war eine schöne, großartige Schlacht, die Leipziger, und sie ist vergessen worden; es war eine enthusiastische Schlacht, und der Enthusiasmus ist kalt geworden; es war eine blutige Schlacht, und das Blut ist durch Blut verschwemmt worden; ein Titane sah durch sie die Säulen seines Throns gestürzt, er wurde an den Felsen geschmiedet und starb am Magenkrebs. Das war die letzte prosaische Folge des blutigen Kampfes bei Leipzig. Die Leipziger Schlacht, die Völkerschlacht, war nur mit Zwirnsfäden an die Erinnerung der Völker gekettet. Die Fäden wurden morscher und morscher, und der Sturm von 1830 zerriß sie ganz und gar; er verwebete den Nationalhaß zwischen Deutschen und Franzosen, zwischen Franzosen und Engländern, der so Mächtiges gewirkt, und die Humanität hielt Heerschau über die europäische Menschheit, dieselbe sammelte sich zu ihren Fahnen. — Nie kam mir die Feier des achtzehnten Oktobers so gemacht, so steif und förmlich vor, als seit 1830. Deutschland glaubt nicht mehr an die

Principien dieſer Schlacht, und das «Gott mit uns!» gilt in dieſem Augenblick den Intereſſen der Menſchheit.

Das Städel'ſche Kunſtinſtitut.

Johann Friedrich Städel — er war Frankfurter Bürger und Banquier — hat ſeinen Namen eingeſchrieben in das Pantheon des Gedächtniſſes ſeiner deutſchen Landsleute. Er vermachte ſein ungeheueres Vermögen an die Kunſt, ſie wurde zur Univerſal-Erbin eingeſetzt, und die lachenden Erben in spe mußten ſich mit Legaten begnügen. Indeß Städel's Wille war beſſer, als ſein Teſtament. Die Erben begannen einen Proceß mit der Kunſt, deſſen Ausgang zweifelhaft war, und man zog einen Vergleich im Intereſſe der Letzteren vor. Es ſtützten jene nämlich ihre Anſprüche auf den Rechtsgrund, daß man wohl ſein Vermögen teſtamentariſch an ein bereits beſtehendes Inſtitut vermachen, daß man aber nie und nimmer in einem Teſtamente durch den Nachlaß erſt ein ſolches Inſtitut begründen könne. Der Erbe müſſe bereits vorhanden ſeyn, und nicht erſt durch das Teſtament geſchaffen werden, die Kunſt aber und die Muſen ſeyen keine Realitäten, die

man als Erben ansehen könne, und dergleichen mehr wurde von ihnen vorgeschützt. Vielleicht wäre am Ende das justinianeische Recht den klagenden Erben günstiger gewesen, als der Kunst, und somit war es immer rathsam, die streitige Angelegenheit durch einen Vergleich zu vermitteln.

Städel schied ein Jahr, nach der Errichtung jenes Testaments, 1816, aber seine Schöpfung ist kräftig über sein Grab emporgeblüht. Die Sammlung von Kunstschätzen, die er bereits, bei seinen Lebzeiten zusammengebracht hatte, ist späterhin durch anderweitige Sammlungen und den fortwährenden Ankauf trefflicher Gemälde vermehrt worden, und nimmt in diesem Augenblick unter den Gemäldegallerien Deutschlands eine, nicht letzte, Stelle ein.

Sie ist nunmehr den Beschauern in einem eigends zu dem Zwecke errichteten modernen, mehr haushälterisch, als großartig ausgeführten Gebäude in der neuen Mainzer Gasse freigegeben. Dasselbe ist nicht von Grund auf neu, sondern vielmehr erst zu dem jetzigen Zwecke umgemodelt worden Man sieht es dem Ganzen an, der langwierige Proceß, welchen die Erben Städel's gegen die Kunst führten, hat nachtheilig auf den Bau eingewirkt. Man konnte erst, nach Aus-

gleichung des Proceſſes, zu demſelben ſchreiten, und die Oekonomie — die hier vielleicht am wenigſten am rechten Orte war — überließ es ſpäteren Zeiten, Vollendetes zu ſchaffen. Man behalf ſich mit einem Anbau zu einem alten Gebäude. Das Innere iſt freundlich-modig, aber die zwei marmorirten Säulen, gleich beim Eintritt in das Gebäude, geben demſelben ein etwas armſeliges Anſehen, welches wenig dem Endzwecke des Stifters entſpricht, der jenes, als eine Bauzierde der Stadt, hingeſtellt ſehen wollte. Hatte man hier doch marmorne Aechtheit in der Nähe; man brauchte ſich nur nach Naſſau zu wenden.

Das Innere der Säle, die ſich zimmerartig geſtalten, iſt in farbiger Modernität gehalten, ſinnreich und geſchmackvoll. Vorzugsweiſe iſt die Decke des altdeutſchen Saales und des erſten Zimmers, in welchen die Gypsabgüſſe ſtehen, zu loben. Aber die Solidität iſt bei den Verzierungen außer Acht gelaſſen. Die Decken ſind auf Papier gemalt, und die ſchönen allegoriſchen Kompoſitionen derſelben werden keinen Beſtand für die Dauer haben. Im Uebrigen hat man was vorhanden war, günſtig benutzt, vielleicht zu haushälteriſch; denn ein Kenner in Nr. 75 der

»Didaskalia« (Jahrg. 1834) wollte behaupten, daß die beiden Säle der niederländischen und italiänischen Schule breiter hätte gehalten werden können, indem die größeren Wände nur ein Streiflicht erhalten, was besonders den Gemälden auf der südlichen Wand sehr nachtheilig sey. Mit eben so vielem Rechte wird es gerügt, daß bei den Gypsabdrücken keine Vorkehrung getroffen, dieselben nach allen Seiten hin wenden und drehen zu können.

Anfangs schien man Seitens der Administration den verschiedenen Schulen gleiche Aufmerksamkeit zu schenken. Im Jahre 1829 wurde die italiänische durch ein Portrait des Kardinals Sughirann, Staatssekretairs Leo X., von Raphael, die altdeutsche Schule durch ein Portrait Knipperdollings, von Quintin Messis, die niederländische durch ein Portrait des Kindes Rubens, von Rubens, und die neudeutsche Schule endlich durch eine Landschaft von Koch, mit Figuren von dem verstorbenen Schick, aus Stuttgardt, vermehrt. Späterhin jedoch hat man vorzugsweise die italiänische Schule begünstigt.

Unter den italianischen Malern zeichnen sich aus: Thomas Mutina, (Madonna, byzantinische Schule, älteste Epoche); Taddeo

Gaddi; Fiesole, (Alter und wundervolle Schönheit, besonders herrliche Ausführung bis in die kleinsten Details); ein schöner Titian, (Portrait); ein Giambellino, (Maria mit dem Christuskinde und Johannes der Täufer); ein Pordenone, oder Moretti, (Maria mit dem Christuskinde, rechts der heilige Sebastian, links der heilige Antonius, venetianische Schule).

In dem altdeutschen Saal ist vor allen andern der oben erwähnte Quintin Messis (Portrait Knipperdolling's) zu bemerken. Unendliche Wahrheit und Lebendigkeit zeichnen es aus. Weiter verdient Erwähnung Hans Hämling, (Madonna mit den Heiligen. Hier ist die wundervolle Zartheit der Köpfchen zu loben. Man könnte das Gemälde mit Fiesole parallelisiren). Endlich befindet sich hier ein trefflicher Schoorel, (Grablegung Christi).

Der niederländische Saal ist der schwächste Theil der Kunstsammlung. Rubens, (Portrait des eigenen Kindes; wahrscheinlich aus der ersten Zeit des Malers); einige schöne van Dyks und Ruysdäels sind das einzige Bemerkenswerthe niederländischer Schule.

Außerdem enthält das Städel'sche Institut eine kleine, aber bedeutende Kupferstich-Sammlung, welche Mittwochs Nachmittags, von 2—4 Uhr, und Abends, von 7—9 Uhr, den Beschauern freigegeben wird.

Zu rügen ist die rothe Tapetenbekleidung des Saals, in welchem die Gypsabgüsse aufgestellt sind. Sollen sie zu Modellen dienen, so kann die grellrothe Farbe der Wände den Augen der Arbeitenden nur nachtheilig seyn.

Die Leitung der ganzen Anstalt ist in den Händen Veit's, dessen meisterhaft komponirter und ausgeführter Schild des Achilles zu den trefflichsten Werken des Instituts, von der Hand lebender Künstler, gehört. Ich weiß es nicht, ob Veit, dessen Kunstsinn und Kunstfähigkeit keiner Erörterung bedarf, der in dem Hause Bartholdi und in der Villa Massimi für deutsche Kunst so mächtig wirkte, plein pouvoir in Betreff der Kunst-Anstalt hat. Es wäre solches zu wünschen, obwohl man es, nach manchen Mißgriffen, die hier vorgekommen sind, kaum vermuthen kann. Bekanntlich ist eine Handelsstadt kein sicheres Asyl für die Kunst, und Städel selbst, der Stifter, war nur Dilettant; es blieb der Verwaltung seines Kunst-

Instituts überlassen, demselben die Weihe zu ertheilen, die verschiedenen Schulen mit gleicher Vorliebe zu bedenken und jene Kirche der Kunst hervorzurufen, in welcher die Werke großer Meister als heilige Denkmäler erprangen, die Jünger zur Verehrung und Nachahmung auffordernd. Ein System muß hier vorliegen, und Veit ist der Mann, dasselbe hervorzurufen, wenn man ihm freie Hand läßt. Die Administration würde sich nur nach seinen Anordnungen zu richten haben, und er würde die innere Organisation der Anstalt kräftig feststellen. Städel's Absicht in dieser Hinsicht liegt genau vor. Genaue Prüfung, bei Untersuchung der aufzustellenden Bilder, soll stattfinden; nur Meisterwerke wollte er angekauft wissen; sein eigener Nachlaß sollte einer Musterung unterliegen; alles Mittelgut sollte daraus entfernt werden. Nicht für die Neugierigen soll das Kunst-Institut eröffnet seyn, es soll dem Künstjünger einen festen Anhaltspunkt gewähren, der Geist der Kunst soll, mittelst dieses Instituts, seine Wirkungen auf das gesammte Frankfurt äußern und das Letztere aus den Comptoirstuben, aus der Börse, aus den Papieren zu sich heranziehen, poetisches Leben in demselben erwecken. Nicht die todte Beschauung,

sondern die heilige, ehrfurchtsvolle Hingebung an die Kunst muß der Administration als Motiv bei ihrem Verfahren dienen, und was Städel ahnen ließ, das muß die Direktion in's Leben rufen können. Zu dem Ende ist jedoch absolute Herrschaft der Direktion von Nöthen. Es wirkt nichts vernichtender auf den Geist der Kunst ein, der das eigentliche Kunstleben hervorruft, als wenn der Leiter der Kunst-Anstalt hier Rücksichten zu nehmen hat und durch diplomatische Schritte die Interessen der Kunst vermittelt werden müssen, oder durch ein mühseliges Streben der Meisterschaft gegen kleinlichen Eigendünkel und Starrsinn. Veit ist zu sehr Künstler, um sich mit der Diplomatik befassen zu können, aber daß seine Meisterschaft freies Spiel gehabt hätte, wer möchte das behaupten? Er muß die Reform nach und nach hervorrufen, statt daß er ein lebenskräftiges Werde! hätte aussprechen können. Ob man ihm auch nicht häufig von künstlerischer Seite bei dem rastlosen Streben für die Reform des Instituts feindlich begegnet hat? Eine Frage, die schwerlich mit verneinender Antwort zu belegen ist. Wer hier voreilig tadelnd auftreten will, der bedenke, mit welchen Verhältnissen der Leiter der Städel'schen Kunst-Anstalt zu kämpfen

hat. Städel hat seinen Wunsch ausgesprochen, aber bestimmte Kunst-Vorschriften in dem letzten Willen des Verstorbenen fehlten, und es blieb einer späteren Zeit überlassen, dieselben zu erlassen. Die Direktion soll dem Institute die Vollendung ertheilen, und die Direktion ist rechts und links abhängig. Sie kann nur stufenweise das Ziel erreichen.

Auch das Publikum unterstützt sie nicht; denn in Deutschland ist die bildende Kunst nie Gemeingut des Volks geworden, und der Dilettantismus hat mehr verderblich, als fördernd auf dieselbe eingewirkt. Eitelkeit und Prunksucht haben sich von den Einzelnen in die Masse hineingestohlen. Die Frankfurter haben ein Städel'sches Institut, und sind stolz auf dieses Institut, sie laufen in das Institut und besehen die goldfarbenen Decken der Zimmer und die bunte Pracht an den Wänden, und rufen ach! und oh! Theilnahme für die Kunst wohnt ihnen nicht in, Begeisterung noch weniger. Und diesen trockenen, prosaischen Menschen soll die Direktion den Weg zum Herzen der Kunst zeigen. Wie gesagt, das Publikum ist kalt und indifferent, und die wenigen Kunstverständigen rümpfen nicht selten die Nase und legen einen Maaßstab an das Streben der Direktion,

der durchaus absolut ist. Ich aber meine, was die Frankfurter Gutes in ihrem, ohne System begründeten Städel'schen Kunst-Institut besitzen, das verdanken sie Zeit; und daß der Entwickelungs-Proceß der inneren Organisation der Anstalt nicht mit Riesenschritten vorwärts schreitet, das liegt lediglich in den Verhältnissen.

Außer der Schöpfung der Kunst-Anstalt verdankt Frankfurt seinem Städel die Errichtung einer Kunstschule. Der Testator verordnete in dieser Hinsicht, daß Kinder unbemittelter Eltern, ohne Unterschied des Geschlechts und der Religion, welche sich den Künsten und Bauprofessionen widmen, zur Erlernung der Anfangsgründe des Zeichnens, durch geschickte Lehrer, oder in dem dahier bereits bestehenden städtischen Zeichnungs-Institut — und wenn sie ihre glücklichen natürlichen Anlagen und Fähigkeiten bei diesem ersten Unterrichte erprobet, auch durch Fleiß und gute Aufführung sich einer weiteren Unterstützung fähig gemacht haben, durch andere Meister in der historischen und Landschaft-Malerei, im Kupferstechen in allen Manieren, in der reinen und angewandten Mathematik, ganz besonders aber in der Baukunst und denen in das Kunstfach einschlagenden Wissenschaften unterrichtet werden

sollten. Weiter sollten dieselben die nöthige Unterstützung dahier, auch wohl, nach befindenden Umständen und den sich bei einem, oder dem andern Individuum zeigenden eminenten Fähigkeiten und guter Aufführung, in der Fremde — um sich zu nützlichen und brauchbaren Bürgern und Künstlern zu bilden, aus dem Städel'schen Kunst-Institut erhalten. Also lautete wörtlich Städel's Wille. Man sieht es, der Mann hatte, für einen Banquier, grossen Bürgersinn, und seine Büste im italianischen Saale, von Zwerger, spricht zum Herzen. In plastischer Ruhe, mit einem leichten lächelnden Anflug schaut sie aus der Nische auf die Menge hernieder, die in den Sälen umherwandelt, ein wahrhaft geistiger Kopf, scharf ausgeprägte edle Charakteristik, göthische Objektivität in den Mienen. Unendliche Anmuth kränzt das Antlitz, griechische Idealität paart sich hier mit römischer Kraft. Dieser Kopf war grosser, erhabener Gedanken fähig — das glaubt man ihm auf den ersten Anblick. Er hat das Erworbene redlich angewendet, und der Marmor, aus welchem er gemeisselt, scheint Einem nicht von Stein, so warm und innig spricht er das Leben an.

Hessemer leitet die architektonische Schule, Zwerger die der Bildhauerkunst, Binder

ertheilt Unterricht in der Oelmalerei, Schäfer in der Kupferstecher-Kunst. Was läßt sich nicht von dem Streben dieser Männer erwarten, die, bei regem Kunsteifer und hohem Kunstsinn, die Meisterschaft in ihrem Fache bewähren.

Ehe man die Säle betritt, glänzen Einem die Busten Dürer's und Raphael's, der Repräsentanten deutscher und italiänischer Kunst, entgegen.

Gesang-Vereine.

Der Cäcilien-Verein, unter Scheible's Leitung, sucht seines Gleichen in Deutschland. Auf feste Kunst-Grundsätze basirt, beschäftigt er sich nur mit der Ausführung der großartigen Kompositionen eines Beethoven, Händel, Mozart, Hayden, Gluck und jener der italiänischen Meister. Großer Gott! es wird heut zu Tage so viel Spiel mit der Musik getrieben und man hat ihr eine so wohllustige, sinnenkitzelnde Seite abgewonnen, daß es Einem sehr wohl thut, einmal eine andächtige Feier der Tonkunst zu hören. Die Frivolität der heutigen Komponisten, die sich nur Teufel und liederliche Nonnen, Romantik und Seeräuber, Hochgericht

und Kirche für Euterpe ausſucht, der Nichts zu heilig und Nichts zu unheilig iſt, daß man es nicht beſingen und beinſtrumentiren könne mit Pauken und Trompeten, dieſe Frivolität, die aus den Armen der Janitſcharen-Muſik an das Herz der Orgel taumelt, aus dem Allerheiligſten in das Wirthshaus, von dem Throne zu dem Galgen; dieſe Frivolität, die Euterpen nothzüchtigt und Mozart, Beethoven, Gluck des königlichen Purpurs beraubt, fetzenweiſe, um ihre Blößen damit zu verhüllen, ſie wird Einem fürchterlich zuwider. Es kommen Stunden, wo das Herz ſich nach inbrünſtiger, gläubiger Verehrung ſehnt, es kommen Stunden, wo Paläſtrina und Pergoleſi herbeigewünſcht werden, wo Händel's Meſſias willkommen iſt, wo Mozart's Requiem höher geſtellt wird, als der Tankred Roſſini's. In ſolchen geweihten Stunden erſchließt der Cäcilien-Verein ſeine Pforten. Schelble ſieht dann heilig und verklärt aus, poeſiedurchdrungen. Ueber dem ganzen Verein tagt es wie Weihnacht, oder wie Charfreitag, oder wie Oſtern, oder wie Pfingſten. Ein heiliger Geiſt ruht alsdann auf dem Cäcilien-Verein, der, unter Todtenſtille, die großen Meiſter ſprechen läßt. Ja, ſie allein führen das Wort, man giebt ſich ihnen ganz hin. Der Cäcilien-

Verein bietet in ſeinem Enſemble wahrhaft Vollendetes; es iſt eine Klaſſicität in dieſem Geſange, die an Rom mahnt, an die Peterskirche, an den Himmel. Mozart's und Cherubini's Requieme wurden erſt kürzlich, unter Schelble's Leitung, in der Domkirche exekutirt, als man Kaiſer Franz I das Todten-Amt hielt. Ach! es tönte ſo wunderſeltſam zu den Sinnen, daß Alles in Einem Muſik wurde, Alles Verklärung. Dieſes Wogen der Harmonieen, dieſes ſanfte Hinanſchweben zum Ueberirrdiſchen machte mich ſo ätheriſch, ſo ganz und gar poetiſch, daß ich es beinahe vergaß, die Etiquette habe an dieſem Todten-Amte auch einigen Antheil.

Außer dem Cäcilien-Verein muß ich des Liederkranzes Erwähnung thun. Tändelnd und ſpielend beſchäftigt er ſich mit Euterpen, wie ſein Name andeutet. Er reicht ihr Kränze aus Liedern. Scherz und Ernſt, Heiterkeit und Wehmuth der Kompoſitionen bieten hier Blumen zu einem farbigen Potpourri. Man hört hier nur Männerſtimmen, ohne Muſikbegleitung, aber der Geſang iſt belebend und erfriſchend, da jenen Wohlklang und Kraft inwohnt, und ein trefflicher Dirigent, Herr Juſt, die Harmonie des Ganzen feſtſtellt. Arndt's «Was iſt des Deutſchen Vaterland?»

von Herrn Speyer wahrhaft poetisch komponirt, hat mein deutsches Herz zu Thränen elektrisirt. Auch Körner's Lieder erhalten durch den Vortrag des Liederkranzes jene Weihe, die den Enthusiasmus hervorruft, oder zu stiller Wehmuth führt, wenn man dabei an so manche ahnungsvolle Strophen des Dichters mit Leyer und Schwerdt denkt.

Nachrede.

Die Reihe meiner Bilder wäre somit geschlossen. Eine Vorrede habe ich ihnen nicht gehalten, und die eigentliche Nachrede überlasse ich der Kritik. Was die üble Nachrede betrifft, so werden jene schon dafür sorgen, denen ich nicht gefranzbrodelt habe. Aber ein paar Worte muß ich noch zum Schluß an die Leser richten. Frankfurt ist allerdings eine wichtige Stadt in Deutschland und sie hat mehr allgemeines Interesse aufzuweisen, als irgend eine andere. Indeß was ihr dieses Interesse verleiht, das ist eben nicht Frankfurtischen Ursprungs und Charakters und kann nur einen secondairen Platz in Frankfurter Bildern finden, oder gar keinen, wie z. B. die hohe deutsche Bundes-Versammlung. Für zwanzig Druckbogen ist Frankfurt, trotz seines Römers und seines Aepfelweins, trotz seines Goldes und seiner Bratwürste, trotz seines Stadel'schen Kunst-Instituts und des Platzes, auf welchem man Göthe dereinst ein Denkmal errichten wird und der sich sicherlich bereits, innerhalb der Ringmauern, verfindet, ich sage, für zwanzig Druckbogen ist Frankfurt, trotz aller seiner Merkwürdigkeit, nicht groß genug. Um die Leere der

Objektivität auszufüllen, habe ich denn häufig die Subjektivität walten lassen müssen. Ich habe an meine Bilder Phantasien geknüpft, die — wenn auch von allgemeinerer Bedeutsamkeit — doch den Frankfurter Lokalitäten ihren Ursprung verdanken. Neue Ideen wird Eduard Meier nicht in diesen Bildern finden; denn das Menschen-Recht, auf welches ich hie und da hingedeutet habe, ist die älteste Idee dessen, der die Welt ohne Fürsten und Geheime-Räthe geschaffen hat und dessen Absicht es nimmermehr war, das Gold zum Regenten in seiner Schöpfung zu machen. Aber das Menschen-Recht — so alt wie es auch ist, so antediluvianisch — es hat sich doch in Feuers- und Wassersnoth bei Leben erhalten; es rettete sich mit Noah auf dem Berge Ararat, es wurde nicht in dem Brande von Sodom und Gomorrha vernichtet. Die Menschheit wurde mit Strafen, mit Revolutionen, Monarchien und Republiken belegt, aber ihr Recht, das ihr einmal von Gott gegeben, blieb ihr in allem Unglück. Und dieses Menschen-Recht hat nur einen Frühling, keine andere Jahrszeit; es treibt in Einem fort Blüthen, die Jedem bekannt sind, die nichts Neues, aber stets Willkommenes bieten. Der Humanität wegen,

die ich nur vor Augen hatte, mag man mir meine Subjektivität verzeihen und es mir zu Gute halten, wenn ich bei den Sachsenhausern des Patriotismus, der Nationalität, der Freiheit gedachte und keine Aepfel-Wein-Witze auftischte, an welchen die Nachkommlinge der alten Sachsen so reichhaltig sind; man mag es mir verzeihen, wenn ich bei der Hirnschaale des heiligen Barthelomäus anderer Hirnschaalen gedachte, die nicht heilig gesprochen wurden; verzeihen, wenn ich bei den wandgetünchten Kaisern im Römer der lebendigen Kaiser gedachte und mich nicht in einer Zergliederung der goldenen Bulle verlor, keine Antiquitäten auskramte und Karl V keinen großen Kaiser nannte, obwohl er doch die »Peinliche Hals-Gerichts-Ordnung« ins Leben rief, jene blutige Karoline, die, halb spanisch-finster, halb deutsch-juristisch, die rechtliche Freiheit aller Staats-Burger feststellt. Das Leben liegt mir gar zu sehr am Herzen, und ich halte wenig auf die Philologie, die Jurisprudenz, die Theologie, den Hegelianismus, die Archäologie, die Numismatik, die keinen Menschen glucklich machen. Aber ich halte viel auf die Menschheit, ohne Staats-Uniformen und Orden, ohne Hofräthe und Kommerzienräthe, ohne Geld und Papiere.

Deshalb werde ich denn häufig subjektiv und verliere mich in Phantaſieen, die ſich weder aus dem Civil-Rechte, noch aus dem päbſtlichen, weder aus dem Staats-Rechte, noch aus dem Sachſenſpiegel ergeben, die rein menſchlichen Urſprungs ſind. Die Kritik möge es mir verzeihen, wenn ich über jene häufig die Genre-Malerei vergaß. Ich habe Nichts mehr zu ſagen.